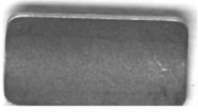
VON 1440 BIS 1640

Ferdinand Schmidt

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußens Geschichte

in Wort und Bild.

II.

Digitized by Google

Reprint der Originalausgabe von 1880
nach dem Exemplar der
Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena
Signatur: 4 Boruss. II, 9/500

Reprint © Archiv Verlag
Braunschweig

Digitized by Google

Kurfürſt Johann Georg

Digitized by Google

Preußens Geschichte in Wort und Bild. II.

Illustrirte

Geschichte von Brandenburg und Preußen.

Preußen unter den Hohenzollern'schen Kurfürsten

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

Digitized by Google

Einen beſſern Bund konnte der preußiſche Staat nicht ſchließen, als mit dem auf richtigem Wege ſich fortentwickelnden Geiſte der deutſchen Nation.

Leopold von Ranke.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

der

Illustrirten Geschichte von Preußen.

Zweiter Band.

Die Mark Brandenburg unter den Kurfürsten des Hohenzollern'schen Hauses (1415–1688) [Zweiter Theil]

Vom Tode Friedrich's bis zum Beginn der Reformation.

Die Stadt Berlin 3

Kurfürst Friedrich II., der Eiserne (1440—1470) 19

Albrecht Achilles (1471—1486) 26

Johann Cicero (1486—1499) 32

Joachim I. Nestor (1499—1535) 37

Vorboten der Reformation 42

Ein dunkles Gemälde aus der Zeit Joachim's 55

Papstthum und Kaiserthum 62

Vom Eintritt der Reformation bis Joachim II.

Eintritt der Reformation 71

Innere Ursachen des ausbrechenden Religionskampfes 80

Zwingli, Calvin und die Reformirten 89

Der Bauernkrieg. Das Bündniß von Schmalkalden 94

Joachim II., genannt Hector, und Johann von Küstrin (1535—1571) 106

Die ersten Religionskriege 112

Zustände im Innern 118

Die Hohenzollern in Preußen.

Das alte Preußenland 123

Die ersten christlichen Sendboten in Preußen 127

Der Deutsche Ritterorden in Preußen 130

Digitized by Google

Seite

Von Johann Georg bis zu Johann Sigismund (1571—1619).

Johann Georg (1571—1597) 148
Joachim Friedrich (1597—1608) 152
Johann Sigismund (1608—1619) 156

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Die Ausbreitung der evangelischen Lehre und des Jesuitenordens 161
Vorzeichen des Dreißigjährigen Krieges 166
Ferdinand II. und der Winterkönig 169
Georg Wilhelm. Brandenburg in der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges . . . 174
Erstes Auftreten Wallenstein's 179
Gustav Adolf in Deutschland 191
Gustav Adolf's Theilnahme am Deutschen Kriege 196
Gustav Adolf's Triumphzug durch Deutschland 208
Wallenstein's Wiederauftreten und sein Ende 210
Georg Wilhelm's Ausgang 221

Kulturgeschichtliche Umschau.

Höfisches und bürgerliches Leben 225
Handel und Verkehr 260
Die Rechtspflege in Deutschland 272
Ketzerverfolgungen und Hexenprozesse 275
Kriegswesen 289
Blick auf die gesellschaftlichen Zustände in Brandenburg vor und während des Deutschen Krieges 294

Digitized by Google

Die Mark Brandenburg unter den Kurfürsten des Hohenzollern'schen Hauses.

(1415—1640.)

[Zweiter Theil]

Digitized by Google

Digitized by Google

Heimkehr von der Jagd. Zeichnung von B. Mörlins.

Vom Tode Friedrich's bis zum Beginn der Reformation.

Die Stadt Berlin.

Ehe wir die Geschichte des Landes weiter verfolgen, erscheint es nothwendig, den Lesern ein Bild der Hauptstadt der Marken zu geben.

Ueber Ursprung, Alter und Namen Berlins ist viel gefabelt worden, bis neuerdings zuverlässige Forscher (Klöden, Fidicin und Adler) ein, wie es scheint, abschließendes Urtheil festgestellt haben. Ob in grauester Vorzeit schon Semnonen, ob später erst Wenden hier ihre Lehm- und Strohhütten aufgeschlagen haben, ist nicht zu ermitteln gewesen. Die Bildung der Flußufer ist derartig, daß ein Uebergang leicht war, daher wol eine Verkehrsstraße hier schon seit dem grauen Alterthume bestand. War dies der Fall, so mochten wol auch Leute hier ihre Wohnstätten aufgeschlagen haben.

Zunächst ist festzuhalten, daß das heutige Berlin aus der Vereinigung zweier durch die Spree getrennten Städte, Cöln und Berlin, entstanden ist.

Cöln nannten die Wenden jeden aus Sumpf und Wasser sich erhebenden Hügel; wie denn heut noch inselartige Hügel von den slavischen Bewohnern des Spreewaldes Kollen oder Kullen genannt werden. Ein solcher Hügel war der Boden der früheren Stadt Cöln. Seine bedeutendste Erhebung befand sich in der Gegend des heutigen Petriplatzes; die Abflachung erfolgte nach und nach. Das von beiden Armen der Spree umflossene Cöln

Digitized by Google

gehörte zum Lande Teltow, mit dem es durch ein Damm- und Brückenwerk verbunden war; das gegenüberliegende Spreeufer, auf dem sich später Berlin erhob, gehörte zu dem Lande Barnim. (Es wurde schon früher darauf hingewiesen, daß die Namen Teltow und Barnim wahrscheinlich bis in die Zeit der Semnonen hinaufreichen.)

Als nun Albrecht der Bär nach der Eroberung der Stadt Brandenburg seine Macht nach dem Osten auszudehnen suchte, rückte er dem wendischen Orte Cöln immer näher. Spuren von Befestigungen, die heut noch zwischen Spandau und Berlin vorhanden sind, deuten darauf hin, daß um den Besitz des Landes hier gekämpft ward. Belieh Albrecht doch auch die Tempelritter ganz in der Nähe von Berlin mit Gütern. Endlich ward Cöln — damals ein wendisches Dorf — erreicht und eingenommen. Die Deutschen behaupteten sich hier und bauten — auf dem heutigen Petriplatze — eine dem heiligen Petrus (dem Schutzheiligen der Fischer) geweihte Kirche. Durch deutsche Ansiedler, die herangezogen wurden, vergrößerte sich Cöln und ward im Jahre 1232 zur Stadt erhoben. Aber auf dem gegenüberliegenden Ufer müssen sich ebenfalls deutsche Ansiedler lange vorher schon festgesetzt haben, denn zwölf Jahre später (1244) tritt hier unter dem Namen Berlin ein neuer Ort als Sitz eines Propstes auf, und es wird derselbe acht Jahre danach (1252) bereits als Rechtsstadt für Frankfurt a. O. bezeichnet, das um diese Zeit zu einer Stadt erhoben ward. Nicht lange darauf finden wir in Berlin eine dem heiligen Nikolaus, dem Schutzheiligen der Schiffer und Kaufleute, geweihte Kirche, wie auch einen neuen Markt und eine zweite Kirche. Schon um diese Zeit war Berlin in seiner Ausdehnung größer als Cöln. Wahrscheinlich erhielt Berlin etwa um das Jahr 1240 sein Stadtrecht, also um dieselbe Zeit, in welcher der Hansabund gegründet ward.

Cöln und Berlin, nur durch die schmale Spree getrennt, hatten nicht gleiche Rechte. Erst am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts (1307) vereinigten sie sich zu einer einzigen Stadt, indem die Einwohnerschaften beschlossen, eine gemeinschaftliche Rechtspflege und Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten herzustellen, die Befestigung der vereinten Städte gemeinsam zu betreiben, ihre Besitzungen zusammen zu thun und Freud und Leid mit einander zu theilen.

Nun wurde für die gemeinschaftliche Verwaltung ein Rath von zwölf Rathsmännern und drei Aldermännern gewählt, und zwar aus Berlin, als der größeren Stadt, acht Rathmänner und zwei Aldermänner, und aus Cöln vier Rathsmänner und ein Aldermann. Ferner wurden von den sieben gemeinschaftlichen Schöffen vier aus Berlin und drei aus Cöln gewählt. (Das Schöffen- oder Schöppengericht war ein Ueberrest des altgermanischen Geschworenengerichts.) Um die Obrigkeit aus Männern zusammenzusetzen, die möglichst gleichmäßig das Wohl beider Städte im Auge hätten, ward die Bestimmung getroffen, daß die Cölner die Rathsmänner und Schöffen aus Berlin, die Berliner die gleichen Männer aus Cöln zu wählen hatten. Jährlich schied der dritte Theil der Rathsherren aus und es wurden an Stelle derselben neue gewählt. Die Amtszeit der Schöffen dauerte drei Jahre. An ihrer Spitze stand der von dem Landesherrn mit dem Richteramte belehnte Schultheiß. Als Recht galt vor dem Berliner Stuhl das „Magdeburgische Recht", später der „Sachsenspiegel" und der „Richtsteig". Wer mit dem Spruche des Schöffengerichts nicht zufrieden war, konnte sich klagend an die „Klinke" (den Schöppenstuhl) zu Altstadt-Brandenburg wenden.

Dem Rathe standen Kämmerer und Baumeister zur Seite, ein Stadtschreiber hatte alle Schreiben auszufertigen und die Stadtbücher zu führen. Sein Gehalt war: fünf Schock Groschen des Jahres, ein Schilling und fünfzehn Groschen zum Sommer- und Wintergewande, fünfundzwanzig Schillinge vom ausgeschriebenen Schosse, drei Pfennige von jeder Bürgeraufnahme, drei Pfennige für das Einschreiben eines Kaufes in das Stadtbuch und für das Siegeln des Weines, der von dem Rath als gut befunden war, ein Quart von jedem Faß.

Digitized by Google

Außerdem gab es einen Marktmeister, ferner — der Zahl der Thore entsprechend — in Berlin drei und in Cöln zwei Thorwächter, einen Heidewärter, Wagenknechte, Kuh- und Pferdehirten, einen Todtengräber und einen Büttel. Letzterer hatte zugleich für die Reinigung der Straßen und Plätze der Stadt zu sorgen. Dafür empfing er von jedem Bürger jährlich einen Pfennig. Aus der Stadtkasse dagegen erhielt er: „für Enthaupten, Henken und Lebendigbegraben 5, für Schlechtbrennen und Brandmarken 6, Jemand in einer Küpe zu braten 10 Schillinge, für das Stäupen 10 Pfennige."

Stadtbild aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Der Erweiterung Cölns standen Naturhinderniſſe entgegen — Waſſer und Sumpf — alle neuen Anſiedler bauten ſich demnach ſchon aus dieſem Grunde in Berlin an. Auch die Markgrafen beſaßen bereits ein Wohnhaus in der Kloſterſtraße, und wie wichtig ihnen Berlin erſchien, erhellt aus dem Umſtande, daß hier im Jahre 1286 die Stände des Landes zu einem großen Landtage verſammelt wurden. Es wird dem Leſer erinnerlich ſein, daß die Askanier Anfangs Brandenburg zur Hauptſtadt des Landes erhoben. Jetzt wurde Berlin als das Haupt aller Städte der Mark betrachtet, Cöln galt bereits als ein bloßer Stadttheil Berlins.

Im Jahre 1289 erhielt die Stadt das Niederlagsrecht (das Recht, von Kaufmannswaaren, die in Berlin lagerten, Zoll zu erheben), ebenso den Budenzoll und den Zoll auf Schiffe und Floßholz. Im Jahre 1319 wußte sich Berlin das Münzrecht zu erwerben. Man prägte zuerst Bracteaten, auch Hohlpfennige und Blechpfennige genannt. Es waren dies dünne, nur auf einer Seite geprägte Münzen aus Silberblech, die das Bild des Schutzheiligen trugen. Dann wurden Denare, Pfennige (nach Pfunden berechnet) und Finkenaugen (es gingen sechsunddreißig auf einen Gulden) geprägt. Später kamen noch Scherpfennige oder halbe Pfennige hinzu, wie auch Prager Groschen. Viermdsechzig Prager Groschen machten eine Mark.

Im Jahre 1308 — beim Beginne der Regierung Waldemar's, des letzten Askaniers, entbot Berlin die mächtigsten Städte des Landes zu sich, um mit ihnen in Berathungen über die Aufrechthaltung des Landfriedens zu treten. Schon aus diesem Umstande erhellt, welches Ansehen die Stadt bereits gewonnen hatte. Das war der Anfang des Städtebundes in der Mark, dessen Haupt Berlin lange Zeit blieb, eines Bundes, der sich in der schweren Zeit unter den Bayern und Luxemburgern als der einzige Schutz gegen die Gefahren des Fehdewesens bewies.

Der Kaland. Es ist hier der Ort, etwas von der geistlichen Brüderschaft „der Kaland" zu sagen, der einen Hauptort in Berlin hatte. Was war der Zweck dieser Brüderschaft? Darauf antwortet die Bestätigungsurkunde derselben, ausgefertigt von einem Bischofe zu Brandenburg, Folgendes: „Da viele heimatslose und schwache Priester, ohne Unterhalt, Obdach und fast von aller menschlichen Hülfe verlassen, auf den Kirchhöfen von Berlin und Cöln sich aufhielten und aus Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen vor Hunger, Durst und Kälte fast umkämen; da sie, wenn dies geschehen sei, in der dürftigsten Weise, als ob sie nicht Priester und mit dem heiligen Oele gesalbt gewesen seien, ohne alles Ceremoniell beerdigt würden, so wären einige Weltgeistliche jener Städte, von Mitleiden bewegt, zusammengetreten, um sich solcher Unglücklichen zu erbarmen und um nach Forderung der Menschlichkeit ihnen, so viel sie nur könnten, im Tode Beistand zu leisten. Auch hätten diese zur Aufbringung der Kosten eine nach gewissen Gesetzen handelnde Gesellschaft eingerichtet, und dieselbe Elendsgilde oder die Brüderschaft der heimatslosen Priester in der Propstei zu Berlin genannt." — Hier wird die Brüderschaft Elendsgilde genannt. Den Namen Kalandsbrüderschaft deutet man dahin, daß die Brüderschaft sich am ersten Tage jeden Monats (im römischen Kalender Calendä genannt) versammelt haben soll. Ob dem so war, ist noch nicht erwiesen. Der Zweck, den die Brüderschaft sich vorgesetzt hatte, war gewiß ein löblicher. Die Kalandsbrüderschaft kam bald zu Mitteln, sich Grundstücke zu erwerben, Priesterstellen und Altäre zu stiften. In der Nikolaikirche hatte sie sieben Altäre und eine Kapelle, in der Petrikirche zwei und in der Marienkirche drei Altäre, deren Stiftung und Unterhalt reichliche Mittel voraussetzten. Die Brüderschaft besaß, wie es scheint, in der ersten Zeit ein Haus in der heutigen Brauhausgasse; später erwarb sie sich einen ansehnlichen Hof in der Klosterstraße, der noch heute Kalandshof heißt. Dort fanden die Versammlungen statt. Jedem, der an den Seelenmessen für die verstorbenen Brüder Theil nahm, mochte er nun ein Mitglied des Ordens sein oder nicht, war ein vierzigtägiger Ablaß verheißen.

Die Kalandsbrüderschaft hat im 14. Jahrhundert ohne Zweifel segensreich gewirkt. Die Brüder benutzten indeß die Mittel, die ihnen gegeben wurden, mehr und mehr, statt sie zum Heile Nothleidender zu verwenden, für sich selbst. Die Berathungen waren früher mit einem einfachen Brudermahle geschlossen worden; aber die Einfachheit schwand in dem Maße, in welchem man den ursprünglichen Zweck der Brüderschaft aus dem Auge verlor, und Völlerei in greulichster Gestalt trat an ihre Stelle. Es kam so weit, daß „Kalander" oder „Kalender" im Munde des Volkes so viel sagen wollte wie Prasser, Schlemmer, Vollsäufer. So geht es im Leben der Gesellschaft. Der Geist schafft sich Formen;

Digitized by Google

flieht das Leben, das die Formen schuf, so erhalten sich diese, oft mit dem Gegentheile ihres ursprünglichen Inhalts erfüllt, bisweilen noch eine Zeit lang. Dann werden sie von neuen Bildungen zerstört, oftmals nicht ohne schwere Kämpfe.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Die Brüderschaft ist zerfallen, der fromme Sinn aber, der sie schuf, ist mächtiger geworden und hat sich neue unzählige Formen erschaffen. Darin liegt kein Grund, zu trauern und zu zagen, sondern der Antrieb, das Geistesleben zu fördern in uns und Anderen. Dann wird der Menschheit auch mehr und mehr „alles Andere" zufallen.

Indem wir nun die Geschichte der Stadt in der traurigen Zeit der Bayern und Luxemburger verfolgen, müssen wir, um für die Beurtheilung späterer Ereignisse den richtigen Standpunkt zu gewinnen, sogleich hervorheben, daß in jener Zeit der durch den Sieg des Papstthums geschwächten Kaisermacht sich überall in Deutschland neue Herrschaften zu bilden suchten. Deutschland, wurde bereits gesagt, habe damals im Grunde genommen aus einer sehr großen Zahl kleiner Republiken bestanden, geistlicher sowol wie weltlicher, und es traten auch, muß hinzugefügt werden, allgemach die Städte in die Zahl derselben ein. Von einem allgemein geltenden Rechte war fast keine Rede mehr, eines Jeden Recht erstreckte sich so weit wie seine Macht. Daß die Städte, indem sie sich gegen den Adel wehrten, glücklicherweise zu einer gewissen Selbständigkeit gelangten, ist unzweifelhaft wahr. Eben so wahr ist es, daß sie dem Fürsten zujauchzten und Beistand liehen, der seine Macht dazu verwandte, dem gesetzlosen Treiben des Erbadels Schranken zu ziehen. Sie selbst aber kamen auch, namentlich in dem 14. Jahrhundert, zu sogenannten „Freiheiten", die der Erreichung des Gemeinwohles sich später vielfach als außerordentlich hinderlich erwiesen. Sie wurden Staaten im Staate, und der Geist der Selbstsucht, der jene Zeit beherrschte, machte sich vielfach auch bei ihnen bemerkbar.

So war es bereits, als der erste Hohenzoller in die Mark kam. Er indeß hatte Anderes zu thun, als sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Das Uebergewicht der Macht, die zum Schaden des Landes thätig war, befand sich bei seinem Eintritte auf Seiten des Adels, und es war die Adelsmacht, wie wir gesehen haben, so bedeutend geworden, daß eine Kraft, wie Friedrich sie besaß, dazu gehörte, sie zu brechen. Was weiterhin noch im Lande zu thun war, ist seinem scharfblickenden Auge sicher nicht entgangen. Er that, was seiner Zeit sich als das Nothwendigste erwies, und hinterließ andere Kämpfe seinen Nachfolgern. — Dies gleich hier ins Auge zu fassen, wird für das rechte Verständniß der Folgezeit sich nützlich erweisen.

Berlin nahm fortgesetzt an Bedeutung zu. Es wurde der bleibende Ort der Landesversammlungen, zu denen Bischöfe, Herren, Mannen und Städte der Altmark, des Landes zwischen Elbe und Oder, der Uckermark und jenseit der Oder berufen wurden. Die vornehmsten Männer des Landes, die Bischöfe von Brandenburg, Lebus und Havelberg, die Aebte von Lehnin und Zinna, wie auch weltliche Große, hatten hier eigene Wohnhäuser.

Unter Jobst war Berlin in den Besitz landesherrlicher Güter und Rechte gekommen, und es war vorauszusehen, daß mit der Befestigung der wieder begründeten landesherrlichen Macht auch manche jener verschleuderten Rechte, die zur Weiterentwicklung des Rechtsstaates in der Hand des Fürsten nothwendig waren, wieder zurückverlangt würden. Das gewerbliche Leben und der Handel hatten die Stadt wohlhabend gemacht. Reinickendorf, Lichtenberg, Friedrichsfelde, Stralow, Tempelhof, Marienhof und Rixdorf waren von Berlin angekauft worden, das Schloß Köpenick befand sich in dem Pfandbesitz der Stadt.

Was Berlin dem ersten Hohenzoller schuldig war, erkannte es sehr wohl. Die Macht des Städtebundes hatte sich mit der Zeit als nicht zureichend gegen die immer drohender anwachsende Macht der Adelsfamilien gezeigt. War doch die Unsicherheit vor Auftreten

Digitized by Google

Friedrich's I. so groß gewesen, daß, wie Urkunden erweisen, die Landtage nicht mehr hatten beschickt werden können. — Was der märkische Städtebund und Berlin an seiner Spitze beabsichtigt hatte, die Herstellung des Landfriedens, ward erst unter Friedrich erreicht.

Doch sehen wir uns die Stadt Berlin, wie sie um jene Zeit aussah, genauer an.

Heut ist die bebaute Fläche der Stadt über 5000 Morgen groß, damals betrug sie nicht den zwölften Theil, etwa nur 400 Morgen. Die Stadtmauer war 30 Fuß hoch, und, wie ihre Trümmer zeigen, unten aus großen Feldsteinen, oben aus Mauersteinen erbaut. Die Thore waren aus dicken eichenen Bohlen gearbeitet und mit mächtigen eisernen Bändern beschlagen. Ueber den Thoren erhoben sich eckige und runde Thürme, auf denen sich Tag und Nacht bewaffnete Wachtmannschaften befanden. Zur Nachtzeit waren die Thore fest verschlossen, und Niemand kam in die Stadt. Eine solche Vorsicht war nöthig, denn ringsum war die Stadt von dichtem Walde umgeben. An Stelle der jetzigen Kurfürstenbrücke verband die Städte Berlin und Cöln die sogenannte lange Brücke. Sie bestand aus Holz und war in der That sehr lang, weil die Ufer damals an dieser Stelle ziemlich weit aus einander lagen. Am Ende der langen Brücke, im alten Berlin, stand das gemeinsame Rathhaus beider Städte. Die zumeist krummen und meist engen Straßen waren ungepflastert, denn die Straßenpflasterung kam in Berlin erst im 17. Jahrhundert auf; die Häuser waren fast sämmtlich aus Holz und Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt. Hier und da hatte man begonnen, das Fachwerk eines Hauses mit Steinen auszufüllen; der steinernen Häuser gab es wenige. Zum Bau wurde behufs Erreichung größerer Festigkeit meist Eichenholz verwandt. Die Häuser standen mit den Giebeln nach der Straße zu, und die oberen Stockwerke ragten über die unteren hervor, wodurch die engen Straßen nur noch mehr verdüstert wurden. Die meisten Häuser hatten sicherlich noch keine Schornsteine, die überhaupt erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts in den vorgeschrittenen italienischen Städten aufkamen; der Rauch mußte sich den Weg durch die Thür suchen. Ebenso fehlten den Häusern noch die Fenster mit weißen durchsichtigen Glasscheiben, welche in Deutschland bei bürgerlichen Wohnungen erst im 16. Jahrhundert gebräuchlicher wurden; die Kirchen dagegen wie auch die Burgen und die Häuser reicher Bürger hatten Fenster mit schönen Glasmalereien.

Wer im Sommer durch die Straßen ging, sah ein geschäftiges Treiben in denselben, denn die Werkstätten der Gewandschneider, der Schuhmacher, der Schmiede befanden sich vor den Thüren; die Räume in den meisten Bürgerhäusern waren meist eng und düster, so daß man sich gern hinausbegab in die freie Luft. In den Häusern der „Geschlechter" freilich war Alles aufs Stattlichste eingerichtet. Der Fußboden, aus Estrich oder geschlagenem Lehm bereitet, war mit Teppichen belegt, bei festlichen Gelegenheiten auch wol mit Binsen, grünem Grase und Strohgeflechten bedeckt. Die Wände waren etwa bis zur Mannshöhe mit schönem Holze getäfelt. Auf dem Sims ringsum standen schöne Gefäße, Krüge und Gläser. Der große, länglich viereckige Tisch bestand aus schweren Tafeln, die entweder auf gewaltigen Füßen oder auf Kreuzhölzer gestützt lagen. Fast ringsum an den Wänden und namentlich um den Ofen standen massiv gearbeitete Bänke von kernigem Eichenholze; nicht mindere Festigkeit hatten die Stühle und Sessel. In den Schlafgemächern befanden sich Betten mit hohen Gestellen, vor ihnen Bänke. Geld, Schmucksachen und werthvolle Zeuge wurden in Laden oder Truhen in besonderen vergitterten Gemächern aufbewahrt. Daß die meisten häuslichen Geräthschaften schon recht kunstvoll gearbeitet waren, wird der Leser nicht bezweifeln, wenn er sich erinnert, was früher über den Kunstfleiß der Städte gesagt worden ist. Eben so wenig, wie von einem Straßenpflaster, wußte man damals von einer Straßenbeleuchtung, in Betreff welcher es noch im 17. Jahrhundert gar übel stand. Zur Nachtzeit ging man überhaupt nur ungern aus, daher waren die Straßen fast gänzlich menschenleer. Wer nothgedrungen das Haus in der Nacht verlassen mußte, versah sich in der Regel mit irgend einer Leuchte. Man kann sich denken, wie schwere

Digitized by Google

Verwüstungen Feuersbrünste in den dicht gedrängten hölzernen, mit Stroh gedeckten Häusern anrichteten. Feuerwehren bestanden nirgends, höchstens daß Zunftgenossen bereitwillig den Betroffenen Beistand leisteten. An Händen, die nicht selten weniger nutzten wie Schaden brachten, fehlte es bei solchen Gelegenheiten nirgends. Denn brach ein Feuer aus, so lief Alles herzu, was von Mitleid oder Sorge um die eigene Habe getrieben ward, und man that mit Eimern, Feuerhaken und späterhin mit Feuerspritzen, was man konnte; doch nur die Mannhaftesten wußten sich in Bezug auf zweckmäßige Anordnungen Geltung zu verschaffen.

Doch wir wollen uns jetzt mit den wichtigsten Straßen, Plätzen und Gebäuden der Stadt bekannt machen, so weit gewissenhafte Forscher uns dies ermöglichen.

Schon bei Erwähnung der langen Brücke, die sich an der Stelle der heutigen Kurfürstenbrücke befand, ist darauf hingewiesen worden, daß der Theil der Spree zwischen den beiden Städten damals breiter war, als jetzt. Sie dehnte sich in der That auf der Berliner Seite bis zur Ecke der Post- und Heiligengeiststraße aus; ja ein Nebenarm floß sogar durch die Heiligengeiststraße und ging in der Gegend des Wursthofes wieder in das Hauptbett. Nur die rechte Seite der Heiligengeiststraße war bewohnt und zwar von Tuchmachern, deren Walkplätze und Tuchrahmen sich zwischen den Häusern und dem Wasser befanden. Die Straße führte zu dem Hospital und Kirchlein „Zum heiligen Geist", dessen Gründung in die älteste Zeit fällt. Daher ihr Name. Auch hatte damals die Stadt schon ihr St. Georgen-Hospital, „Jürgenspittel" genannt. Es war für Aussätzige gegründet, und wir haben bereits gehört, daß die schreckliche Krankheit des Aussatzes von Kreuzfahrern aus dem Morgenlande eingeschleppt worden war. Dieses Krankenhaus befand sich auf derselben Stelle, auf der wir es heut noch finden, nahe am Alexanderplatz. Aber damals lag es außerhalb der Stadt, weil diese sich nur bis zur jetzigen Königsbrücke ausdehnte. Das daselbst befindliche Thor hieß Jürgenthor, die Königsstraße Jürgenstraße (Georgenstraße) letztere erstreckte sich vom Jürgenthore bis zur Poststraßenecke. Der älteste Marktplatz war der Molkenmarkt, in dessen Nähe sich die markgräflichen Mühlen befanden. Der Mühlendamm war damals schon angebaut. Die Stralauerstraße (nächst der Spandauerstraße die bedeutendste) verband den Mühlendamm mit dem Stralauer Thore, das sich an der Stelle der heutigen Waisenhauskirche erhob; im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich die Stadt im Süden und Osten nur bis zur Spandauer- und Stralauerstraße ausgedehnt. Hinter diesen Straßen durften sich auch die Juden anbauen. So war die Judenstraße entstanden; im Judenhof hatten die Juden ihre erste Synagoge. Die Klosterstraße bestand seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; ihren Namen erhielt sie von dem Grauen Kloster, das hier angelegt ward. Die Mönche — Franziskaner — trugen graue Kleidung, daher der Name „Graues Kloster"; zum Kloster gehörten auf beiden Seiten große Gärten. Lange Zeit galt die Klosterstraße als der vornehmste Stadttheil; hier befand sich nicht nur das markgräfliche „Hohe Haus", sondern hier hatten sich auch jene vornehmen Herren, von denen wir oben redeten, Häuser erbauen lassen. Der Name der Bischofsstraße, die in die Klosterstraße mündet, erinnert noch an die Häuser und Höfe der Bischöfe von Brandenburg und Lebus. Auch die Kalandsbrüderschaft baute sich, wie erwähnt wurde, in der Klosterstraße ihren Kalandshof. Der Anbau um die Marienkirche war zu jener Zeit spärlich. Die in der Nähe derselben befindliche Papenstraße erinnert an den Bischof von Havelberg, der hier sein Haus hatte. (Bischöfe wie auch Päpste wurden häufig „papa" [Vater] angeredet, daher der Name Papenstraße.)

In Cöln waren die beiden wichtigsten Gebäude die Petrikirche und das Dominikanerkloster. Die Mönche dieses Klosters wurden nach ihrer Kleidung „Schwarze Brüder" genannt. Der Name Brüderstraße als Hauptstraße neben dem Kloster ist ebenfalls von dem Namen „Schwarze Brüder" abzuleiten. Die nach der Spree gehenden Seiten der Breitenstraße waren damals noch unbebaut. Zu den besseren Straßen gehörte die meist von Fischern bewohnte Fischerstraße. In der Roscher-, jetzigen Roßstraße standen wenige Hütten.

Digitized by Google

Die Gertraudtenstraße war eine unwegsame Sumpfgegend, die Grünstraße eine Wiese, der Ort, auf dem sich jetzt das Schloß erhebt, ein wüster Platz. Hinter demselben, in der Gegend des heutigen Lustgartens und der Museen sah man nichts als Wiesengrün und Sumpf.

Dazu möge der Leser sich noch als Insassen der Stadt denken: ein kernhaftes, widerhaariges Geschlecht, Leute mit gewaltigen Fäusten zur Arbeit und zum Kampfe, und trotz schwerer Nöthe allezeit aufgelegt zu Kurzweil jeglicher Art und zu Festgelagen, bei denen unglaubliche Massen von Speisen und Getränken vertilgt wurden. — Und nun einiges kulturgeschichtlich Interessante, was jedoch für Stadt und Land bemerkenswerth ist.

Strafgerichte. Bezeichnend für den Geist der Zeit, aus welcher wir erzählen, sind die damals geltenden Strafen. Sie stehen in einem Buche, das „Stadtbuch" genannt, verzeichnet, und wir führen aus demselben hier Einiges an:

Da heißt es: „Nun vernehmet um Verbrechen, welch Gericht darüber ergehet. Den Dieb soll man hängen. Dasselbe Gericht ergehet über unrechtes Maß und unrechte Wage, und über falschen Kauf, wenn man sie entdeckt. Alle Mörder, und die Pflüge rauben, oder Mühlen oder Kirchen und Kirchhöfe berauben, alle Verräther und Mordbrenner, oder die ihre Botschaft zu ihrem Nutzen werben, die soll man alle radebrechen (rädern)."

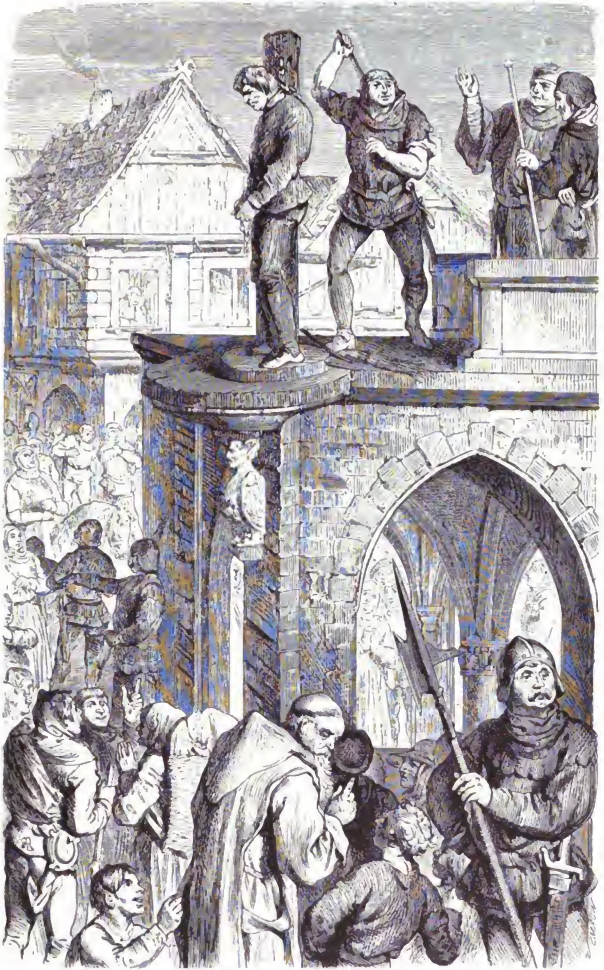
„Wer gestohlene Sachen hütet oder Raub, oder irgend einen Mann mit Hülfe dazu stärket, wird er dessen überwiesen, so soll man ihm das Haupt abschlagen. Welcher Christenmann mit Zauberei umgehet, oder mit Vergiftung, und dessen überführt wird, den soll man auf einer Horde verbrennen: offenbare Fälscher in einer Küpe. Stehlen Frauen, die begräbt man (lebendig). Gehen sie mit Zauberei oder Vergiftung, so muß man sie verbrennen. Auch schlägt man einen Mann oder eine Frau zu Kaake (an den Pranger), die gestohlen haben, was weniger denn drei Schillinge (nach jetzigem Gelde etwa 6 Mark 30 Pfennige) werth ist. Frauen, die sich schelten oder schlagen, die sollen den Stein tragen, und sich unter einander prickeln." (Letzteres bedeutet wahrscheinlich, sich mit Staupbesen schlagen.) — In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden durchschnittlich von fünf zu fünf Jahren 12 Menschen gehängt, geköpft, gerädert oder lebendig begraben, 2 verbrannt und einer am Kaak ausgehauen. Bei dieser Gelegenheit Einiges über die Verrichtungen des Scharfrichters.

Von den „unehrlichen" und fahrenden Leuten. Bei Beginn der Hinrichtung pflegte der Henker den Hinzurichtenden um Verzeihung zu bitten und ihm leise als Trost zuzuflüstern:

„Kurz die Noth, sanfter Tod, Gnad' bei Gott!"

Ein schlimmes Schicksal stand dem Henker bevor, welcher sich ungeschickt bei Verrichtung seiner Pflicht zeigte. Abgesehen davon, daß er meist Ruf, Brot und Dienst verlor, so wurde er nicht selten das Opfer öffentlicher Entrüstung. Denn das Volk, selbst wenn es auch den Spruch des Richters für nicht gerecht hielt, hatte doch so viel Achtung vor dem Gesetze und dem Richterspruch, daß es die Vollziehung des Urtheils vor sich gehen ließ. Es betrachtete den Tod des Verurtheilten dann als eine Fügung des Schicksals; aber es wollte nicht, daß der Gerichtete mehr als länger leide, als ihm durch Urtheil und Recht zuerkannt war. Hatte nun der Scharfrichter ungeschickt oder sonstwie erfolglos gerichtet, so schien den Leuten ein zweiter Akt geradezu als ungerecht. Machte drum der erste Streich mit dem Richtschwert — der „ehrenvollsten", „gnädigsten" Hinrichtungsweise — dem Leben des Verurtheilten kein Ende, riß der Strick am Galgen, so war ein zweiter Hieb oder ein zweiter Strick nicht mehr statthaft. Der Todeskandidat war gerettet durch einen Gottesgerichtsspruch; er war begnadigt nicht von Obrigkeits- oder Rechtswegen, sondern durch „Gottesgerichte". — Man hielt besonders in Westfalen den Verurtheilten nicht für verpflichtet, sich zweimal exekutiren zu lassen. Der Scharfrichter, der einen zweiten Schlag wagte, setzte in der Regel sein eigenes Leben aufs Spiel. — Ebenso war Derjenige, welcher etwa ungeschickt gehängt und wieder zu sich gekommen war, dem Leben wiedergegeben. Er hatte „sein Recht ausgestanden".

Digitized by Google



Ausstellung am Pranger, „Kaaken", auf der Gerichtslaube in Berlin (1380). Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Auch konnte ein verurtheilter Verbrecher vom Tode befreit werden, „wenn eine ehrsame Jungfrau ihn heirathete“; nicht minder eine weibliche Verurtheilte durch Verheirathung mit einem ehrlichen Manne, ja, der Scharfrichter selbst besaß unter Umständen eine Art Begnadigungsbefugniß. So berichtet die Hamburger Chronik, daß ein Henker, nachdem er hundert Verurtheilte kunstgerecht vom Leben zum Tode gebracht, dies Recht ausgeübt habe, indem er Angesichts einer Kindesmörderin, die er enthaupten sollte, von deren Unglück und Schönheit so hingerissen gewesen sei, daß er durch die Erklärung, sie heirathen zu wollen, sie am Leben erhalten habe.

Noch ein Wort über die dem Gewerbe des Henkers und seiner Knechte, wie auch einigen anderen Verrichtungen anhaftende sogenannte „Unehrlichkeit“. — Der Scharfrichter und seine Sippe gehörten zu den Ausgestoßenen der mittelalterlichen Gesellschaft, die gemieden wurden, und die nur unter einander heirathen und Verwandtschaften eingehen durften. Derjenige, welcher in nähere Beziehungen zu der Sippe des Henkers, des Abdeckers, der Gerichts-, auch wol der Frohn- und Stadtknechte, der Schweineschneider, Gassenkehrer gerieth, ging seiner gesellschaftlichen Geltung verlustig und ward den „unehrlichen“ oder den „fahrenden Leuten“ beigezählt, zu welchen insbesondere Gaukler, Seiltänzer, Schauspieler, Zigeuner, überhaupt alle Diejenigen gehörten, welche ein unstetes Leben und einen leichtfertigen Lebenswandel führten. Der Begriff der Unehrlichkeit ward indessen mit noch manchen anderen Gewerben und Beschäftigungen in Verbindung gebracht; er war in sehr verschiedenartig aufgefaßter, wie der mit jeder Art von Ausschließlichkeit verbundene.

Letztere ging unzweifelhaft aus dem Bestreben hervor, einestheils die Grenzen des zulässigen und zünftigen Handwerksbetriebs möglichst einzuengen, anderntheils aber auch die bürgerliche Stellung und Achtbarkeit des Gewerkes aufrecht zu halten und zu festigen. Daher wurde von den Knaben, für welche Aufnahme als Lehrlinge in eine Werkstatt nachgesucht ward, nicht nur der Nachweis ehelicher Geburt, sondern auch „ehrlichen Herkommens“ verlangt, das heißt, es durften die Angehörigen des Knaben sich nicht sträflicher Handlungen schuldig gemacht oder einen anstößigen Lebenswandel geführt oder eine Beschäftigung getrieben haben, welche als „unehrlich“ galt.

Das deutsche Handwerk im Mittelalter faßte den Begriff der Unehrlichkeit sehr weit. So gehörten, außer den Obenerwähnten, noch zu den „Bescholtenen“ eine Menge anderer Leute. Man sprach selbst den Angehörigen von Todtengräbern, Zöllnern, Kirchnern, den Badern, Barbieren, Schäfern, ja Nachtwächtern die Zulässigkeit zum Handwerk ab, später sogar jungen Burschen, deren Eltern in irgend einem Dienstverhältniß, städtischem oder Herrendienst gestanden hatten. Vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert schloß die Zunft selbst die Gesellen aus, welche zeitweilig Kriegsdienste genommen. Man wollte die in die letzte Gruppe Gestellten, weil sie „unfrei“ (Knechte) waren, vom Handwerk fern halten. — Der Erklärung der Unehrlichkeit verfielen selbst eine Zeit lang diejenigen Fremdlinge und Eingewanderten, welche als Wollenweber, Walker und Färber aus Flamland herangezogen worden waren und sich an verschiedenen Orten angesiedelt hatten. — Die Engherzigkeit der Zünftler verstieg sich so weit, daß durch ein Reichspolizeigesetz vom Jahre 1548 ihrer Ausschließlichkeit entgegengetreten und die Weber, Bader und Barbiere, Schäfer, Pfeifer, Trompeter und Zöllner ausdrücklich für ehrlich sowie ihre Söhne für handwerksfähig erklär werden mußten.

Eifersüchtig wachten Hunderte von Augen über Ehre und Ruf des Handwerks. Unehrlichkeit bei Herstellung von Erzeugnissen wurde mit Ausschließung aus der Zunft geahndet. So stieß der Spruch der Schöppen zu Leipzig einen Dresdener Weber aus der Zunft, weil er seine Waaren mit falschem Handwerkszeichen versehen hatte.

Der Pranger oder Kaak in Berlin befand sich an einem Pfeiler des Rathhauses an der Ecke der Spandauer- und Königsstraße. Dem Verurtheilten wurde das Halseisen umgelegt, und der Büttel mußte so lange auf ihn schlagen, bis ihm von dem anwesenden Rathsherrn

Digitized by Google

Halt geboten wurde. Gab er zufällig oder absichtlich einen Schlag zu viel, so empfing er ihn zurück. Den Staupbesen erhielt der Verurtheilte von dem Rathhause an bis an das Spandauer Thor, das sich in der Gegend der heutigen Garnisonkirche befand. Dort mußten auch Diejenigen, die freigelassen oder die verbannt wurden, Urfehde schwören. Urfehde schwören nannte man das eidliche Gelöbniß, der Stadt fernerhin keinen Schaden zuzufügen. In dem Abschnitte des Stadtbuches über die Büttel-Urfehde heißt es unter Anderm:

„Der Büttel sagt auch Urfehde denjenigen vor, welchen Gnade geschieht, als die den Stein tragen und die Staupe erleiden, welchen die Augen ausgebrochen werden, die die Ohren verlieren, oder durch die Zähne gebrannt werden. (Dem Verbrecher wurde ein glühendes Eisen durch die Zähne gestoßen.) Vor dem Thore sagt er ihm den Eid vor.

Johann von Quitzow im Stocke in der Kirche zu Plaue.

„Um die Bosheit, die du begangen hast", spricht er, „darum bist du gnädiglich gezüchtigt; das sollst du mit Rache nimmermehr im Argen gedenken und sollst die Stadt immer meiden; dir widerfahre denn von den Herren Gnade, als wahrlich dir helfe Gott und seine Heiligen."

Auch geächtete Herren vom Raubadel und andere hochgeborene Uebelthäter wurden ausgestellt. Doch verfuhr man meist glimpflicher mit ihnen, indem man sie in geschlossenen Räumen, meist in der Kirche, dem öffentlichen Hohne preisgab. Solches widerfuhr z. B. dem gefürchteten Johann von Quitzow, als er in die Gewalt seines unerbittlichen Feindes, des Erzbischofs Günther von Magdeburg, gerieth. Dieser, hocherzürnt über den ungebeugten Trotz des alten Raubritters, befahl, denselben in die Kirche des nahen Städtchens Plaue zu führen und allda in den sogenannten Stock einzuspannen und wohl zu bewachen.

Digitized by Google

Da solches nur bei den gemeinsten Verbrechern in Anwendung kam, so sammelte sich eine Menge neugieriges und schadenfrohes Volk, um sich an der Erniedrigung des stolzen Herrn Johann, den jeder Gassenbube im Städtchen kannte, zu weiden und ihn auszuhöhnen. War doch sein Lebtag sein vornehmstes Streben dahin gegangen, Furcht, Schrecken und Aergerniß zu erregen! Ob seiner Demüthigung gränte sich jedoch der Gefangene nicht im Geringsten; er starrte finster vor sich nieder und schaute weder nach rechts noch nach links.

Als er in die Kirche gebracht wurde, drängte eine so große Anzahl Menschen mit hinein, daß es Mühe kostete, den Stock hindurchzubringen, an den er mit Händen und Füßen mittels schwerer Ketten angeschlossen war. So blieb er in der Kirche, die jetzt einer Schaubude glich, allen Blicken schutzlos preisgegeben, den Tag über und die ganze Nacht.

Johann wurde hierauf dem Stocke in der Kirche zu Plaue entnommen, gebunden auf ein Pferd gesetzt und unter ansehnlicher Bedeckung nach seinem Gefängniß abgeführt. Um den Unruhestifter für immer unschädlich zu machen, ließ ihn der Erzbischof von Magdeburg in Uebereinstimmung mit Friedrich I. nach seinem festen Schloß Kalbe an der Saale schaffen und dort in tiefem Kerker sorgsam bewahren.

Verbannungen kamen in jener Zeit sehr häufig vor. Was aber sollten die Verbannten beginnen? In der Regel vermehrten sie die Zahl der Straßenräuber und Stellmeisen.

Die Strafe des Augenausbrechens und des Steinetragens hörte mit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf. — Das Hochgericht befand sich vermuthlich in der Gegend des heutigen Alexanderplatzes; in der Georgenkapelle mögen die armen Sünder ihre letzte Beichte abgelegt haben. Vor derselben wurden auch die Holzstöße für die Verurtheilten aufgethürmt, die den Feuertod zu erleiden hatten, wie auch auf dieser Stelle die Erde diejenigen Frauen empfing, die zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilt worden waren.

Der Leser sieht: Das Böse wurde gehaßt, aber das Leben der Menschen galt fast nichts, und von Regungen des Mitleids war wenig zu merken in jenem Geschlechte.

Die deutschen Familiennamen. Damals führte die wohllöbliche Innassenschaft der Städte ganz absonderliche Namen. Ein Stadtförster hieß Kalbsmaul, ein Fleischer Puckelwartze, ein Kürschner (1423) Huppelfrosch, ein Kaufherr Hundepürtzel, ein Buchführer Pumperich. Ein Magister that sich etwas zugute auf den klingenden Namen „Allerleigeld“, ein anderer unterzeichnete sich „Blauloch“. Es gab 1400 eine Familie Pudernahr, 1419 einen Bauer Haushahn (in der Lößnitz), in Dresden hieß Einer, wie Urkunden darthun, Hundepitz (1699). Jakob Bierbauch war 1521 Rathsherr in Artern und Else Bierbauchin besaß in dem nahen Flecken Gehofen ein Bauerngut. Ein Georg Eyerkuchen findet sich 1445 in Südhausen und Joachim Gernegroß 1518 als Rathsherr in Sangerhausen. Christian Kitzlatz schreibt sich ein Kandidat in Nebra (1544); Dietrich Küchenschwein hieß Einer 1590 in Halle; Hans Meerrettig 1582, Karl Raupennest 1719, Hans Schweinsrüssel 1508; Lorenz Sautrog in Weißensee 1586; Hans Schafskopf war Rathsherr in Halle, 1482. Als Unterthanen der Ballei Griesstädt bei Erfurt finden sich die Bauersleute Gänsepfett, Flegel, Hänsling, Puff, Rollzopf, Schwarznase, Freßschnabel, Krövel und der Nachtwächter Habakuk Runks.

Unsere deutschen Familiennamen sind noch nicht sehr alt. Sie existiren seit vielleicht 500 Jahren. In adeligen Häusern kommen schon zwei Jahrhunderte früher von den Stammsitzen herrührende Namen vor (Hohenzollern, Guttenstein, Hohenwart u. s. w.); allgemein durchgeführt sind die Familiennamen erst seit hundert Jahren. Am längsten sträubten sich (um hier auch späterer Zeiten zu gedenken) dagegen die Friesen und die Juden, welche Letztere im Jahre 1812 durch einen Erlaß des Staatskanzlers von Hardenberg ausdrücklich angewiesen werden mußten, Familiennamen anzunehmen. Daher kommt es, daß die jüdischen Namen etwas so auffallend Modernes haben. Es sei nur an Blumenthal, Rosenstock, Rosenkranz, Kornblum, Feigenblatt, Silberstein, Goldberger, Meyerbeer Rubinstein erinnert.

Digitized by Google

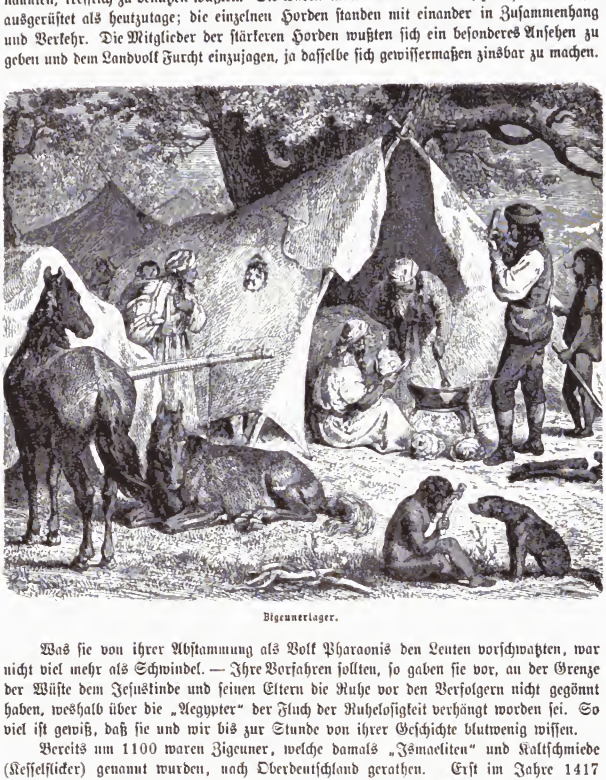
Früher führte ein Jeder nur einen einzigen Rufnamen, der ihm nach der Geburt vom Vater gegeben wurde, so Dietrich (der Volksherrscher), Walther (Heerwalter), Albrecht (Adalbert, der Adelglänzende) u. s. w. Als die Bevölkerung sich in den Städten mehr und mehr zusammendrängte, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Einzelnen besser unterscheiden zu können; man setzte nun dem Sohne den Namen des Vaters im Genitiv bei, Dietrich Friedrich's Sohn, wie auch in Rußland der Name des Vaters dem Sohnnamen hinzugefügt wird, z. B. Alexander Alexandrowitsch, Anna Feodorowna. Weiterhin wurde „Sohn" dem Namen angehängt, Martinsohn, Mendelsohn, Petersohn, Philippsohn, nach norddeutscher Weise in „sen" verwandelt: so Jansen, Klausen, Petersen, Friedrichsen. Nicht minder gebräuchlich war es, den Namen zu knüpfen an Gott, wie Gottfried, Gottwald, Gottschalk u. s. w., oder an eine hochverehrte Person zu erinnern, daher Lukas, Paulus, Andreä (von Andreas); zusammengezogen heißen die Namen: Matthäussohn = Matthes, Mats; Johannes = Jan, Jean; Markus: Marks; Christopheles: Stoffel; Nikolaus: Klaus; Philipp: Lips u. s. w. — Der Stand und die Beschäftigung einer Person als Beinamen wurde erst später gebräuchlich, so: Spaltholz, Schuster, Bäcker. Man hört in kleinen Orten bis zur Stunde viel öfter Pfarrers August oder Pfarr-Ludwig, Müller-Adam, Schneider-Hans, Schmied-Christian oder Schmied-Christel, Thürmerguste u. s. w., als den Namen des Pfarrers, Müllers, Schneiders, Schmieds, Thürmers u. s. w.

Unter den Namenworten spielen Kampf, Krieg und Ehre mit die Hauptrolle. Sie lassen sich herleiten von altgermanischen Worten, wie „bad", „hadu", „gund", „hild", „wid" u. s. w. Daher Badner, Hadubrecht, Hapert, Gumprecht, Gumpert, Hildebrand, Hilbrecht, Wipprecht, Wippert, Wickard u. s. w. Ehre und Sieg sind vertreten in Ehrenfried, Nunbold (Ruhmwalter), Ruppert (Ruodbrecht, gleich) Ruhmglänzend), Siegfried, Rüdiger (von Ruod = Ort und Ger = Speer herrührend), Gilbert (Speerglänzend); während „Aegin", „Aege", Spitze oder Schneide, vorwiegt in Namen wie Aeginhard oder Eginhard, Eckard, Einert u. s. w. Sehr häufig auch ist die Zusammenfassung des Namens mit dem Orte der Herkunft und der Oertlichkeit, so: Bismarck von Mark und der Stadt Bismark, Königsberger von Königsberg; Amthor, der am Thor Wohnende; Imhof, der im oder aus dem Hofe; Grünau, der von der grünen Au; Niendorfer, der von Niendorf; Meißner, der von Meißen; Friesen, der Friese; Franke, der aus Franken u. s. w. Wie viel Variationen erinnern nicht in ihrer Zusammensetzung an Franken: So Frankenau, Frankenstein, Frankenberg, Frankenfeld u. s. w. Wie vielen Namen liegen nicht Beschäftigungen zu Grunde, wie bereits oben besprochen, so: Müller, Richter, Schmied, Fischer, Schneider, Meier, Schulze und dergl. mehr. Von den vervielfältigten Zusammensetzungen wird man sich leicht einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß die in der Weise zusammengefügten Familiennamen wie Obermeier, Biedermeier, Schwerdtmeier, Meiermeyer u. s. w. die Zahl von 1000 übersteigen; nicht minder diejenigen, die von Schmied herrühren. Man denke an die Variationen von Schmid, Schmied, Schmidt, Schmiedt, Schmitt, Schmith, Smith, Schmidtgen, Schmidtchen, Schmiding, Schmieder u. s. w. — Am zahlreichsten aber sind wol die zusammengesetzten Namen, deren Schlußsilbe auf „mann" ausläuft, so Ehrenmann, Feldmann, Hofmann, Dietzmann, Lebemann, Großmann, Rathmann, Karlmann u. s. w. — Auch Kleid, Geräthe und Farben haben sehr oft den Namen mit bestimmt, so Schwarz, Roth, Braun, Abendroth; Pfing, Helm, Schuh, Hemd, Spieß, Schild u. s. w.; weiterhin die Körpergestalt, wie Groß, Klein, Lange, Dürr, Kurzhals; endlich auch Thiere und Pflanzen: Löwe, Wolf, Bär, Fuchs, Litfaß (von Lüttvoß = kleiner Fuchs), Ochs, Schaf, Strauß, dann Fichte, Pfeffer, Korn, Bernstein, Kupfer; auch Tage haben herhalten müssen in: Sonntag, Montag, Mittwoch, Freytag u. s. w.

Die Zigeuner. Dieses vorstehend mehrfach genannte seltsame Wandervolk ist in Deutschland zum ersten Male im Jahre 1417 aufgetreten, wenigstens rühren aus dieser Zeit die ältesten sicheren Nachrichten von ihm her. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zigeuner in

Digitized by Google

den weitgedehnten Gebieten des Ostens schon lange vorher gehaust haben. Wie ein Wunder staunte man damals die fremden dunkelbraunen Wanderer an, deren Züge sich in verschiedenen Strömen über ganz Europa ergossen: nach dem fernen England und Schottland, nach Spanien und Frankreich, überall vom Geheimniß ihrer Herkunft und ihres Wesens mit einem magischen Scheine umhüllt, welchen diese „Menschenkinder", wie sie sich selber nannten, trefflich zu benutzen wußten. Sie waren im Mittelalter weit besitzreicher und besser ausgerüstet als heutzutage; die einzelnen Horden standen mit einander in Zusammenhang und Verkehr. Die Mitglieder der stärkeren Horden wußten sich ein besonderes Ansehen zu geben und dem Landvolk Furcht einzujagen, ja dasselbe sich gewissermaßen zinsbar zu machen.



Zigeunerlager.

Was sie von ihrer Abstammung als Volk Pharaonis den Leuten vorschwatzten, war nicht viel mehr als Schwindel. — Ihre Vorfahren sollten, so gaben sie vor, an der Grenze der Wüste dem Jesuskinde und seinen Eltern die Ruhe vor den Verfolgern nicht gegönnt haben, weshalb über die „Aegypter" der Fluch der Ruhelosigkeit verhängt worden sei. So viel ist gewiß, daß sie und wir bis zur Stunde von ihrer Geschichte blutwenig wissen.

Bereits um 1100 waren Zigeuner, welche damals „Ismaeliten" und Kaltschmiede (Kesselflicker) genannt wurden, nach Oberdeutschland gerathen. Erst im Jahre 1417 erschienen größere Scharen mit bettelarmer Pracht und in sonderbarstem Aufzug, vornehmlich in Schwaben sowie in der benachbarten Schweiz, wohin ihr Oberhaupt (der Herzog) im Jahre 1418 einen großen Reichstag zusammenberufen hatte, zu dem sich die Stammeshäupter aus aller Welt Enden einfanden, zu Wagen, hoch zu Roß mit Rüden und Falken und in Begleitung von wol tausend Männern. Sie mußten sich im Besitz

bedeutender Mittel befinden; denn sie praßten und schlemmten auf der großen Ebene zwischen Winterthur und Zürich nach Wohlgefallen und bezahlten Alles baar. Auch später noch traten „Zigeunerkönige" auf — „Herzöge aus Aegyptenland" genannt — in Spanien und Großbritannien, letztere vornehmlich in Deutschland. Ein solcher Herzog, der gewöhnlich „Michall" (Mischka) hieß, war mit großer Machtvollkommenheit ausgerüstet und übte den Blutbann über seine Leute. Jährlich einmal, am Sonnenwendetag, hielt er — man will wissen, unter einem Hochgericht — „Ding", und hierzu versammelten sich die Vajda's oder Woiwoden aller Horden seines Herzogsgaues. Dort saß er auf einem kostbaren Stuhl, angethan mit rothem Sammtmantel, eine flimmernde Krone auf dem Haupt, ein entblößtes Schwert in den Händen und geschmückt mit der goldenen Kette, welche Kaiser Sigismund dem ersten „Herzog von Aegypten" in Deutschland verliehen, welche Verleihung Karl V. gutgeheißen hatte.

Die Alraunwurzel.

(Wir erwähnen diese Umstände hier schon um deswillen, weil wir später bei der Darstellung der Hexenprozesse auf diese verbürgten Thatsachen zurückkommen werden.)

Näheres über die Feierlichkeiten gelegentlich des „Dings" weiß man freilich eben so wenig, wie von dem Verhältniß des Volks und der Hordenführer zu ihrem Herzog. Starb Letzterer, so wurde unter seltsamen Gebräuchen seine Leiche, mit der Krone auf dem Haupt, in den nächsten Fluß geworfen, damit sie hinunterschwimme zum Meere, dessen Wogen sie in das alte Vaterland Aegypten tragen sollten.

Der großen Versammlung bei Winterthur folgten im Laufe der Jahrhunderte noch andere; hierauf scheint sich das fahrende Volk hinsichtlich des Zieles seiner Wanderschaft gewissermaßen in die europäischen Länder getheilt zu haben. Der eine Wanderstrom ergoß sich unter einem Herzog nach Italien, angeblich um den Papst zu besuchen; der andere, mit zwei Herzögen an der Spitze zweier großen Horden, nach Frankreich, wo sie sich bereits des Segens und Geleits des Papstes rühmten, der dem Volk als Buße auferlegt haben sollte, noch sieben Jahre lang unstet umher zu wandern. Von Jahr zu Jahr gelangten von nun ab neue Nachschübe der „Aegypter" aus Osten nach Europa; im J. 1438 wanderten nach (kaum glaubhaften) Berichten bei 14,000 Seelen auf einmal ein.

Die Alraunmännchen nach der Vorstellung im Volke.

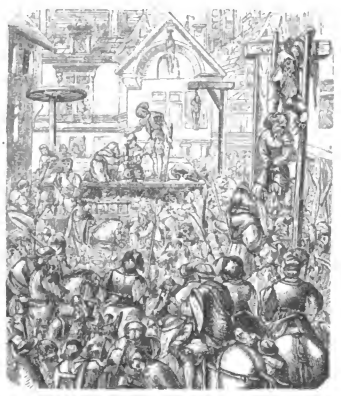
Mit der größten Schlauheit wußten sie Hoch und Niedrig zu berücken durch das Vorgeben, sie seien die Bewahrer und Kenner der „schwarzen Kunst" und der „ägyptischen Heimlichkeit"; sie wollten Kenntniß davon haben, wie Schätze zu heben seien, wußten die „Springwurzel" zu erwerben und das „Galgenmännchen" oder die schwer auszugrabende Alraunwurzel zu gewinnen, die jämmerlich schrie, wenn sie unter dem Galgen ausgegraben ward; sie vermaßen sich des Blickes in die Zukunft und der Wahrsagung aus den Linien

Digitized by Google

der Hand, aus Kartenblättern und anderen Zeichen. Daher waren die Zigeuner ebenso gesucht als gefürchtet. — Vor dem Dreißigjährigen Kriege gab es in Deutschland keine anderen Thierärzte, als diese Leute; eben so willig übernahmen sie das Amt des Abdeckers und des Henkers. Die Geschichte von dem Zigeuner, dem im Münster'schen das Leben geschenkt ward unter der Bedingung, daß er zwölf seiner Genossen, darunter Vater und Brüder, hänge, was er ohne Bedenken ausführte, ist verbürgt.

Die Zigeuner gehörten im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein zu den „verfluchten Rassen", welche das Volk für unehrlich hält und deren Berührung es meidet. Ein alter Chronist, Simplex (1680), erzählt: „Wie ich dann von meinem Kameraden, dem Zigeunerischen Trompeter, so ein Alraun bei sich hatte, viel Dinges gesehen und gehöret. Er war Herr von der Schwarzen Kunst; wie er denn auf einer Schütte Stroh in einem hölzernen Geschirre Rindfleisch kochen konnte, das ganz unversehrt vom Feuer bliebe. Item, er konnte vielerlei, weiß nit was vor Hexen-Salben machen, wo dann, was er damit beschmierte, Häfen, Stühl, Bänke, Pelze, Vieh und Menschen tanzen mußten, wie er dann manchmal solch possirliche Kurzweil prakticirte. Und wann er ein sonderbar zigeunerisch Wort sprach, so fiel Alles über'n Haufen." — Außerdem übten die Zigeuner, besonders auf Messen und Märkten, die „starken Manneskünste", verschlangen Feuer und Schwerter, ließen sich auf der Brust ein Hufeisen schmieden und warfen schwere Kugeln in die Luft — kurz, vertraten die Gaukler, die man heutzutage „Jongleurs" nennt. Aber wehe dem Dorfe, dessen Einwohner zusammenliefen, um die Wunderthaten der starken Männer anzustaunen! Mittlerweile räumten deren schlaue Weiber in Haus, Hof und Hühnerstall auf und schleppten fort, was sich fortschleppen ließ. Und nur in seltenen Fällen entschloß sich der Bauer zur Verfolgung, weil er fürchtete, daß ihm dann der „rothe Hahn" aufs Dach fliege.

Nunmehr nehmen wir die Geschichte des Landes wieder auf und wenden unsere Blicke auf Das, was Friedrich II. zu Nutz und Frommen desselben gethan hat.



Hinrichtung im Mittelalter.

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich II., der Eiserne
(1440—1470).

Die Entwicklung im Völkerleben schreitet, nach dem Leben des Einzelmenschen berechnet, langsam vor. Geschlechter sterben dahin, Menschenalter vergehen, ehe die Keime des Bessern zur Entfaltung und Blüte kommen. Es wird sich dies auch in der weiteren Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates bewahrheiten.

Friedrich II. war 27 Jahre alt, als er die Regierung des Landes antrat. Festigkeit des Wollens ist die hervorragendste Eigenschaft an ihm. Dies viel mehr als der Umstand, daß er beständig eine eiserne Rüstung trug, ist der Grund, daß seine Zeitgenossen ihm in der Absicht, ihn zu ehren, den Beinamen des Eisernen oder „Eisenzahn" gaben. Unter seiner eisernen Rüstung schlug ein allen frommen Empfindungen zugängliches Herz. In seinem bald nach dem Regierungsantritte niedergeschriebenen Bekenntnisse heißt es u. A.:

„Ich vergeb auch allen Denen durch Gottes Willen, die je wider mich gethan haben, von ganzem Herzen und bitte Gott für sie. Ich geb auch wieder, was ich unrecht hab, sicher und unsicher, bei lebendigem Leib, daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch meine Seele übel fahre, wann sie muß ewig bleiben; so schicke ich das und mache das verdienlich bei lebendigem Leib und stifte das nach meinem Tode auf. Wäre es aber, daß es bei meinem Leben nicht so gänzlich geschähe, so bestell ich doch, daß meine Erben und Nachkommen Alles, was das sei, nach meinem Tode vollkommlich wiedergeben und es obgeschriebener Maßen gehalten werde. — Und hab' ich Jemand Unrecht gethan, das mir vergessen ist, so bitt' ich Alle, daß sie mir's vergeben, und wollte gern, daß ich in allem meinem Leben nie hätte gethan wider Gottes Lieb und des Nächsten. — Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist! — ich fürchte dich, gütiger Jesu, ich leb, lieb und hoff in dich, du magst mich behalten oder verdammen!"

In der Haushaltung Friedrich's II. herrschten Sparsamkeit und Einfachheit; galt es aber, die Noth der Wittwen und Waisen zu lindern, treue Diener zu belohnen oder fromme Stiftungen zu unterstützen, so gab er mit vollen Händen. Jedoch war sein Blick nicht so umfassend, wie der seines Vaters, der ein ganzes volles deutsches Herz hatte, und der bei seiner treuen Sorge für Brandenburg nie seines großen Vaterlandes Wohl und Weh aus dem Auge ließ. Mehr noch geneigt als dieser zu friedlichen Verhandlungen, zögerte aber auch er niemals, das Schwert in die Wagschale zu legen, wenn seines Landes Rechte in anderer Weise nicht zur Geltung zu bringen waren.

Bau der kurfürstlichen Burg zu Cöln. Zunächst sprach Friedrich gegen die Stände die Absicht aus, sich in Berlin eine Burg zu erbauen. Der Sitz der Regierung im Mittelpunkte der Mark Brandenburg, könne nach seine Meinung, der einheitlichen Leitung des Landes nur förderlich sein.

Berlin war aber nicht gesonnen, dem Landesherrn gutwillig einen Platz zur Erbauung der Burg einzuräumen. Der Leser wolle sich hier an Dasjenige erinnern, was oben über den Geist des Bürgerthums gesagt worden ist. Die Städte standen jetzt der Landesherrschaft so schroff gegenüber, wie früher der Adel. Hatte doch Berlin dem Kurfürsten Friedrich I. das Oeffnungsrecht verweigert! Sobald aber ein Stand im Staate eine Stellung einnimmt, in der er sich der Leitung der Staatsgewalt zu entziehen vermag, so kann die allgemeine Wohlfahrt nicht gedeihen, mag nun dieser Stand Adel oder Geistlichkeit oder Bürgerstand heißen, oder irgend einen andern Namen haben. Friedrich's Stellung zum Bürgerstande war jetzt gerade so, wie seines Vaters Stellung zum Adel gewesen war. Jetzt galt es, die bürgerlichen Quitzow's zu besiegen, deren Macht wahrlich nicht geringer war, als die Macht der Raubritter Quitzow gewesen war. Berlin fühlte sich als Haupt des märkischen Städtebundes und durch seine Verbindung mit der Hansa stark genug, dem fürstlichen Willen entgegentreten zu können. Innere Zerwürfnisse jedoch und der feste Wille des

Digitized by Google

Kurfürsten, Dasjenige, was des Landes Wohlfahrt erheischte, durchzuführen, halfen Letzterem zum Siege.

Die Städte Berlin und Cöln waren, wie wir gesehen haben, zu einer gemeinsamen Verwaltung zusammengetreten. Nun entstand um diese Zeit Uneinigkeit zwischen dem Gesammtrathe und den Bürgern der beiden Städte. Von dem Rathe gingen Klagen gegen die Bürgerschaft und von den vier ersten Gewerken Klagen gegen den Rath beim Kurfürsten ein. In der Stadt standen zwei Parteien einander feindselig gegenüber: der Stadtadel mit seinem Anhange und die bürgerliche Partei. Der Stadtadel (Stadtjunker, Geschlechter) wollte von seinem alten Vorrecht, die Verwaltung der Stadt allein zu führen, nicht das Geringste ablassen; der Bürgerstand dagegen strebte danach, womöglich die ganze Gewalt an sich zu reißen. Diese Frage der Machtstellung der adeligen und bürgerlichen Partei war nicht etwa allein in Berlin aufgetaucht, sondern sie spielte in den meisten bedeutenden Städten Deutschlands lange schon eine große Rolle und führte vielfach zu blutigen Auftritten. In Berlin nun verlangte die bürgerliche Partei Auflösung des gemeinsamen Rathes und für jede der beiden Städte eine besondere Verwaltung und Wahl der Rathsherren aus den bürgerlichen Gilden. Es kam zum offenen Aufruhr gegen den Rath (1442). Da erschien Friedrich mit 600 Reitern am Spandauer Thore, und in der Bestürzung, die sein plötzliches Erscheinen in der Stadt hervorrief, und auch wol in der Hoffnung, die jede Partei nährte, daß er zu ihrem Beistande komme, ward ihm das Thor geöffnet.

Damit war Friedrich Herr der Stadt. Er gab nun Berlin sowol als Cöln eine besondere Verwaltung und bestimmte, um den landesherrlichen Einfluß für immer zu sichern, daß dem Landesherrn die Genehmigung der von den Städten erwählten Rathsherren vorbehalten bleibe. Ein neuer Aufruhr brach aus — er war gegen den Kurfürsten gerichtet. Friedrich schlug ihn nieder, und die Städte mußten sich zu einem Vergleiche verstehen. In demselben ward dem Kurfürsten das Recht der hohen und niederen Gerichtsbarkeit zugesprochen, ferner das Zollerhebungs- und Niederlagsrecht; auch mußte sich die Bürgerschaft dazu verstehen, ihm in der Nähe des Dominikanerklosters (nahe der Spree) einen Platz zum Bau einer Burg abzutreten. Es ist dies der Platz, auf dem das heutige ehrfurchtgebietende Königsschloß steht.

Als im nächsten Jahre der Bau der Burg beginnen sollte, ward zunächst ein Theil der den Platz begrenzenden Stadtmauer eingerissen. Dieser Vorgang setzte die Bürgerschaft in Feuer und Flamme. War doch die Mauer der schützende Schild der Städte, hinter dem sich die Bürgerfreiheit entwickelt hatte! Arme und Beine regten sich, und schnell erhob sich an der zerstörten Stelle ein fester Blockzaun, indem man sich vorbehielt, die Mauer wieder herzustellen. Zugleich wurden die Bauarbeiter an der Fortführung des Baues gehindert. Ein ernster Zusammenstoß war zu fürchten. Doch Friedrich ahndete das Geschehene nicht, weil er sich sagen mußte, daß Besorgnisse, wie sie in der Bürgerschaft aufstiegen, nur zu natürlich waren. Es war ein Irrthum im Spiele, den er meinte verzeihen zu müssen. Man mißtraute der neuen Macht, die sich im Staatsleben zu bilden begann, und fürchtete, sie werde einen nicht minderen Druck auf den Bürgerstand ausüben, als es der Adel seiner Zeit gethan hatte.

Nach einiger Zeit wurde der Burgbau wieder aufgenommen, und die Bürgerschaft ergab sich der Nothwendigkeit. Im neunten Jahre ward die Burg vollendet, Friedrich zog in dieselbe ein. Heute noch bildet diese alte Burg einen Theil der Spreeseite des königlichen Schlosses.

Der Schwanenorden. Daß mit der Niederwerfung des Adels in der Mark nicht zugleich auch die Erinnerung an seine „Rechte" in diesem Stande verloren gegangen war, läßt sich leicht ermessen. Nur ein kleiner Theil hatte sich mit Hingebung dem neuen Herrschergeschlechte angeschlossen. Starben auch die Väter hin, die als ungehorsame „Selbstherren" im Lande ihr Wesen getrieben hatten, so lebte doch die Erinnerung und

Digitized by Google

der Groll in den Söhnen fort. Der Adel war in seiner Gesammtheit nur erst äußerlich besiegt. Um ihn nun zu gewinnen, um seinen tapfern Arm mehr und mehr dem Wohle der Gesammtheit dienstbar zu machen, stiftete Friedrich II. den Schwanenorden und erwählte die denkwürdige Marienkirche auf dem Harlungerberge bei Alt-Brandenburg zum Stiftungsorte desselben.

Einer Schilderung Oskar Schwebel's folgend, sei hier über die Stiftungsfeierlichkeit, die am 15. August 1443 stattfand, in Kürze Folgendes aufgeführt:

Vor dem Altar in der Marienkirche steht Herr Stephan Bodeker, Bischof zu Brandenburg; auf seinen Schultern liegt eine prächtige Casel, welche in glänzender Stickerei die Wappen von Brandenburg, Zollern, Nürnberg und Pommern trägt. Er celebrirt die Messe vor einer großen Versammlung edler Herren und Frauen, welche das geräumige Schiff der Kirche füllen. Da bemerken wir Ritter in glänzender Stahlrüstung, nur den Kopf frei vom Helme, da ältere Herren mit goldenen Gnadenketten über den schwarzen Damastgewändern, dort Damen im fürstlichen Hermelinkleide. Im Chor der Kirche stehen Geistliche um den Altar, sie alle tragen das schwarz und weiße Gewand und den blauen Mantel der Prämonstratenser Chorherren. Die Emporen der Kirche sind überfüllt mit Brandenburger Bürgern im Festgewand aus schwarzem Tuch. Nach der Messe wird ein von dem Markgrafen Friedrich II. verfaßtes Lied angestimmt. Eine Strophe desselben lautet:

„Drum bitt' ich dich inniglich,
O, begnädige du mich,
Daß bei meinen Jahren
Ich, getreu in frommer That,
Ohne Schand' und Missethat,
Fröhlich mög' hinfahren."

Der Schwanenorden.

Aller Augen richten sich jetzt auf den Fürsten, dem ein Hermelinmantel von den Schultern wallt. Er reicht dem Bischof eine Pergamentrolle, welche dieser verliest. Sie enthält das Statut des neugegründeten Ordens. Dann treten nach dem Aufruf des Herolds die Ordensmitglieder zum Altar, zuerst die Fürsten des Zollernhauses, dann die Edlen der Mark, die Schulenburg, Waldow, Jagow, Bredow, Alvensleben, Arnim, Sparr und Schlieffen, dann die Herren aus Niedersachsen, die welfischen, mecklenburgischen, anhaltischen Fürsten, und endlich die alten fränkischen Freunde der Zollern aus den Häusern Kastell, Pappenheim, Rechberg, Seckendorf und Waldenfels. Auch die Markgräfin Katharina, eine bayerische Herzogin, und mehrere Damen des märkischen Adels empfangen aus der Hand des eisernen Friedrich an jenem ersten Feste des Schwanenordens den Schmuck, welchen Friedrich zum Zeichen der Zugehörigkeit zur Gesellschaft bestimmt hat: eine Kette, deren Glieder silberne Sägen sind, die ein Herz von Rubin zusammenpressen, vorn an der Kette das strahlenumgebene Bild der Jungfrau Maria, und darunter, von silbernen Binden umgeben, einen Schwan.

Digitized by Google

Das Alles hatte eine symbolische Bedeutung. Das blutende Herz und die Sägen sollten auf die vielfachen Sorgen der Welt hinweisen, das Bild der Himmelskönigin an den Frieden jener Welt erinnern, der Schwan aber, der nach der Sage singend stirbt, ein fröhliches Abscheiden versinnbildlichen.

Mit großem Bedacht hatte Friedrich diesen Orden gestiftet. Wie von Brandenburg aus christliches Leben in den unterworfenen Wenden verbreitet worden war, so sollte durch diese Stiftung nun auch dem unterworfenen Adel des Landes ein neuer besserer Geist eingeflößt werden. Der Orden der Schwanengesellschaft hatte demnach eine religiöse Bedeutung für die Mark. Diejenigen, die Aufnahme gewürdigt wurden, hatten zu geloben, sich eines wahrhaft christlichen Lebenswandels zu befleißigen. Im Einzelnen ward unter Anderem das Gelöbniß gefordert, alle Streitigkeiten dem Urtheil der Gesellschaft zu unterwerfen; Alles zu vermeiden, was geeignet sei, die Ehrbarkeit und den guten Ruf zu verletzen, dagegen die Ehre der Genossen, falls diese von Anderen angetastet würde, zu vertheidigen. Die Gesammtheit des Ordens leistete gleichsam eine Gesammtbürgschaft dafür, daß kein Glied den Gesetzen der ritterlichen Ehre entgegen handeln werde.

Der Orden, der, wie hier sogleich bemerkt werden mag, bis zur Zeit der Reformation bestand, wirkte in der That segensreich auf den Geist des Adels.

Erwerbungen. Friedrich war darauf bedacht, Brandenburg in seinen ursprünglichen Grenzen wieder herzustellen; er empfing dazu eine förmliche Ermächtigung vom Kaiser. Die Streitigkeiten mit Mecklenburg wurden nach kurzer Fehde beseitigt. Friedrich verzichtete auf das Land der Wenden, erhielt dagegen die Zusicherung, daß beim Erlöschen des Mannesstammes der Fürsten von Mecklenburg dies Land an Brandenburg fallen solle. Ein Bündniß zu Perleberg hatte den Zweck, die fehdelustigen Adeligen an den Grenzen Mecklenburgs und Brandenburgs niederzuhalten.

Seit Karl's IV. Zeit waren die Herzöge von Pommern-Stettin im Besitz der uckermärkischen Städte Pasewalk und Torgelau. Friedrich erlangte die Zusage, daß dieselben nach dem Aussterben der Herzöge an Brandenburg zurückfallen sollten.

Immer aber noch befand sich (seit der Zeit des Askaniers Otto II.) die Lehnshoheit über die Altmark und einen Theil der Mittelmark bei dem Erzbischofe zu Magdeburg, und wir haben gesehen, wie oftmals dies schon zu Streitigkeiten geführt hatte. Es gelang dem Kurfürsten, diese lästige Fessel zu lösen. Gegen die Abtretung einiger Ortschaften wurde die Lehnshoheit des Erzbisthums für erloschen erklärt.

Wichtiger noch war die Wiedervereinigung des „Landes über der Oder" (der Neumark) mit Brandenburg. Sigismund hatte diesen Theil des Landes dem Deutschen Orden verkauft und später Friedrich I. bei dessen Bemühungen zu seiner Zurückgewinnung nicht unterstützt. Jetzt war der Orden arm geworden, und er gab gegen eine Summe von 40,000 Gulden die Neumark an Brandenburg ab, behielt sich jedoch das Recht vor, dieselbe für 1000 Gulden (nach dem Tode des Kurfürsten) zurückzukaufen.

Die Hoffnung Friedrich's I., seinem Sohne die polnische Königskrone durch eine Heirath zuzuwenden, war nicht in Erfüllung gegangen. Nach dem Abkommen sollte Friedrich König von Polen werden, wenn seine jugendliche Braut die einzige Erbin bliebe. Sie war aber gestorben, und aus einer neuen Ehe des Polenkönigs waren zwei Söhne entsprossen, denen nun das Erbe rechtmäßig zukam. Einer der Söhne fiel in einer Schlacht, der andere Sohn, Kasimir, dem bereits das Großherzogthum Lithauen vom Vater zutheil geworden, war somit der alleinige Erbe. Als sein Vater starb, meinte ein Jeder, Kasimir werde sofort die Erbschaft des Königreichs Polen antreten. Er erklärte jedoch, daß es ihm besser dünke, Großherzog von Lithauen als König von Polen zu sein. Da erinnerten sich die Polen des Vertrages, den Friedrich I. mit ihrem verstorbenen Könige geschlossen hatte, und obgleich die gewünschte Heirath nicht zu Stande gekommen war, erschien ihnen Friedrich doch als der nun zur Thronfolge berechtigtste Fürst.

Digitized by Google

Frydrich van gots gnaden
marggrevn brandburg kurfurst

Digitized by Google

Es begab sich demnach eine Gesandtschaft polnischer Großen nach Berlin und forderte den Kurfürsten auf, die Herrschaft des Landes zu übernehmen. Friedrich ließ sich durch den Glanz der Königskrone nicht blenden, sondern sah ruhigen Auges die Sache an und beschloß, nur den Geboten der Klugheit und Redlichkeit zu folgen. Demnach erklärte er den polnischen Großen, daß er aus den früheren, sich auf die Heirath beziehenden Verträgen nur dann ein Recht für sich abzuleiten vermöge, wenn Kasimir durch Eid und Urkunde auf sein Erbrecht verzichte, oder wenn der Tod ihn dahinraffe, ohne daß er männliche Nachkommen hinterlasse. „Gott wolle es verhüten", sagte er, „daß ich dem rechtmäßigen Erben zum Schaden handle, woraus viel Unruhe, Blutvergießen und Unfriede gar leicht entstehen könnte." Darauf schritten die Polen zur förmlichen Königswahl, und wiederum vereinigten sich ihre Stimmen auf den Kurfürsten von Brandenburg. Aber auch der neuen Gesandtschaft gegenüber bewährte dieser seine rechtliche Gesinnung und seine Festigkeit; seine Erklärung war dieselbe, die er der ersten Gesandtschaft gegeben hatte.

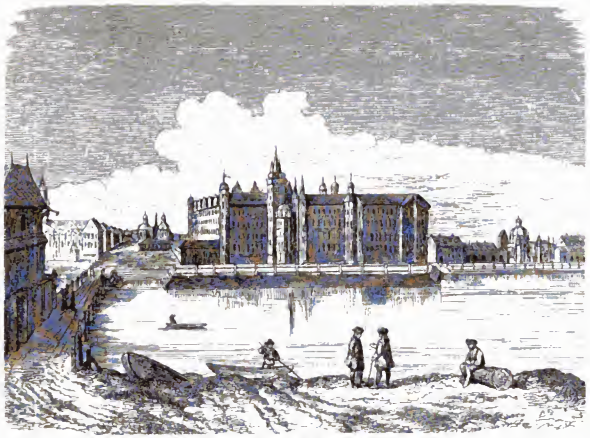
„Solche Mäßigung eines deutschen Fürsten", ruft Aeneas Sylvius (der nachmalige Papst Pius II.) bewundernd aus, „haben wir zu unseren Zeiten gesehen und halten sie werth, dem Gedächtniß der Nachwelt überliefert zu werden." Anerkennend hebt er hervor, daß Friedrich den Ruhm der Gerechtigkeit für den höchsten geachtet habe.

Fehde mit Pommern. Einem länger als hundert Jahre früher geschlossenen Vertrage gemäß sollte Pommern-Stettin nach dem Aussterben der Fürsten an Brandenburg fallen. Nur noch einer der Fürsten der Linie Pommern-Stettin, Otto, lebte, und der Kurfürst richtete daher sein Augenmerk auf die ihm zustehende Beerbung. Bald gewann er Anhänger in Pommern, namentlich den Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden. Dagegen befand sich auch eine starke Partei im Lande, die von einem Anschlusse an Brandenburg nichts wissen wollte. Diese war von den Herzögen von Wolgast gebildet worden, die als Seitenverwandte des Herzogs ebenfalls Erbansprüche auf Pommern-Stettin zu haben meinten. Plötzlich ward der Herzog von einer verheerenden Seuche mit hinweggerafft. Als die fürstliche Leiche in die Gruft gesenkt ward, ergriff der Bürgermeister Albrecht von Glinden, der Anhänger des Kurfürsten von Brandenburg, Schild und Helm des verstorbenen Fürsten, und warf sie, gemäß einer alten Sitte, mit den Worten in die offene Todtengruft: „Hier liegt unsre Herrschaft von Stettin!" — Doch sogleich sprang ein beherzter Anhänger der Herzöge von Wolgast ins Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und rief: „Nein, nicht also, wir haben noch eine erbliche, geborene Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast; denen gehören Helm und Schild zu!" — Alsbald erhob sich Streit zwischen den beiden Parteien. Die pommersche Partei behielt die Oberhand, und Helm und Schild wurden den Herzögen Erich und Wratislaw zugesandt.

Als aber sämmtliche Stände des Landes zusammentraten, erhoben sich Bedenken gegen die Berechtigung des Geschehenen, und es wurde beschlossen, die Huldigung der Herzöge noch anstehen zu lassen. Diese ließen nichts unversucht, die Stände für sich zu gewinnen, und es hatten ihre Bestrebungen auch Erfolg; es gelang ihnen sogar, den Kaiser, der noch kurze Zeit vorher des Kurfürsten Ansprüche anerkannt hatte, für sich zu gewinnen. Da griff der Kurfürst zu den Waffen. Er hoffte, sein Schwert werde schwerer wiegen, als das Gold, das die kaiserlichen Räthe von seinen Feinden empfangen hatten. Obgleich ein Anschlag auf die Städte Stettin und Garz fehlschlug, kam ein dem Kurfürsten günstiger Vertrag zu Stande, nach welchem den Herzögen von Wolgast zwar der Besitz des streitigen Gebietes zugesagt, aber bestimmt ward, daß dasselbe nach dem Aussterben der fürstlichen Linie Pommern-Wolgast an Brandenburg fallen, auch der Kurfürst sofort schon befugt sein solle, Titel und Wappen Pommerns zu führen. Stettin nahm diesen Vertrag nicht an, und wiederum ward zu den Waffen gegriffen. Die Fehde dauerte längere Zeit, ohne daß auf der einen oder der andern Seite nennenswerthe Vortheile erreicht worden wären. Die Kriegsführung des Kurfürsten ward namentlich durch Mangel an Geldmitteln gehemmt.

Digitized by Google

Daß der mißlungene Feldzug sein Gemüth verstimmte, ist erklärlich, um so mehr, als körperliche Leiden ihn heimsuchten. Mehr aber noch als Beides wirkte auf seine Stimmung der plötzliche Tod seines einzigen Sohnes Johann, der in blühender Jugend starb. Verdüsterten Gemüths beschloß er, die Regierung des Landes niederzulegen und sich von dem Geräusche der Welt gänzlich zurückzuziehen. Von seinen drei Brüdern lebte nur noch einer, Albrecht, der die fränkischen Länder besaß. An ihn richtete er die Bitte, die Regierung Brandenburgs zu übernehmen. „Er möge nicht glauben", heißt es in seinem Schreiben, „daß er andern Reichthum, Ehre, Macht und Gewalt, Land und Leute suche, was ihm noch in der andern Welt leid sein würde; es wolle ihm aber nicht redlich bedünken, daß alle seine Arbeit in den märkischen Landen und schier den ganzen Seestrand hin, dahin er's gebracht, mit ihm sollte zu Grab gehen. Vielmehr wolle er lieber dieses Alles seinem ehrlichen Stamme zu hinterlassen Handreichung thun."



Das alte Schloß in Berlin.

Albrecht suchte den Bruder aus seinem Trübsinn aufzurichten. Er schrieb ihm, daß der Himmel ihm ja vielleicht einen andern Sohn schenken könne, und daß auch wol seine körperlichen Leiden durch den Gebrauch kräftiger Arzneimittel zu beseitigen sein möchten. Der Kurfürst aber beharrte bei seinem Entschlusse, und es kam ein Vertrag zwischen den Brüdern zu Stande, demzufolge an Albrecht die Mark Brandenburg überging, Friedrich dagegen ein kleines Gebiet im Frankenlande erhielt.

Mit Werken der Frömmigkeit beschloß der Kurfürst hierauf in Brandenburg seine Regierung. Er gründete zu Stendal ein Nonnenkloster und zu Cöln an der Spree eine Pfarrkirche mit einem Domkapitel.

Dann versammelte er noch einmal die Stände des Landes um sich, wies sie mit ihren Eiden und Pflichten an den Bruder, dankte ihnen für alle ihm erwiesene Liebe und Treue und nahm in Thränen Abschied von ihnen. Ein Jahr darauf entschlief er, achtundfünfzig Jahre alt, auf der Plassenburg in Franken; seine sterbliche Hülle fand ihren Ruheplatz in der Gruft seiner Ahnen zu Heilsbronn.

Digitized by Google

Albrecht Achilles (1471—1486).

Albrecht war an Kraft und männlicher Schönheit der hervorragendste unter seinen Brüdern. Wie sein Vater, hatte auch er schon in seinem sechzehnten Lebensjahre zum ersten Male sein Schwert in einer Feldschlacht versucht. Seit jener Zeit waren vierzig Jahre vergangen (er war nur ein Jahr jünger als Friedrich II., als er die Regierung über Brandenburg antrat) — vierzig Jahre fast ununterbrochener Kämpfe für ihn. „Viele Feldherren seiner Zeit", sagt Aeneas Sylvius, „haben nicht von so vielen Schlachten gehört und gelesen, als er gefochten. Unzählige Male hat er Heere geführt und die tapfersten Feinde geschlagen, immer der Erste beim Angriffe, der Letzte beim Rückzuge; keine Burg und keine Stadt war ihm zu fest. In Polen hat er gekämpft, in Schlesien gefochten, in Böhmen gesiegt; im deutschen Lande giebt es keinen Winkel, den er nicht gepanzert betreten."

War es doch, als ob an seinem Hofe in Franken noch einmal die Blüte ritterlichen Lebens aus der besten Zeit des Mittelalters erstand. In allen Turnierbüchern des fünfzehnten Jahrhunderts glänzt er als der tapferste, gewandteste, stärkste, und als der einzige niemals überwundene Ritter seiner Zeit. Jauchzen erscholl ihm von allen Seiten entgegen, sobald er in die Schranken ritt, der Jubel der Menge begleitete ihn hinaus.

Auf dem Turniere zu Augsburg 1442 überwand er, nur mit einem seidenen Hemd bekleidet und mit Schild und Schwert bewaffnet, siebzehn tapfere Gegner. Bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde in der Nürnberger Fehde stürmte er, den Seinen weit voraneilend, mitten in einen Haufen von 800 Reitern hinein. Sich einen Weg bis zum Bannerträger mit dem Schwerte bahnend, gelang es ihm, auch diesen niederzuschlagen, während Schwerter klirrend seinen Helm und Panzer trafen. Mit beiden Armen das gewonnene Banner ergreifend, brach er mit den Worten: „In der Welt ist kein Ort, wo ich ehrlicher und reputirlicher sterben kann als hier!" unter den Streichen der Feinde zusammen. Doch schon waren die Seinen bei ihm, warfen den Feind und zogen den Feldherrn, der, von Wunden bedeckt, zerstoßen und zertreten am Boden lag, unter den Todten hervor. Man holte einen Wagen herbei. Doch er, froh des Sieges, wies mit den Worten: „Ein Fürst darf nicht fahren!" den Wagen zurück und bestieg sein Roß. Bei der später erfolgenden Erstürmung von Gräfenberg war er der Erste auf der Mauer, sprang von derselben allein in die Stadt, mitten unter 500 Krieger, und vertheidigte sich so lange, bis die Seinigen auf einer andern Stelle sich Eingang erzwungen hatten und ihn befreiten.

In der That, Albrecht gemahnte an die Helden der Kreuzzüge oder an die des Nibelungenliedes. Letzteres war jedoch um jene Zeit noch fast gänzlich unbekannt, sonst hätte man ihm wol, um ihn zu ehren, den Beinamen Siegfried gegeben. So aber verglich man damals Albrecht mit dem vornehmsten Kämpen des Alterthums, und er erhielt von ihm den Beinamen.

Einen so prächtigen Hofhalt, wie er, hatte kein Fürst seiner Zeit. Seine Gemahlin erschien bei festlichen Gelegenheiten in einem vergoldeten Wagen, Perlen glänzten an ihren seidenen Gewändern und an ihrem Kopfputz, die Pagen trugen rothseidene Kleider, die Reitpferde waren mit rothem Sammt bedeckt.

Streng und gewissenhaft in der Erfüllung der Pflichten gegen die Kirche, wußte er gleichwol einen Unterschied zu machen zwischen den Geboten der Lehre des Heilandes und den Gelüsten und Anmaßungen der Geistlichkeit. Bann der Kirche traf ihn oft, doch hat er ihn nie beachtet. Als er im Jahre 1482 in den Bann gethan und ihm aus der Plassenburg berichtet ward, daß die Geistlichen weder Beichte hören noch begraben wollten, schrieb er an den Hauptmann Heinrich von Aufses: „Man müsse sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuze. Der Hauptmann solle die Todten den Geistlichen ins Haus tragen lassen, dann würden diese sie wol begraben. Sie hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen. Hätte Gott *ein* Schwert haben wollen, er hätte es eben so wol erdenken

Digitized by Google

können, als zwei. Wenn sie uns mit dem Bann vom väterlichen Erbe bringen wollen, so werden die Bannbriefe nicht lange ausbleiben wegen der Zehnten; denn die Geistlichen meinen, diese gehören ihnen alle auch und vielleicht die neun Theile dazu." Ein anderes Mal, als er mit „Acht und aber Acht" bedroht ward, sagte er scherzend: „Acht und aber Acht macht Sechzehn — wir sind wol schon mit Mehren fertig geworden!"

Daß die Geistlichkeit ihm nach solchen Vorgängen keineswegs hold gesinnt war, läßt sich ermessen. Sie sprengte böse Dinge über ihn aus und machte Spottgedichte auf ihn.

„In der Welt iſt kein Ort, wo ich ehrlicher und reputirlicher ſterben kann!"

Er lachte dazu. — Mit der Stadt Nürnberg, die sich durch Bündnisse verstärkte, hatte er schwere Fehden auszufechten. Wie in Brandenburg und im übrigen Deutschland rangen auch hier mit einander die Macht der Städte und die Fürstenmacht. Im Süden war der Bürgerstand mächtiger als im Norden, daher der Kampf gegen ihn ungleich schwerer. Acht Siege werden auf Albrecht's Seite gezählt; einmal nur traf ihn eine Niederlage.

Albrecht zweigte den von seinem Bruder Friedrich II. gestifteten Schwanenorden auch nach Franken ab und gab ihm ein erweitertes Statut. Entsprechend dem wohlüberlegten Plane Albrecht's, dehnte sich der Orden allgemach von den nordischen Marken und deren Grenzländern durch Mitteldeutschland bis nach Oesterreich, Bayern und Schwaben aus, so daß sich Hunderte von Familien hoher Geschlechter in der politischen Sphäre der Brandenburger bewegten. Dies Alles war geschehen, ehe der Kurfürst Friedrich II. seine Regierung niedergelegt hatte. Albrecht's Ruhm war durch ganz Deutschland gedrungen, und so ward er auch in Brandenburg hoch gefeiert. Als man nun vernahm, daß er zur

Digitized by Google

Huldigung erscheinen werde, war die Freude überall groß, und ein Jeder trug Verlangen, den Helden zu sehen und ihn als Fürsten des Landes zu begrüßen.

Aber man wußte nicht, welchen Grad der Erbitterung gegen den Bürgerstand die Kämpfe mit Nürnberg in der Seele Albrecht's erzeugt hatten. So entsprach seine Haltung den Gefühlen der ihn freudig erwartenden Märker leider gar nicht. Auch verstimmte ihn der große Abstand der damals so armseligen Mark gegen das schöne Frankenland, dessen reiche Fluren ihm in lebhafter Erinnerung standen.

Man empfing ihn festlich in der Stadt Salzwedel. Mit Kreuz und Fahnen begleiteten ihn Geistlichkeit, Schulen, Rath, Bürger und deren Frauen in schönen Kleidern zur Kirche, in der ein „Herr Gott, dich loben wir!" angestimmt ward. Nach alter Sitte beschenkte ihn die Bürgerschaft mit Hafer, Fischen, Hammelkeulen und Bier. Doch Alles dies ward sehr geringschätzig von ihm aufgenommen. Eben so wenig wie die Bürger, wurden die übrigen Stände von ihm beachtet.

Wie schwere Tage seinem Vater von dem Adel bereitet worden waren, war bei ihm unvergessen geblieben. Sein Bruder hatte dem Adel zwar ein goldenes Gebiß, in Form eines Ordens, angelegt, aber eine innere Veränderung zum Bessern erfolgte doch nur sehr allmählich. Sagte doch Albrecht (in einer Verordnung gegen die Wegelagerei), es sei fast zum Sprüchwort geworden: „was man allenthalben vermisse, dürfe man in der Mark zu Brandenburg suchen, und was anderswo durchkomme, das werde in der Mark geschieden" (genommen). An einer andern Stelle heißt es: „Der Straßenraub könne doch nicht möglich sein, wo man getreuen Widerstand thun und einhellig dawider handeln wollte."

Als er in Stendal die Huldigung empfangen hatte, gab ihm die Bürgerschaft auf dem Rathhause ein prächtiges Mahl. Es wurden dabei zwei große Mulden voll „Gewürz" (wahrscheinlich Rosinen, Mandeln, eingemachte Früchte und dergl.) aufgetragen, ferner der damals so beliebte Klaretwein und Einbeckisches Bier. Nachdem der Kurfürst davon genommen, machten sich seine fränkischen Ritter darüber her und verzehrten Alles, ohne daß der Fürst oder sie daran gedacht hätten, die ständischen Vertreter, die am Kamin standen, gastlich zum Mahle einzuladen. Der Kurfürst war eben schon zu alt, um sich in der Mark noch gefallen und einleben zu können.

Aber verwundern kann es auch nicht, daß Vorgänge jener Art in den Märkern einen Umschlag der Stimmung nach sich zogen. Nun ward an sie die Forderung gestellt, eine neue Steuer zu bewilligen. Der Kurfürst verlangte von jeder Tonne Bier, wenn sie gebraut wurde, einen Groschen, und wenn sie gekauft wurde, noch einen Groschen (Bierziese). Die Stände weigerten sich, auf diese Forderung einzugehen, doch willigten sie endlich in eine Zahlung von 100,000 Gulden. Dabei aber stellten sie das Verlangen, daß der Kurfürst keine neue Steuer fordern solle, außer „wenn er etwa Krieg mit Beirath der Stände führen, oder im Felde eine bedeutende Niederlage erleiden, oder seine Söhne und Töchter verheirathen würde."

Nun gedachte Albrecht zunächst daran, Brandenburgs Rechte auf Pommern, die sein Bruder mit dem Schwerte in der Hand vergebens zu wahren erstrebt hatte, zur Anerkennung zu bringen. Aber obgleich er den Kaiser für seine Sache gewonnen und ihm von diesem die Belehnung auf Pommern zugesagt ward, bereiteten sich die Herzöge von Wolgast sofort zum Widerstande vor und beeilten sich, Pommern-Stettin zu besetzen. Nach vielen Verhandlungen kam es zu einem Friedensschlusse. Der Kurfürst behielt einige von ihm eroberte Grenzorte, das übrige Land aber blieb den Herzögen von Wolgast als brandenburgisches Lehen, das nach dem Erlöschen des Fürstenhauses ganz an Brandenburg fallen sollte.

Von hoher Wichtigkeit für den Staat war es, daß Albrecht eine Hausverordnung erließ, durch die festgesetzt ward, daß die Mark Brandenburg stets ungetheilt auf den ältesten der Söhne, oder, falls Söhne nicht vorhanden wären, auf den ältesten Bruder vererben, die fränkischen Besitzungen der jüngeren Linie zufallen sollten.

Digitized by Google

Das war für die Zukunft eine Wahrung des Länderbesitzes vor Zersplitterung. Ohne dies Hausgesetz wäre aus Brandenburg nimmer der preußische Staat erwachsen!

Albrecht begab sich jetzt nach Franken und ließ seinen ältesten Sohn Johann (den nachmaligen Kurfürsten Johann Cicero) als Statthalter zurück. Johann war damals achtzehn Jahre alt. Der friedfertigste der Herzöge von Wolgast, Erich, starb.

Albrecht Achilles.

Albrecht

Sein Sohn und Nachfolger Bogislaw war das Gegentheil von seinem Vater. Feurig, unternehmend und voll kräftigen Willens, bot er alsbald seine Mannen auf, um die lästigen Fesseln der brandenburgischen Lehnsherrschaft zu brechen. Nun rüstete Johann ebenfalls und sandte Botschaft an den Vater. Dieser kam nach Brandenburg und rückte, da seine Mahnungen an Bogislaw abgewiesen wurden, mit einer ansehnlichen Streitmacht

Digitized by Google

vor die feste Stadt Pyritz, in der Bogislaw eben verweilte. Albrecht wies einen heftigen Ausfall der Städter zurück, konnte es aber nicht verhindern, daß Bogislaw aus der Stadt entkam. Bald vernahm er, daß derselbe mit neuen Scharen herbeiziehe, und daß ein Heerhaufen der Pommern in die Neumark eingefallen sei und sich im Städtchen Bernstein festgesetzt habe.

Albrecht brach nun auf, um den Feind aus der Neumark zu vertreiben. Den Bemühungen der Herzöge von Mecklenburg gelang es jedoch, einen Zusammenstoß zu verhüten und den Abschluß eines billigen Friedens zu Stande zu bringen. Beide Theile sollten behalten, was sie besetzt hatten, und Bogislaw's gesammte Lande beim Erlöschen seines Stammes an Brandenburg fallen. Von dem brandenburgischen Lehnsrechte über Pommern ward nichts erwähnt. Als nun die Fürsten in Prenzlau zusammentrafen, reichte Albrecht dem Pommernherzoge freundlich die Hand, indem er die verfänglichen Worte sprach: „Lieber Oheim, hiermit leihe ich Euch Land und Leute." Bogislaw zog seine Hand zurück und rief in seiner derben pommerschen Weise: „Doar sälen jo ehr de säwen Düwel dörchfoahren!" bestieg sein Roß und ritt zu seinem Oheime Wratislaw, der mit vielem Kriegsvolke bei Pasewalk stand. Dieser stimmte Bogislaw bei, der die Absicht kundgab, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen; doch wußten die mecklenburgischen Fürsten, die dem Erzürnten nachgeritten, ihn zu bestimmen, daß er wieder nach Prenzlau zurückkehrte. Da rief ihm Albrecht scherzend zu: „Lieber Oheim, Ihr habt einen Hitzkopf und laßt Euch bald irren", worauf Bogislaw erwiederte: „Ja, Oheim, ich bin also nicht gut zu flechten!" Indeß ward der bereits aufgesetzte Vertrag vollzogen.

Wol schwerlich wäre Albrecht auf den Vergleich eingegangen, wenn es ihm nicht lebhaft darum zu thun gewesen wäre, dem Kaiser in seiner Noth seinen tapferen Arm zu leihen. Es regierte immer noch der schwache Kaiser Friedrich III., der im Todesjahre des ersten brandenburgischen Kurfürsten Friedrich's I., und zwar gegen dessen Abrathen, gewählt worden war. Darin glich Albrecht vollkommen seinem großen Vater, daß er für des Deutschen Reiches Wohl und Gedeihen allezeit zu kämpfen bereit war, und wie man seinen Vater die rechte Hand Sigismund's genannt hatte, so nannte man ihn die rechte Hand Friedrich's III. Diesmal galt es, die Führerschaft des Reichsheeres gegen den mächtigen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, zu übernehmen. Doch ward durch päpstliche Dazwischenkunft der Friede vermittelt, so daß es nur zu einigen unbedeutenden Gefechten kam.

Bald jedoch entstanden neue Verwicklungen für Brandenburg im Süden. Albrecht hatte seine Tochter Barbara an den Fürsten Heinrich, Herzog von Glogau, Crossen, Schwiebus und Züllichau, vermählt. Nach zweijähriger Ehe starb der Fürst. Nun traten Verwandte des Verstorbenen auf und bestritten der Wittwe das Erbrecht, namentlich geschah dies von Seiten des Herzogs Hans von Sagan. Unterstützt von dem Könige Mathias von Ungarn, besetzte Hans das Herzogthum Glogau, empfing die Huldigung der Stände und rückte dann in Brandenburg ein, dessen Grenzmarken er mit Feuer und Schwert zu verheeren begann. Der Kurprinz Johann sandte Botschaft an den Vater und bat ihn um Beistand. Hören wir, in welcher ritterlichen Art dieser dem Sohne antwortete! „Ihr habt", heißt es in Albrecht's Schreiben, „nicht mehr denn einen Fürsten zum Feinde, da ein König und siebzehn Fürsten unsere Feinde waren, und wir wol zehn Städte und Schlösser verloren hatten, auch unsre Ritterschaft dreißig Sitze, und lagen mit vier Heeren auf uns; der König von Behaim (Böhmen) an einem End, der von Bamberg, Pfalz und Herzog Otto am andern End, auf dem Gebirg, die bayerischen Herren am dritten End und der Bischof von Würzburg und die behaimischen Söldner am vierten End, und hatten alle an den vier Enden ab vierzigtausend Menschen im Sold; so hatten unsere Freund am Rhein ein Schlagen verloren und lagen in Stocken und mußt unser Bruder selige von uns reiten, und war all unsere Macht nicht über tausend Pferde und fünftausend zu Fuße der Unsern, denn die andern all in Städten und Schlössern mußten sein, die zu

Digitized by Google

bewahren — noch dann half Gott, daß wir eine ehrliche Richtigung erlangten, und wollten eher todt sein, denn daß wir eine schändliche Richtigung aufgenommen."

Auf eine Bitte jedoch, die von den Ständen der Mark ausging, erschien Albrecht. Es war zur rechten Zeit. Denn während sich der Kurprinz mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften gegen den Herzog von Sagan zu behaupten suchte, hatten sich die Pommernherzöge, den günstigen Zeitpunkt wahrnehmend, wieder in Besitz einiger märkischen Grenzgebiete zu setzen gewußt. Albrecht zog sogleich gegen die Pommern, nahm ihnen Vierraden, das sie bereits eingenommen hatten, wieder ab und eroberte die pommerschen Orte Bahn, Bernstein und Satzig. In derselben Zeit vertrieb der Kurprinz den Herzog Hans von Sagan aus dem Gebiete von Crossen und Kottbus, indem er ihm empfindliche Niederlagen beibrachte. Damit waren die Fehden im Süden und Norden Brandenburgs zu glücklichem Ende geführt. Der frühere Prenzlauer Vertrag mit Pommern wurde erneuert, und im Süden kamen die Städte Crossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an Brandenburg.

Doch das Haar war dem heldenmüthigen Albrecht längst grau geworden, und mit seinem Leben ging es zu Ende. Er klagte in seinen letzten Jahren oft über Schmerzen, die ihm seine vielen Wunden bereiteten. Narbenbedeckt waren ihm Antlitz, Hals, Hände und Füße, selbst sein Schädel trug so viele Wundennarben, daß nach seinem Tode an demselben die Nähte nicht erkennbar waren. — Es ist aus jener Periode eine Zahl von Briefen, geschrieben von den Söhnen und Töchtern Albrecht's an den Vater, vorhanden, die Zeugniß geben von der liebevollen Anhänglichkeit, die ihm von den Seinen gewidmet ward. Eine der Töchter, Margaretha, hatte den Schleier genommen und befand sich in dem Kloster zu Bamberg, woselbst ihr Ende des Jahres 1485 die Nachricht zuging, daß es mit der Gesundheit des Vaters nicht gut gehe. Sie schrieb darauf zu Neujahr 1486 an den Vater:

„Erlauchter, hochgeborner Fürst, gnädigster Herr und allerliebster Herr Vater, Ew. Gnaden sei mein tägliches Gebet mit kindlicher Treue und hohem Fleiß mitgetheilt mitsammt meinem stets willigen Gehorsam, und herzlieber Vater, Ew. Gnaden soll wissen und in ganzer Wahrheit glauben, daß in den 18 Jahren, seit ich im Kloster bin, mir kein Jahr und keine Zeit so betrüblich gewesen ist, als die gegenwärtige, da Ew. Gnaden jetzt unterweges ist. Als ich's kürzlich vom Hauptmann von Kulmbach erfuhr, da erschrak ich wahrlich sehr, da ich neulich hatte sagen hören, Ew. Gnaden wäre schwach gewesen. Da war es mir denn ein großes Leid, daß sich Ew. Gnaden einer so beschwerlichen Reise unterzogen hat. Denn ich bezeuge bei Gott, der ewigen Wahrheit, daß ich nie geglaubt habe, es wäre möglich oder natürlich, daß sich ein Mensch nach dem andern so herzlich sehr sehnen könnte, wie ich mich seit einem oder drei Jahren nach Ew. Gnaden gesehnt hab. Ich bin stets der kindlichen Hoffnung, Gott der Herr wird mein tägliches Gebet erhören und seine Barmherzigkeit fügen, daß Ew. Gnaden einst auch zu mir kommen, da ich doch zu Ew. Gnaden nicht kommen darf. Wäre es aber eben so möglich, wie es unmöglich ist, so wollte ich zu Ew. Gnaden kriechen, könnte ich nicht gehen, so sehr zwinget mich die kindliche Liebe zu Ew. Gnaden, wie ich denn auch keinen größeren Trost in aller Welt habe noch weiß, als Eure Liebe."

Der Wunsch Margaretha's sollte sich nicht erfüllen. Den Brief empfing der Kurfürst in Frankfurt am Main, wohin er sich begeben hatte, um sich bei der Wahl Maximilian's zum römischen Könige zu betheiligen. Auf einem Sessel ließ sich der greise Held in die Bartholomäuskirche tragen, in der die Wahl stattfand. Nicht lange darauf verschied er zu Frankfurt im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens (1486).

Prächtig war sein Leichenbegängniß. Nachdem ihm ein feierliches Todtenamt gehalten worden war, begleiteten der Kaiser und die Großen des Reiches die fürstliche Leiche bis zum Main. Von dort ward sie zu Schiff nach Franken geführt und in der Gruft der Ahnen zu Heilsbronn beigesetzt.

Digitized by Google

Johann Cicero (1486—1499).

Johann, der schon bei Lebzeiten des Vaters die Statthalterschaft über die Mark geführt hatte, ist der vierte Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Er kannte die Mark genauer als sein Vater Albrecht, denn er war schon im zwölften Lebensjahre an den Hof seines Oheims, des Kurfürsten Friedrich II., gekommen, in der Mark also aufgewachsen. Bei seinen fürstlichen Vorgängern hatte sich immer noch eine große Hinneigung nach ihrem fränkischen Heimatlande bemerkbar gemacht; er dagegen nahm seinen dauernden Sitz in der Mark; er ist auch der erste der Hohenzollern, der nach seinem Tode in der Mark seine Ruhestätte fand. Die fränkischen Besitzungen gingen an seine Stiefbrüder Friedrich und Sigismund über und waren damit von Brandenburg abgelöst. (Erst nach 300 Jahren fielen sie wieder, jedoch nur auf 25 Jahre, dem brandenburg-preußischen Staate zu und gingen dann, gemäß den Bestimmungen des Wiener Kongresses, an Bayern über.)

Als Johann das Amt des Statthalters mit dem des Kurfürsten vertauschte, stand es mit den staatlichen und kirchlichen Verhältnissen Deutschlands noch im Großen und Ganzen ebenso, wie wir es bei der letzten Rückschau schilderten. Seit dem Versuche Sigismund's und den ernsten Bemühungen des ersten hohenzollerschen Kurfürsten Friedrich, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reinigen, waren über siebzig Jahre in nutzlosen Anstrengungen wohldenkender Männer vergangen. Die Fürsten suchten einander in Bezug auf Machtstellung den Rang abzugewinnen, das Kaiserthum war machtlos, die Kirche verweltlicht, das Volk abergläubisch oder ungläubig, wüst und roh. Aber in den Furchen der Zeit gingen neue Saaten auf, welche die Zustände des Völkerlebens in ihrem Grunde umgestalten sollten. Um diese Zeit begannen zwei hochwichtige Erfindungen schon ihren mächtigen Einfluß zu äußern. Mehr und mehr gelangte das Schießpulver — dessen Erfinder, Berthold Schwarz, beiläufig gesagt in Dortmund geboren war, wie ein aufgefundener Grabstein darthut — zur Anwendung, und letzteres führte zu einer völlig veränderten Kriegsführung. Weiterhin machte die Erfindung Joh. Gutenberg's in allen Theilen Deutschlands von Jahr zu Jahr merklichere Fortschritte und verbreitete sich rasch von Ort zu Ort. Wer konnte zu Anfang der daraus hervorgegangenen Bewegung ahnen, von welcher Wichtigkeit beide Erfindungen werden sollten! Das Schießpulver ward eines der Hauptmittel zur festeren Begründung der fürstlichen Gewalt, die Buchdruckerkunst brachte Licht in alle Lebensgebiete und bahnte zunächst der ersehnten Neugestaltung des kirchlichen Wesens den Weg.

Doch greifen wir den Ereignissen nicht vor, denn in dem Jahre, in dem Johann Cicero seine kurfürstliche Würde antrat, war der deutsche Reformator, Martin Luther, dessen Flammenwort den Guten eine Himmelsbotschaft, den Bösen ein Wort des Gerichts sein sollte, erst ein dreijähriges Knäblein, das sinnend hineinschaute in die große Welt, ohne daß Einer der Seinen zu ahnen vermochte, wozu es berufen sei.

Johann ward seiner Leibeslänge wegen auch der Große genannt. Seine Wohlbeleibtheit deutete auf Anlage zur Wassersucht hin, an welcher Krankheit er wirklich später starb. Er sprach mit großer Gewandtheit die lateinische Sprache. „Einmal habe er", heißt es von ihm, „vier Stunden lang auf Kaiser Maxens Reichstag in zierlich fließendem Latein geredet." Daher sein Beiname Cicero.

Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit waren hervorragende Tugenden an ihm und machten seine Regierung zu einer gesegneten; mit Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit suchte er selbst das Geringste im Lande zu verbessern. Wir haben gehört, in wie einsichtiger Weise sein Oheim, Friedrich II., den Adel auf eine höhere Stufe der Gesittung zu heben getrachtet hatte. Johann war von einem gleichen Streben beseelt. Er munterte die jungen Adeligen auf, sich durch den Besuch der Universitäten Deutschlands

Digitized by Google

und Italiens und durch Reisen Kenntnisse und Bildung zu erwerben, und versprach Denen, die bei ihrer Rückkehr sich als tüchtige Männer erweisen würden, Ehren und Würden zu ertheilen, was er auch getreulich hielt. Gegen Diejenigen dagegen, die, in dünkelvoller Abgeschlossenheit dahinlebend, rohen Sitten fröhnten, war er sehr streng.

Johann Cicero.

Allein der Geist der Roheit und Widersetzlichkeit lebte nicht nur im Adel, sondern, wie auch schon mehrfach nachgewiesen wurde, im Bürgerstande. Auch folgender Vorgang, der sich in der Altmark zutrug, legt davon Zeugniß ab.

Die Veranlassung war folgende. Die Staatseinnahmen in Brandenburg waren sehr gering. Schon als Statthalter hatte Johann seinem Vater oftmals geklagt, daß es ihm am Nothwendigsten fehle. In einem Briefe sagte er, daß er im Mangel sei „an Teppichen,

Digitized by Google

Bettgewand, Laken, Sammetpolstern, Tischtüchern und Silbergeschirr" — — obgleich er „zwölf silberne Löffel" habe machen lassen; wie er „alles zur Hofhaltung Nöthige borgen, täglich in Jammer und Aengsten leben und tägliche Mahnung erleiden" müsse. — Damals setzte ihn der angekündigte Besuch einer fürstlichen Person in die größte Unruhe, da er nicht wußte, wie er dieselbe ihrem Stande gemäß aufnehmen sollte, indem es ihm an dem nöthigen Gelde fehlte. Lange Zeit hatte aus demselben Grunde seine Vermählung mit der Tochter des Herzogs Wilhelm von Sachsen aufgeschoben bleiben müssen. Unter welchen Umständen die Vermählung endlich vor sich gegangen war, erhellt daraus, daß der Kurfürst nicht im Stande gewesen war, seiner Tochter mehr als 300 Gulden als Morgengabe zu schenken. Und doch war in den Städten damals ein großer Reichthum vorhanden, und es gab der Bürger viele, die ihren Söhnen wahrhaft fürstliche Hochzeiten auszurichten vermochten. Aber es fehlte der Sinn für das Allgemeine, und damit auch der, den Fürsten mit den Mitteln auszustatten, die ihm nothwendig sind, wenn er seiner Stellung als oberster Vertreter des Landes nach außen hin würdig genügen soll. Die Städte hatten, namentlich in der luxemburgischen und bayerischen Zeit, beständig und zwar mit Erfolg danach gestrebt, Vorrechte zu erlangen, die im Grunde auf nichts Anderes hinzielten, als den eigenen Vortheil auf Kosten des Landes zu mehren, wodurch die Mittel für Staatszwecke und die fürstlichen Einnahmen mit der Zeit geschmälert worden waren. So waren Staatsschulden entstanden, welche bei den Opfern, die die Fürsten den deutschen Angelegenheiten durch Kriegsführung und vielfache kostspielige Besuche der Reichstage zu bringen hatten, mehr und mehr anwuchsen. Dazu kam, daß bei Kriegsführungen die Ritterschaft allein nicht mehr ausreichte, sondern in dem Grade, in welchem der Gebrauch des Schießpulvers zunahm, Söldnerscharen gegen Löhnung angeworben werden mußten.

So stand es in diesem Punkte in Brandenburg, und da alle Sparsamkeit des Kurfürsten ein Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben des Landes nicht herzustellen vermochte, sah er sich endlich genöthigt, von den Ständen die Genehmigung einer neuen Steuer zu verlangen, der Bierziese, wie sie längst in allen benachbarten Ländern zur Deckung der Staatsausgaben bestand. Sein Vater Albrecht hatte schon, wie wir wissen, eine Steuer auf Bier einführen wollen, war aber damit nicht durchgedrungen. Johann versammelte die Stände und wies ihnen in so ernster und eindringlicher Weise die Nothwendigkeit der Einführung einer Steuer nach, daß sie sich der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Darlegung nicht verschließen konnten und demgemäß endlich einwilligten. Doch sollte die Bierziese — auf die Tonne zwölf Pfennige — nur auf sieben Jahre in Kraft sein. Sehr beklagenswerth war es, daß die hohe Geistlichkeit, die Klöster und die Ritterschaft sich dieser Besteuerung hinterher zu entziehen wußten, was allerdings bei den Bürgern, die nun allein von dieser Steuer betroffen wurden, Erbitterung erregen mußte. Um sich indeß vor einem einseitigen Urtheil zu wahren, ist es nöthig, Folgendes zu erwägen: Die Hauptquelle des Reichthums in jener Zeit war der Handel, und dieser lag in den Händen des Bürgerstandes. Er gedieh in dem Grade, in welchem Sicherheit des Verkehrs herrschte, und wenn nun der Staat, um die Sicherheit des Landes zu schützen, sich hauptsächlich an diejenigen Unterthanen wandte, die dadurch unverkennbar ihre Geldeinnahmen erhöhten, so hätte darauf billige Rücksicht genommen werden sollen, zumal der Preis des Bieres für den Einzelnen (bei zwölf Pfennigen auf die Tonne) sich nur unmerklich erhöhte und auch die Ausfuhr dieses Getränkes sehr bedeutend war. Aber das Bier besteuern — das ging den Bürgern ans Leben. Es wird dies weniger befremden, wenn man sich erinnert, wie ausgebreitet die Trunksucht in jener Zeit war. Ueberall gab es Lärm im Lande, in den meisten Städten jedoch brach sich die bessere Einsicht Bahn, und man fügte sich schließlich. Nur in der Altmark kam es zu ernstlichen Ruhestörungen. In der damals reichen Stadt Stendal thaten sich die Innungen der Tuchmacher, Weber, Schuster, Bäcker und Kürschner zusammen und faßten den Beschluß, sich der Einführung

Digitized by Google

der verhaßten Steuer mit Gewalt zu widersetzen. Sie drangen in das Rathhaus und zwangen unter wilden Drohungen dem versammelten Rathe die schriftliche Erklärung ab, die Bierziese nicht einführen zu wollen. Wahrscheinlich war eine Zahl von Rathsherren selbst mit diesem Gewaltakte einverstanden. Dieser Vorgang fand alsbald Nachahmung in den Städten Seehausen, Gardelegen und Salzwedel.

Kurfürst Johann Cicero vor Stendal. Zeichnung von P. Leyendecker.

Nun sandte der Kurfürst nach Stendal, als dem Hauptorte der Empörung, drei seiner Räthe, welche den Auftrag hatten, die Bürgerschaft durch gütliche Vorstellungen zur Besinnung zu bringen. Sie fanden aber sehr unfreundliche Aufnahme, und als sie nach fruchtlosen Bemühungen sich zur Heimreise anschickten, wurden sie auf der Straße von dem wüthenden Pöbel angefallen und ermordet.

Digitized by Google

Kaum hatte dies der Kurfürst vernommen, so erschien er mit einer ansehnlichen Kriegsmacht vor Stendal, das sich bereits, wiewol ohne Erfolg, um Beistand an die Hansa gewandt hatte. Anfangs machten die Bürger Miene, dem Kurfürsten Widerstand zu leisten; doch da sie bald erkannten, daß dadurch die unvermeidliche Gefahr für sie sich nur noch steigern würde, öffneten sie freiwillig die Thore. Nun wurden die Mörder eingezogen, und ihre schuldigen Häupter fielen unter dem Beile des Henkers. Außerdem verlor die Stadt einen Theil ihrer Privilegien. Man erkennt deutlich aus diesem Vorgange, welcher Art die städtischen Vorrechte um jene Zeit waren, und wie es schlechterdings unmöglich war, daß sich bei dem Bestehenbleiben derselben eine geordnete Landesregierung entwickeln konnte. Die Bürger von Stendal waren nur verpflichtet, innerhalb der Ringmauer dem Landesfürsten Dienstleistungen zu erweisen; ferner besaßen sie das Recht, sich, wenn der Landesherr Beschwerde gegen sie führte, zu einem andern Fürsten schlagen zu dürfen. Diese und ähnliche Privilegien wurden ihnen nun für immer entzogen; und wie Berlin sich gebeugt hatte, so unterwarf sich jetzt auch Stendal. Aehnliches geschah in den übrigen Städten, die sich an der Auflehnung betheiligt hatten.

Die Verhältnisse mit Pommern blieben im Wesentlichen dieselben. Durch Ankauf der Herrschaft Zoffen (für 16,000 Gulden) wurde das märkische Gebiet auf friedliche Weise vergrößert.

Indem Johann mit Eifer daran ging, die Gründung einer Universität zu ermöglichen, ereilte ihn der Tod im vierundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Im hohen Grade wichtig ist das Testament, welches er seinem Sohne Joachim hinterließ. Es giebt uns sowol ein Zeugniß von des Fürsten edler Gesinnung, als es uns auch einen Blick in die damaligen Zustände thun läßt. Hier ist ein Theil desselben:

„Es stehen Viele in dem Wahne, man erweise sich alsdann recht fürstlich, wenn man die Unterthanen beschwert und durch gewaltsame Zwangsmittel ihr Vermögen erschöpft. Hiernach prasset man lustig und befleckt die angeerbte Hoheit mit schändlichen Lastern, man führt wol königliche Pracht und verwickelt sich in verderbliche Kriege. Hierdurch aber werden die väterlichen Reichthümer verschwendet, man verliert die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen; man führt nicht mehr das Amt eines Vaters, sondern das eines Tyrannen. Ich kann nicht begreifen, was ein solcher Fürst für Ehre habe, und kann mich Niemand bereden, daß er in Sicherheit sitze. Es ist eine schlechte Ehre, über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man reichen Unterthanen befehlen kann. Darum wollte Fabricius lieber über Reiche herrschen, als reich sein.

„Von Kriegführen halte ich nichts, es bringt nichts Gutes; wenn man nicht zum Schutze des Vaterlandes, oder große Unbilligkeit abzuwenden, den Degen ziehen muß, so ist es besser, davon zu bleiben.

„Die Armen nehmt in Euren Schutz. Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helfet, wenn Ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie die Geringen überwältigen, und wenn Ihr Allen gleiches Recht widerfahren laßt.

„Vergesset nicht, den Adel in Zaum zu halten, denn dessen Uebermuth verübt viel Böses. Straft sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten, und lasset ihnen nicht zu, daß sie Jemand wider die Gebühr beschweren können.

„Hätte Euch Jemand bisher beleidigt, so bitte ich, daß Ihr es vergessen wollet; es stehet keinem Fürsten wohl an, wenn er eine im Privatstande empfangene Unbilligkeit rächt.

„Hingegen strafet die Schmeichler, die Euch Alles zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. Werdet Ihr ihnen folgen, so werdet Ihr Eure klugen Räthe verlieren und Euch in Gefahr vieler schändlichen Neuerungen stürzen. Des Schmeichlers Rede gleichet dem Schlangengifte, welches im süßen Schlafe zum Herzen dringet und den Tod bewirket, ehe man es gewahr wird.

Digitized by Google

„Liebster Prinz, ich hinterlasse Euch ein großes Land; allein es ist kein deutsches Fürstenthum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen, als in unserer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und sanftmüthig bei einander wohnen mögen.

„Zu diesem Ende bitte ich Euch, Ihr wollet in einem wohlgelegenen Orte eine Universität aufrichten, in welcher die Jugend wohl unterwiesen und zu guten Sitten und Künsten angeführt werde."

Die fürstliche Leiche ward in der Klosterkirche zu Lehnin, in der die Asche einiger der tapferen Askanier ruht, beigesetzt, später jedoch nach dem Dome zu Cöln an der Spree übergeführt. Heut noch erblickt der Beschauer in der Domkirche, in der Nähe des Altars, des Verstorbenen wohlgelungenes Erzbild, ein Meisterwerk des Nürnberger Künstlers Peter Vischer von großer historischer Treue.

Joachim I. Nestor. 1499—1535.

Joachim I., der fünfte Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern, stand in seinem fünfzehnten Lebensjahre, als sein Vater Johann starb. Er war ein blühender Jüngling, fürstliche Hoheit strahlte aus seinem ganzen Wesen, und herrlich war es anzuschauen, wenn er hoch zu Rosse saß. Dietrich von Bülow, ein weitgereister, kenntnißreicher Edelmann, hatte seine frühere Erziehung geleitet; und zwar mit so gutem Erfolge, daß, wie der Körper, auch der Geist des Prinzen der gewöhnlichen Entwicklung weit vorausgeeilt war. Männliche Gedanken, gereifte Lebensanschauungen erfüllten früh schon seine jugendliche Seele. Daher kam es denn auch, daß in den nächstfolgenden Jahren von der vormundschaftlichen Regierung, die seinem Oheime Friedrich von Franken übertragen worden war, fast nirgends die Rede ist, und wir sehen Joachim schon in früher Zeit selbständig in den Gang der Landesangelegenheiten eingreifen. Dies geschah jedoch von seiner Seite keineswegs in eitler Ueberhebung; denn er meinte nicht, mit der Würde auch sofort einen hohen Grad von Einsicht erlangt zu haben. Im Gegentheile, er war voll glänzenden Eifers, sein Wissen zu vermehren; er zog gelehrte und einsichtige Männer an seinen Hof und nahm in Sprachen und Wissenschaften, namentlich in Mathematik, Astronomie und Geschichte, deren Unterweisung an. Bei seinen bedeutenden Anlagen und bei seinem Fleiße brachte er es bald dahin, daß er, außer seiner Muttersprache, geläufig französisch, italienisch und lateinisch sprach. Geschah es doch später auf einem Reichstage, daß er zur Schande der anwesenden Prälaten die Begrüßung des päpstlichen Legaten in lateinischer Sprache übernehmen mußte! — Den Wissenschaften blieb er sein ganzes Leben hindurch hold.

Die ersten Jahre der Regierung Joachim's waren mit schweren Heimsuchungen für das Land verbunden. Eine gefährliche Seuche raffte eine große Zahl von Menschen hinweg; namentlich in Berlin trat die Krankheit mit großer Heftigkeit auf. Dazu kam nach einem furchtbar strengen Winter (von 1502—1503) ein glühender Sommer. Kein Tropfen Regen erquickte das dürstende Erdreich; Quellen, Bäche und Flüsse trockneten aus. Endlich — es war im August — begann es zu regnen; aber der Regen war so heftig und anhaltend, daß die Hoffnung auf eine, wenn auch spärliche Ernte, die man in den Niederungen noch gehegt hatte, vollständig vernichtet ward. Zur Pest und zur Hungersnoth traten endlich noch die Schrecken des Raubwesens. Da kam es zu Tage, welch ein Geist immer noch im Adel wohnte; denn gerade er trieb das Handwerk des Raubens und Mordens am ärgsten. Jedoch hatte er dies unritterliche Gewerbe keineswegs erst wieder in den schweren Jahren der Pest und des Mißwachses aufgenommen, sondern er war schon gleich nach dem Beginne der Regierung Joachim's damit wieder dreister hervorgetreten. Die Jugend des Fürsten mochte im Adel die Meinung erweckt haben, daß er nun wieder ungestraft seinen alten Standesgewohnheiten nachgehen könne. Allein er irrte sich! Dem jugendlich schönen, freundlich blickenden Joachim fehlte keineswegs der Ernst und die Willensstärke

Digitized by Google

seiner Ahnen; auch stand seines Vaters Testament nicht nur auf Pergament, sondern auch in seinem Herzen geschrieben. Die traurige Zeit reifte früh seinen Geist zu männlichen Entschlüssen.

Joachim's Gerechtigkeitsliebe und Strenge. Ueble Kunde von den verbrecherischen Ausschreitungen des Adels drang von allen Seiten an den kurfürstlichen Hof, ja, es hieß sogar, Ritter am Hoflager ritten zur Nachtzeit vermummt hinaus auf die Straßen, um Raubthaten an Kaufleuten und Wanderern zu begehen.

Der Schweiß des auf der Scholle des Edelmanns lebenden Bauern kam den Adeligen unmittelbar zugute. Aber was haben wir vom Bürgerstande? sagten sich die Herren; früher lag auch er uns zu Füßen und mußte für uns arbeiten. Das waren alte gute Zeiten! Aber im Lauf der Jahrhunderte hat er sich loszumachen gewußt, lebt jetzt hinter Mauern und Thürmen, arbeitet für sich und nicht mehr für uns; und wir müssen Arbeiten bezahlen, die wir früher umsonst hatten! Und nun trägt er das Schwert, das doch nach altem, heiligem Brauche nur uns gehört, und wehrt sich gegen uns; und nun ist er in seinem Wohlleben aufgeschwollen vor Stolz und schaut uns da frech an, wo wir ihm nichts aufhaben dürfen! Elendes, aufgeblasenes, dickköpfiges Krämervolk! War nicht rings umher alles Land unser Gebiet, dazu das, was darauf lebte an Menschen und Thieren? Und nun treibt ihr auf unserem Grund und Boden euren Handel und zieht Geld ein? Was haben wir davon? So wird's wol erlaubt sein, euch hier und da einmal, wenn es uns fehlt, gewaltsam Steuern abzunehmen, und, wenn Einer sich wehrt, ihn niederzuwerfen!

So ungefähr dachten die Herren und trieben es danach. Aber es schien fast, als wollten sie Versäumtes nachholen, so arg machten sie es. Einer und der Andere mochte auch denken: Der Joachim wird alle Tage älter, und wer weiß, ob er nicht eines Tages, ähnlich wie seine Ahnen unseren Vätern, auch uns ein Halt zuruft! Darum schnell zugegriffen, jedoch vorsichtig — bei Nacht und Nebel — geschwärzt und vermummt! Man kann der Hohenzollernart nicht trauen; sie schlägt mitunter scharf darein! — Wie bemerkt, es scheint, als mochten solche Anschauungen unter den Herren Platz gegriffen haben; ihre Thaten lassen wenigstens deutlich darauf schließen. Einzelne alte Geschlechter wurden bald der Schrecken der Umgegend. Der Wanderer, wenn er des Morgens seine Reise antrat, betete um Schutz gegen sie, wie gegen die Türken und die Pest; ja, er bekreuzte sich, wenn er ihre Namen aussprechen hörte

„Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachten und vor Itzenplitze
Behüt' uns, lieber Herre Gott!"

ist in Wahrheit ein Gebet aus jener Zeit. —

Da geschah es, daß in der Nähe von Berlin ein Bürger von Vermummten niedergeschlagen, geknebelt, ausgeraubt und darauf schwer verwundet in einen morastigen Graben geworfen wurde. Es gelang ihm jedoch, sich der Fesseln zu entledigen und Berlin zu erreichen. Einen der Vermummten hatte er erkannt; es war ein Herr von Lindenberg, der zum Hofstaate des Kurfürsten gehörte, ein jugendlicher, gewandter Edelmann, den Joachim bisher seiner Freundschaft gewürdigt hatte. Der Bürger erschien auf dem Schlosse, ward vorgelassen, klagte dem Fürsten, was ihm geschehen, zeigte ihm seine Wunden und sagte, der Räuber befinde sich am Hofe; er wisse seinen Namen zwar nicht, wohl aber kenne er ihn von Ansehen. Sogleich mußten sich auf Befehl des Kurfürsten sämmtliche Hofedelleute in einem Saale versammeln, und Joachim führte den Bürger zu ihnen. „Der ist's!" rief der Bürger, auf den Räuber zeigend. Lindenberg ward bleich, zitterte, fiel nieder vor dem Kurfürsten und bat um Gnade. Da blitzte ein Strahl des Zorns aus dem Auge Joachim's, und Lindenberg las auf dem Angesichte des fürstlichen Freundes sein Todesurtheil. Vergebens waren alle Fürsprachen, das Haupt des adeligen Uebelthäters fiel an demselben Tage durch Henkershand.

Digitized by Google

Es läßt sich ermessen, welch einen Eindruck dieser Vorgang auf den hohen und niedern Adel machen mußte. Um eines in einen Graben geworfenen Krämers willen ein Glied des höchsten Adels dem Henker überliefern: dies erschien den Herren als etwas Unerhörtes! Blutige Rache wurde dem Fürsten geschworen. Ein Herr von Otterstedt schrieb mit frechem Muthe an Joachim's Schlafgemach: „Jochimke, Jochimke, hünde Dy! Faugen wy Dy, so hangen wy Dy!"

Es sollte dies keineswegs eine bloße Drohung sein, um den Kurfürsten einzuschüchtern, sondern man hatte den festen Willen, ihn zu tödten. Er hatte edles Blut vergossen, daher sollte das seine auch vergossen werden. Eines Tages beabsichtigte Joachim mit geringem Gefolge nach Köpenick zu reiten. Schon befand er sich vor dem Thore; da kam ein Bauer des Weges und sagte aus, auf einer Stelle des Waldes wimmle es von Bewaffneten.

Joachim und der Herr von Lindenberg.

Der Kurfürst begab sich zurück, verstärkte sein Gefolge und suchte die Wegelagerer auf. Es gelang ihm, den größten Theil der Rotte, und namentlich den Führer derselben, jenen Herrn von Otterstedt, einzufangen. Dieser wurde als Hochverräther gevierttheilt, und sein Kopf, zum schreckenden Warnungszeichen, an einer eisernen Stange auf dem Köpnicker Thore zur Schau gestellt.

So trat der junge Fürst dem Adel furchtlos entgegen, bereit, wie sein großer Ahnherr Friedrich, den Kampf gegen denselben auf Leben und Tod zu bestehen. Einer persönlichen Gefahr zum Schaden des Landes durch Nachgiebigkeit aus dem Wege zu gehen, das lag nicht in seiner Art. Darum sandte er bewaffnete Reiter, welche Nachrichter im Geleit hatten, ins Land, um auf allen Straßen und Wegen auf die Räuber zu fahnden und sogleich die Blutur theile an denen zu vollstrecken, deren sie habhaft würden. So wurden in einem Jahre mehr als siebzig „Junker und Knechte" an den Bäumen der Straßen aufgehängt.

Ein so eisernes Regiment hatte der Adel nicht erwartet. Er wandte sich deshalb mit Vorstellungen und Klagen an den Oheim des Kurfürsten, Friedrich von Anspach, der sich auch wirklich bewegen ließ, seinem Neffen Vorstellungen darüber zu machen, daß er des adeligen Blutes zu wenig schone. Darauf entgegnete, der Gerechtigkeit seines Verfahrens sich wohl

Digitized by Google

bewußt, der junge Fürst: „Ich habe kein adeliges Blut vergossen, sondern nur Schelme, Mörder und Räuber hinrichten lassen. Wären diese redliche Edelleute gewesen, so würden sie keine Verbrechen begangen haben.“ Er wich von seinem Wege nicht ab. Bald darauf ward auch ein mecklenburgischer Raubritter auf brandenburgischem Gebiete gefangen. Als dieser dem Kurfürsten sein ganzes Vermögen als Lösegeld bieten ließ, lautete dessen Antwort: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe, oder Strafbares um Geld frei lasse; und wenn dieser oder jeder andere, als Verbrecher ergriffen, wie er, hunderttausend Gulden geben könnte, so würde doch keiner meinen Spruch ändern.“ Der Gefangene ward hingerichtet.

Solcher Kraft und Unbeugsamkeit gegenüber mußte der Adel sich fügen, und das Raubwesen ließ endlich nach.

Verhalten gegen das Bürgerthum. Was den Adel in einem so hohen Grade erbitterte, ward in dem Bürgerstande der Grund außerordentlicher Anhänglichkeit an Joachim. Jedoch irrten die Städter, wenn sie meinten, der Kurfürst hasse den Adel als solchen. Nichts lag ihm ferner. Er haßte nur das Verbrechen und fragte bei der Ahndung desselben nichts nach der Person. Das erfuhren die Frankfurter, die eigenmächtig in das Amt der fürstlichen Gerechtigkeitspflege eingriffen. Es gelang ihnen, einen Herrn von Bomsdorf, der kurz vorher Frankfurter Bürger auf der Straße nach Beeskow beraubt hatte, gefangen zu nehmen. Statt nun aber bei diesem Falle die Mitwirkung der Landesregierung, die doch ihren Ernst, das Räuberthum niederzuhalten, hinlänglich bekundet hatte, in Anspruch zu nehmen, oder auch nur die gesetzlichen Formen zu beobachten, ließ man dem Edelmanne ohne Weiteres das Haupt abschlagen. Die Hinrichtung fand am zweiten Pfingstfeiertage statt, ein Beweis mehr dafür, daß die Frankfurter sich von dem Gefühle der Rache zu weit hatten hinreißen lassen.

Ein solches Verfahren mußte ohne Zweifel die Bemühungen des Landesherrn, dem Lande Frieden zu geben, erschweren. Blutige Thaten wurden von Adeligen unmittelbar darauf an Frankfurter Bürgern ausgeübt, und der Rath sah sich genöthigt, hundert Reiter zum Schutz der Reisenden auszurüsten.

Indeß schritt Joachim sogleich ein. Frankfurt verlor sämmtliche Gerichte, hohe wie niedere. Erst fünf Jahre später erhielt die Stadt die Gerichte wieder, jedoch nicht das peinliche Halsgericht.

In derselben ernsten Art trat Joachim auch bei anderen Gelegenheiten gegen die Städte auf. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß er ihnen günstig gesinnt war. Er förderte sie als die Stätten der Künste, der Wissenschaften und des Handels und somit als Quellen des Wohlstandes für das ganze Land. Wegen seines kräftigen Auftretens nach außen wie nach innen begaben sich auch fremde Städte, z. B. Hamburg, Goslar, Lüneburg, in seinen Schutz. Daß er der Stadt Lübeck, die im Verein mit anderen Hansestädten gegen Dänemark Krieg führte, nicht Beistand leistete, kam daher, weil seine Gemahlin eine Tochter des Dänenkönigs Johann's II. war. Auch mied er als kluger Mann jede Gelegenheit zu Feindseligkeiten. Mit Pommern einigte er sich friedlich nach einem langen kostspieligen Rechtsstreite. Der Vertrag von Grimnitz gestattete dem Kurfürsten, Wappen und Titel von Pommern anzunehmen.

Die Universität und das Kammergericht. Des väterlichen Testaments war Joachim auch in anderer Beziehung eingedenk, indem er von Anfang seiner Regierung an eifrig darauf bedacht war, dem Lande eine Universität zu geben, deren Plan, ausgearbeitet von dem berühmten Simon Pistorius, bereits vorlag. Zum Sitz derselben wurde Frankfurt an der Oder bestimmt. Die Eröffnung fand im Jahre 1506 statt. Konrad Koch aus Büchen, ein berühmter Gelehrter (nach Wimpfen, wo er die Schule besuchte, Dr. Wimpina genannt), war der erste Rektor; Hieronymus Schurf lehrte das Recht, Jodocus Willich die Arzneiwissenschaft. Auch zwei Brandenburger wurden mit Professuren betraut, Johann Lindholz,

Digitized by Google

Joachim M. z Brandenburg
zu mann spria [illegible]

Digitized by Google

Doktor der Gottesgelahrtheit, und Johann Blanckenfeldt aus Berlin, der in Bologna Doktor beider Rechte geworden war. Dietrich von Bülow, der frühere Lehrer Joachim's, jetzt Bischof von Lebus, wurde Kanzler der Universität. Der Eröffnungsfeierlichkeit wohnten außer dem Kurfürsten und seinem Bruder Albrecht, der, obgleich er sich noch in einem sehr jugendlichen Alter befand, bereits zum Domherrn von Magdeburg, Mainz und Trier ernannt worden war, eine große Zahl märkischer Edelleute und Geistlicher bei.

Die Universität sollte, so hoffte und wünschte es ihr fürstlicher Gründer, dem Lande, der aufgehenden Sonne gleich, eine Leuchte werden, geeignet, die dunklen Mächte des Aberglaubens und Wahnes durch geistige Waffen zu besiegen. Wie sie ihre Mission erfüllte, werden wir bald sehen. Denn die Stunde war nahe, in der eine neue Frage göttlichen Ursprungs die Menschheit bewegen sollte. Schon saß der Mönch Luther in dunkler Zelle hinter seinen Büchern „und grub ins Wort sich ein", ohne indeß zu dieser Zeit eine Ahnung von dem Werke zu haben, zu welchem Gott ihn bestimmt hatte. Auch an die Pforten der Hochschule zu Frankfurt sollte jene Frage anklopfen, Entscheidung heischend, wer Sinn habe für das Wahrheitsbedürfniß der neuen Zeit, oder wer innerlich erdrückt und umgarnt sei von dem herrschenden verfinsternden Kirchenthume. Aeußere Umstände waren dem Aufblühen der Universität, die gleich zu Anfange 1000 Studirende zählte, hinderlich. So mußte sie wegen der Pest 1515 auf einige Zeit nach Kottbus verlegt werden; vor Allem aber war es Wittenberg, das eine Nebenbuhlerin in solcher Nähe nicht aufkommen ließ. (Die Universität bestand bis 1810, in welchem Jahre sie nach Breslau verlegt wurde.)

Wichtiger noch für das Land war die Errichtung des Kammergerichts (1516). Grafen, Ritter und fürstliche Räthe waren bis dahin keinem Hof-, Stadt- oder Landgerichte unterworfen gewesen. Sie wurden jetzt — ein weiterer wichtiger Schritt in der Verbesserung der Gerechtigkeitspflege — an dieses Gericht verwiesen, dem zugleich die letzte Entscheidung in den Urtheilen aller übrigen Gerichte übertragen worden war. Zwölf Richter bildeten das Kammergericht, vier wurden vom Kurfürsten berufen, acht von den Landständen erwählt. Der Kurfürst empfahl ihnen die größeste Unparteilichkeit, Vermeidung aller Weitläufigkeiten und bei jedem Klagefalle die Anwendung des ernsten Versuches, einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen.

Von großer Bedeutung für die Regelung des städtischen Lebens war der Erlaß einer allgemeinen Städteordnung, in der unter Anderm die Einführung gleicher Gewichte und Maße im ganzen Lande festgesetzt und den städtischen Obrigkeiten befohlen ward, mit größtem Fleiße darüber zu wachen, daß die Bäcker, Schlächter und Brauer vollwichtige und gute Waare lieferten.

Die Periode des Mittelalters ging ihrem Abschluß entgegen. Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit, deren Anbrechen das Neuaufleben der Wissenschaften und schönen Künste verkündete.

Vorboten der Reformation.

Das große Werk der Reformation oder Kirchenverbesserung, dessen Durchführung dem deutschen Kernmenschen Martin Luther gelang, ist lange vor ihm schon von verschiedenen hochsinnigen Männern versucht, aber nicht zum siegreichen Durchbruch gebracht worden. Schon der kühne Arnold von Brescia (1170) meinte es ernst mit der von ihm verlangten Glaubenserneuerung und der Verbesserung des sittlichen Lebens, vornehmlich der Geistlichkeit. Der große Dante, der Dichter der „Göttlichen Komödie", einer der erleuchtetsten Männer seiner Zeit, beklagte es aus tiefstem Herzensgrunde, wie sehr die Verweltlichung der Kirche und die Versunkenheit ihrer Diener überhand nahm. Er verwarf entschieden die unantastbare Autorität des Oberpriesters von Rom und verurtheilte in scharfen Worten den von der Kirche geübten Gewissenszwang. „Jedes göttliche Gesetz", sagt er, „gründet sich auf eines der Testamente. Aber in keinem steht geschrieben, daß der Priesterschaft die Sorge

Digitized by Google

für die weltlichen Dinge überwiesen sei." Und ein andermal schreibt der große Florentiner: „Vor Entstehung der christlichen Kirche sind das Alte und Neue Testament; nach Stiftung der Kirche Ueberlieferungen. Daraus folgt, daß die Autorität der Kirche sich nicht auf Ueberlieferungen stützt, sondern daß die Ueberlieferungen sich auf die Kirche stützen."

Hören wir, wie die Kirche ihr Recht auf Gehorsam und Oberherrschaft begründet. Jener kühne Gregor VII., welcher den Streit mit der weltlichen Macht aufnahm, der „Statthalter Gottes", begann sein verhängnißvolles Werk, indem er sprach: „Ist nicht der Himmel höher denn die Erde und das Reich Christi höher denn die Welt? So steht auch der Stellvertreter des Erlösers höher als alle Anderen, über den Fürsten der Erde; und das geistliche Schwert ist stärker als das weltliche. Selbst der Kaiser steht unter dem Papste, von dem er ja die Krone empfängt. Er ist nur der Mond, der Papst aber die Sonne. Letzterer kann die Kaiser absetzen und die Unterthanen von ihren Eiden entbinden. Nur er vermag Bischöfe ein- und abzusetzen; nur er kann Gesetze geben, wie seine Weisheit es für gut findet. Seine Aussprüche haben zu jeder Zeit bindende Kraft und können nicht aufgehoben werden. Er kann jede von ihm nicht zu billigende Ordnung und Einrichtung vernichten. Wen er aus der Kirchengemeinde ausschließt, der muß von Allen als ein Verdammter angesehen werden; kein Christ darf sich ihm nahen, Niemand mit einem Solchen in einem und demselben Hause zusammen wohnen."

Und auch nach ihm suchten die Päpste als „Stellvertreter Christi auf Erden" ihre Stellung über Kaiser und Könige zu behaupten, wie sehr auch im Laufe von acht Jahrhunderten die Bildung gewachsen und Kultur- und Machtverhältnisse der Staaten, Fürsten und Völker sich umgestaltet hatten. So ist es bis heute geblieben: das Papstthum stellt sich noch jetzt als eine göttliche Macht hin, die an des ewigen Schöpfers Stelle die Oberherrschaft über Alles auf Erden ausüben solle und dürfe.

Das Papstthum, eigentlich von dem Kaiserthum erst begründet und gehoben, hatte sich nach und nach diesem als eine nur geistliche Macht zuerst zur Seite, dann selbst über den Kaiser gestellt. Bekanntlich war es Papst Leo III., der Karl den Großen zum Imperator salbte und krönte; — doch war es dem damaligen Bischofe von Rom niemals in den Sinn gekommen, daraus eine Abhängigkeit des Kaiserthums von den Inhabern des Stuhles Petri abzuleiten. Der deutsche König Heinrich I. dachte gar nicht daran, sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen; alle späteren Kaiser bis auf Heinrich III., den Schwarzen, erachteten das kaiserliche Recht der Bestätigung der Päpste als eine sich von selbst verstehende Sache. Und dennoch mußte des dritten Heinrich Sohn, Heinrich IV., die verhängnißvolle Wanderung nach Canossa antreten! — so mächtig erstarkt war um diese Zeit bereits das Papstthum. Es sind dunkle Seiten unserer Geschichtsbücher, auf welchen die vor sich gegangenen Wandlungen verzeichnet stehen.

Die Kenntniß der damals herrschenden Zustände ist erforderlich, will man die ganze Tragweite der Reformen und Uebergriffe Gregor's VII. ermessen, die aus dieser Periode herrührenden kirchlichen Einrichtungen würdigen, welche bis zu dieser Stunde als maßgebende sich erhalten haben. Sie bestanden in dem Verbote der Simonie, d. h. des Verkaufs der höheren und niederen geistlichen Aemter; dann in der Einschärfung des Cölibats, d. h. der Ehelosigkeit der Priester; weiterhin aus dem Gesetze betreffend die Investitur, welches darauf abzielte, die Belehnung der geistlichen Würdenträger durch die Landesfürsten zu beseitigen; endlich in der Erneuerung einer älteren, bereits von Gregor VII. empfohlenen Einrichtung in Bezug auf die Papstwahl. Hiernach wurde die Wahl des obersten Kirchenhauptes ausschließlich in die Hände der hohen Geistlichkeit Roms, in das „Kollegium der Kardinäle", verlegt, die alsbald nach dem Tode eines Papstes in verschlossenem Raume, „im Conclave", die Wahl nach eigenem Gutdünken vornehmen und stets auf eine solche Persönlichkeit ihr Augenmerk richten sollten, welche keinen Zweifel übrig ließ, daß sie ganz im Geiste der wahren Kirche, als gälte es nur dem Reiche Gottes auf Erden, regieren werde.

Digitized by Google

In Betreff des Aemterhandels konnte kein Wohlmeinender das entschiedene Vorgehen des Papstes tadeln. Denn es galt die Abschaffung eines abscheulichen Mißbrauchs zur Bereicherung der Fürsten und deren Gewaltträger. Nur durch Zahlung hoher Summen konnte man zur Bischofswürde gelangen, und daher überließ der Bischof wiederum die Priesterstellen an die Meistbietenden. Die Untüchtigsten und Unwürdigsten, sofern sie nur den größten Ankaufspreis aufwenden konnten, gelangten auf solche Weise in die Kirchenämter. Natürlich führte dieser schamlose Schacher zu immer größerem Verfall der kirchlichen Zustände.

Nicht so verhielt es sich mit der andern Maßregel, durch welche Gregor die Macht der Kirche zu erhöhen gedachte, nämlich mit dem Verbote der Priesterehe. Die große Neuerung bestand allerdings nur in der allgemeinen Durchführung des Cölibats; Gregor hat nur dem schon bestehenden Gesetze durchschlagende Geltung verschafft. Er hat das Cölibat eben allen Graden des Priesterstandes auferlegt; er sprach zuerst das folgenschwere Wort aus: „Die Kirche wird erst frei von der Knechtschaft unter den Laien, wenn die Kleriker frei werden von ihren Weibern. Alle bereits verehelichten Geistlichen müssen daher ihre Frauen entlassen; kein verheiratheter Priester darf hinfort eine Amtsverrichtung vornehmen; nur wer gelobt, Zeit seines Lebens eheloszu bleiben, darf zum Priester geweiht werden. Denn wer der Kirche dienen will, muß ihr frei und unabhängig von allen Sorgen, muß ihr ganz angehören, ohne durch die Bande des Blutes an die Welt geknüpft zu sein."

In hohem Grade brachte Gregor durch diese harte Maßregel einen guten Theil der Geistlichkeit wider sich in Harnisch; doch er beharrte unbeugsam bei seinem Willen. Ebenso hielt er an der Investitur als einem Vorrecht der Kirche fest, indem er danach trachtete, dasselbe den Fürsten zu entwinden. Er gebot: „Wer künftig noch ein Amt als Bischof oder Abt von einem Laien annimmt, darf das Gotteshaus nicht betreten und wird entsetzt. Jeder Fürst, der die Investitur ertheilt, verfällt in den Kirchenbann und ist aus der Kirche gestoßen!" Da Gregor hiermit althergebrachte und weittragende Rechte des Kaisers, der Könige und Fürsten antastete, beschwor er einen Kampf herauf, der im höchsten Grade erbittert und verhängnißvoll werden mußte.

Endlich — und das ist in der That das Stärkste von Allem, was der gewaltige Mann wagte — stellte Gregor an sämmtliche Machthaber und Fürsten der damaligen christlichen Welt das Ansinnen, daß sie ihm gleich Vasallen und Lehnsleuten den Eid der Treue leisten sollten. Wirklich gelang dieses Wagniß bei den Herrschern von Ungarn und Polen. Den Mächtigeren gegenüber, die sich ihm nicht unterordnen wollten, mäßigte der Papst als kluger Mann einstweilen seine Ansprüche. Nur mit Heinrich IV. erkühnte er sich in trotzigem Uebermuthe den Kampf aufzunehmen, indem er damit begann, den jungen König wegen seines schlimmen Lebenswandels und wegen anderer gegen ihn vorgebrachter Beschwerden vor seinen Richterstuhl zu laden, ganz so, als ob der deutsche König dem Papste in Rom Rede zu stehen hätte in Betreff seines Thuns und Lassens. Diese unerhörte Anmaßung führte zu jener Niederlage der Kaisergewalt, deren wir an einer andern Stelle schon Erwähnung gethan haben. Wir fügen dem Gesagten hinzu, daß der gewaltige Oberpriester bis zu seinem Tode nicht einen Schritt zurückwich. Schon im Sterben liegend, erneute er von Salerno aus den Bannfluch gegen den siegreichen Deutschen Kaiser. Er starb mit den Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, deswegen sterbe ich im Exil." So endete der Mönch, der als erstes unumschränktes Kirchenoberhaupt den riesigen Bau der päpstlichen Herrschaft aufgerichtet und durch den infolge des von nun an immer heißer entbrennenden Streites zwischen Staat und Kirche namenloses Elend über die Welt gekommen ist. — Von all' den Nachfolgern Gregor's ist wol keiner glücklicher und mächtiger gewesen als der große Innocenz III. (1198 bis 1216). Er führte das von Gregor begonnene große Werk einer geistlichen Universalherrschaft noch weiter aus. —

Digitized by Google

Seinen Platz voll und ganz auszufüllen, wog Innocenz sorgfältig alle Mittel und Wege ab, durch welche die Kirche gehoben und der drohenden Gefahren entledigt werden könne. Dies zu erreichen hielt er erst dann für möglich, wenn er sich auch im Vollbesitze der weltlichen Gewalt befände. Vor Allem aber wollte er in der „Ewigen Stadt“ als alleiniger Herrscher gebieten; die kaiserliche Oberhoheit sollte fernerhin nichts mehr gelten. In seinem Kampfe gegen die Hohenstaufen erreichte er, getragen von der Gunst der Verhältnisse, dieses Ziel, sodaß er in dem von Parteiungen zerrissenen Deutschland nach Belieben schalten und walten konnte. Seine Nachfolger handelten in seinem Geiste. Sie bestätigten und verwarfen, wie sie es für gut fanden, die Wahl der Könige, zwangen die Fürsten Europa's, ihnen Tribut zu zahlen, und versagten den Erwählten Deutschlands die Kaiserkrönung, sobald sie ihnen nicht zu Willen waren. „Die Gewalt der Fürsten“, behauptete Rom, „erstreckt sich nur auf die Erde, die der Priester aber bis in den Himmel.“

So gab es keine Schranke für die päpstliche Macht mehr, des Papstes Wille galt wie ein göttliches Gesetz, jeder Widerstand ward verdammt und verflucht. Doch wir müssen noch einmal auf Innocenz III., den Hauptgegner des edlen Hohenstaufen Friedrich II., zurückkommen, dessen Kampfesweise von seinen Nachfolgern (Honorius, Gregor IX. und Innocenz IV.) nachgeahmt wurde und zum Sturz des Hohenstaufengeschlechts führte. Die gesammte Ordnung der irdischen Welt meinte Innocenz in seiner Hand zu haben; selbst die Bischöfe behandelte er lediglich als seine Geschöpfe und zog sie nur zu solchen Aemtern heran, für welche er sie gerade brauchen konnte. Indem er das Mönchswesen begünstigte, schwächte er das Ansehen der Weltgeistlichen und erzog sich durch die harte Zucht der Klöster eine Schar stets unterwürfiger Diener. Den Laien dagegen entzog er bei der Abendmahlsfeier den Kelch, indem er die längst aufgestellte Lehre von der Brotverwandlung feierlich bestätigte; er führte die jährliche Ohrenbeichte als Gesetz ein; kurz, er ließ nichts ungethan, um seine Macht zu erweitern. So erhob er Rom noch einmal zur Beherrscherin der Welt.

Die Inquisition. Zur Durchführung seiner weitgehenden Pläne diente ihm in erster Reihe die Inquisition. Diese Einrichtung sollte jeglichen Ungehorsam brechen und alle Zweifel beschwichtigen, sollte Diejenigen einschüchtern, welche sich im Schoße der alleinseligmachenden Kirche nicht mehr glücklich fühlten, welchen die Herrschsucht und der weltliche Sinn der Geistlichkeit ein Greuel dünkte, kurz — sie sollte alle Ketzer unschädlich machen. — Jenes geistliche Gericht war und blieb auf lange hinaus eine allmächtige geistliche Zwangsanstalt, gegründet auf ein nie versagendes Spürsystem; sie verweigerte nie ihre Dienste, wenn es darauf ankam, zu entdecken, wo sich etwa Ketzer befänden, die sich den Gesetzen des allmächtigen Papstes nicht fügen wollten. Die Kunst dieses Gerichts gipfelte darin, die Schuldigen zu bekehren oder aus der Welt zu schaffen.

Die Waldenser. Jener Gerichtshof mit seinem gewaltigen Rüstzeug ward zuerst gegen die immer wieder auftretenden Bußprediger und deren Anhänger, im dreizehnten Jahrhundert gegen die Feinde der Kreuzzüge, weiter gegen Albigenser und Katharer sowie gegen die Waldenser in Anwendung gebracht.

Der Stifter der letztgenannten Religionsgemeinschaft war Petrus Waldus, ein wohlhabender Bürger von Lyon. Die zunehmende Verweltlichung der Geistlichkeit hatte Verdruß und bange Zweifel in den Herzen vieler wohlmeinenden Christen Frankreichs erregt. Petrus sprach sich laut dafür aus, daß der Papst und die christlichen Priester sich der weltlichen Macht und des eitlen Gepränges entäußern und ihr Augenmerk auf die Werke der Menschenliebe, auf Seelsorge und Bildung des Volkes ausschließlich richten sollten. Die Mahnungen des Strafpredigers fanden allerorten Wiederhall; bald sprach alle Welt im Osten und Süden Frankreichs von der beredten Weise, in der Petrus Waldus die Gemüther zu ergreifen wisse, und wie selbstlos er dem Verlangen nach Heiligung des Lebens Ausdruck gegeben, indem er seinen Reichthum den Armen und Nothleidenden zugute kommen ließ und nur so viel seiner Habe zurückbehielt, um das Wort des Lebens, die

Digitized by Google

Bibel, in deren Studium er sich versenkte, seinen Mitmenschen zu bieten. Er ließ die Heilige Schrift in die romanische Volkssprache übersetzen und durch geschickte Abschreiber vervielfältigen. Während seines Umherziehens als Prediger der evangelischen Wahrheit sammelte sich ein stetig wachsender Kreis von Gleichgesinnten um ihn. Aber als er selbst vor dem Papste der Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern das Wort redete, sah er sich schnöde zurückgewiesen, nicht minder von den Vätern der Kirche, welche von einem Christenthum der Selbstlosigkeit, des Glaubens und der Buße nichts wissen wollten.

So kehrten die Waldenser betrübt und hoffnungslos in ihre Heimat zurück. Was sie befürchteten, geschah bald genug; sie wurden aus der Kirche gestoßen und, wie es hieß: als dürre Aeste vom Baum des Lebens abgebrochen. Dennoch hielten sie treu und standhaft aus, damit das begonnene Werk nicht unvollendet bleibe.

Durften sie nicht mehr in den stattlichen Münstern und an den weihrauchduftenden Altären beten, so wurde nun das stille, von den Riesen der Schöpfung umsäumte Bergthal ihr Gotteshaus. Durften sie nicht mehr am heiligen Meßopfer in der Kirche Theil nehmen, so feierten sie nun im friedlichen Wohngemach das Abendmahl, wie es Christus gestiftet hat. Wollte man ihre Kinder nicht mehr mit dem Prunke der Kirche taufen, sondern als Heiden verstoßen, so tauften sie selbst, einfach und gläubig wie die Apostel, und erzogen ihre Lieben desto sorgsamer zu Erben des Himmelreiches. An allen Orten geschmäht, vertrieben, verfolgt, immer auf der Flucht und in Lebensgefahr, bald als Handwerker, bald als Händler verkleidet, durchzogen die Waldenser Prediger alle Lande. Ihre Spuren lassen sich verfolgen in Italien, in Frankreich, in den Niederlanden, vom Rhein bis hinein nach Böhmen, wo immer sich unzufriedene Gemüther von der Kirche abwendeten. Verlor sich auch der Name des Stifters bald im Dunkel der Zeiten — es wuchs doch stetig die Zahl seiner Nachfolger und Anhänger, welche von Jahr zu Jahr auf seiner Bahn rüstig vorwärts schritten.

Ihr unsträflicher Lebenswandel, die Lauterkeit ihrer Sitten schützte die als Ketzer verdammten Anhänger des Petrus Waldus nicht vor grausamer Verfolgung; eine Menge ihrer Bekenner erlitt die Marter der Folter oder sie endeten elendiglich im Gefängniß. Aber das Furchtbarste, was ihnen widerfuhr, war der Kreuzzug, welchen der unbeugsame und schreckliche Papst Innocenz III. gegen die in Südfrankreich gewaltig um sich greifende Lossagung vom Papstthume ins Werk setzte. Es handelte sich dabei nicht blos um die Waldenser, sondern um die schon erwähnten Albigenser (Nachfolger der Katharer) überhaupt. Auf einen Schlag — so wollte es der heilige Vater — sollte man sich sämmtlicher Ketzer, welche von der Obergewalt des Papstes und vom Einflusse der Priester nichts wissen wollten, bemächtigen und ihre Güter einziehen. Selbst die Kinder der Verdächtigen sollten ihrer Habe beraubt, jedes Haus sollte niedergerissen werden, in welchem ein Ketzer Aufnahme gefunden. Niemand durfte sich der heiligen Pflicht entziehen, die Verfolgten auszuliefern; selbst die innigste Freundschaft und die nächste Verwandtschaft sollte nicht von dieser Pflicht befreien. Kein Eid, der einem Ketzer geleistet worden war, sollte Giltigkeit haben; denn den Ketzern, das war die Ansicht der Kirche, brauche man weder Treue noch Glauben zu halten. Diese Verfluchten seien nicht mehr werth als die Ungläubigen im Oriente, wol aber noch viel gefährlicher; also gezieme es sich, daß alle Welt die Waffen ergreife, um diese Elenden zu vertilgen. So lautete der schreckliche Ausspruch des Papstes. Ehe aber das Kreuzheer beisammen war und mit Feuer und Schwert an die Vertilgungsarbeit ging, erschienen die geistlichen Vorposten. Ein Haufen Mönche, mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet, wurde auf die Ketzer losgelassen, um sie geistig gefügig zu machen und zum Widerrufe zu bewegen.

Als sich diese Bemühungen erfolglos zeigten, begann das Wüthen der Kriegsknechte. Die Städte Béziers und Albi wurden mit Sturm genommen, mit Feuer heimgesucht und ihre Einwohner ohne Schonung niedergemacht. Und obwol die Waldenser keinen bewaffneten Widerstand versuchten, wurde doch mit ihnen nicht besser verfahren. Fast ein Menschenalter

Digitized by Google

lang loderten die Scheiterhaufen. Kein Lebensalter, kein Geschlecht wurde verschont. Flüchteten sich die Bedrängten in die Berge und Alpenthäler, so spürte man auch da ihre Zufluchtsstätte auf, umstellte ihre Wohnungen des Nachts, verbrannte die Bewohner sammt den Hütten, erwürgte das Vieh, zertrat die Saaten und hinterließ eine Wildniß. Dies nämliche grausame Verfahren wiederholte sich überall, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Und immer wieder erhob sich die Gemeinde der Unvertilgbaren aus der Asche und aus den Trümmern. — So wenig vermag die gemeine Gewalt gegen die sittliche Wahrheit! So ohnmächtig ist das zerstörende Schwert gegenüber dem erbauenden Gedanken!

Petrus Waldus (vom Luther-Denkmal in Worms).

Bei dieser Verfolgungswuth leistete die Ohrenbeichte treffliche Dienste, um die Gläubigen auszuforschen und ihnen jedes Geheimniß zu entlocken. Auf der obengenannten Synode geschah es, daß auch allen Nichtgeistlichen das Lesen der Bibel als ketzerisch verboten wurde.

Die Inquisition aber setzte in Spanien, Frankreich und Italien Jahrhunderte lang ihre Blutarbeit fort. Wer ihr in die Hände fiel, war in der Regel von vornherein verloren. Zweier Zeugen Aussage genügte zur Verdammung; Milde und Schonung war hier nicht zu finden. Dem Dominikanerorden ward der Auftrag zutheil, die kirchliche Polizei zu üben.

Doch wie nachsichtslos auch die Ketzer verfolgt wurden, auf der Waldenser Thun und Leben ruhte der Segen Gottes. Dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis als die Anführung der Thatsache, daß dieselben, trotz aller Schrecken und Greuel der römischen Verfolgung, von Geschlecht zu Geschlecht bis zu Ludwig's XIV. nochmals versuchter Ausrottung durch Feuer und Schwert auf die 80,000 Köpfe anwuchsen. Und daß Dasjenige, wofür sie gelebt und gelitten, lautere Wahrheit ist, dafür spricht der Umstand, daß

Digitized by Google

seit ihrem Entstehen sich immer wieder neue Zeugen für das Evangelium gegen das Papstthum in den verschiedensten Ländern Europa's und aus den mannichfachsten Lebenskreisen erhoben.

Das System der päpstlichen Bedrückung und der priesterlichen Anmaßung blieb auch in der folgenden Zeit dasselbe. Fester und unentwirrbarer zog sich das Truggewebe Roms über alle Lande der Christenheit zusammen. Darum mußten sich aber auch allerorten Frömmigkeit und Vernunft immer kräftiger gegen das von Rom kommende geistliche Verderben und die Unverbesserlichkeit der Kirche erheben.

Wundersam genug! — Jener fürchterliche Gewissenstyrann, Innocenz III., war als Mensch edel und gut, als Christ fromm und treu: ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen, ausgezeichnet durch Reinheit des Wandels. Welche Zustände mußten sich dem auf die Beschaffenheit der Kirche und der ganzen damaligen Gesellschaft gerichteten prüfenden Blick enthüllen, wenn ein sonsthin wohlmeinender Mensch, ein Kirchenoberhaupt, glauben konnte, nur von Anwendung der äußersten Grausamkeit eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse erwarten zu dürfen! Und dann wiederum — welch ein Bild bot sich dar, was konnte und mußte erst geschehen, wenn jene höchste geistliche Gewalt, die angethan war, selbst den Guten zu bethören und zum Wahnwitz zu verführen, in die Hände von gottlosen, wollüstigen, goldgierigen Frevlern gerieth, wie in der Folge in die eines Bonifacius VIII. (1294), dessen Rachsucht und Herrschgier nicht davor zurückbebte, den verhaßten Nebenbuhler, den schlichten, schon genannten Papst Cölestin V., im Gefängniß vergiften zu lassen!

Das von Gregor VII. kühn ersonnene und von Innocenz III. mit eiserner Willenskraft weitergeführte hierarchische System führte im Mittelalter zu einer ausschließlich kirchlichen Oberherrschaft — deren Nachwehen noch in unser heutiges Leben hereinzittern.

Dem gewaltigen Rüstzeuge der Kirche gegenüber — dies werden unsere Leser begreiflich finden — mußten hochsinnige, ja selbst in allen Schlichen der Staatskunst wohlbewanderte Fürsten und Kaiser den Kürzeren ziehen und schließlich unterliegen. Und dennoch hat es keiner Zeit an Bekennern der Wahrheit und des wahren Christenthums gefehlt.

Johann von Wykliffe. Ein anderer Vorbote der Reformation erstand in England. — Kein Staat hat ergebener den unerträglichen Druck der römischen Oberpriester über sich ergehen lassen, als das britische Inselreich. Darum brach auch nirgends so zeitig und so überwältigend der fromme Zorn unter den Heimgesuchten hervor, als hier. Der Mann, welcher Muth und Geist genug besaß, als Held der Befreiung voranzugehen und alte Unbill zu rächen, war ein Kind des vierzehnten Jahrhunderts und hieß Johann von Wykliffe. Geboren im Jahre 1324, erwarb er sich früh schon als Lehrer an der Universität Oxford einen geachteten Namen. Indem er die Entartung der Priester, die Habgier der Päpste, den frevelhaften Verkauf der kirchlichen Aemter und Würden an den Meistbietenden offen brandmarkte, weiterhin die Ohrenbeichte sowie die Klostergelübde verwarf und auf Reinigung der Lehre drang, zog er bald den Haß der Mönche auf sich. Dazu kam, daß er bei dem zwischen dem Könige und dem Papste ausgebrochenen Streit in Wort und Schrift die Partei seines Landesherrn ergriff und in einer scharfsinnigen Streitschrift die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes vertheidigte, indem er aussprach, was zu dieser Zeit Niemand zu sagen wagte: „Nicht der Papst, der ein sündiger fehlbarer Mensch ist, sondern Gott ist der Oberherr aller Dinge in der Welt. Von Gott stammt jede Herrschaft her und nicht vom Papste. Die weltlichen Fürsten führen ihre Regierung unmittelbar im Namen Gottes."

Solcher und anderer ketzerischer Lehren wegen ward er vor das geistliche Gericht geladen, um sich vor demselben zu verantworten. Während drinnen die Verhandlungen begannen und man Wykliffe achtzehn angeblich verdammungswürdige Lehren aus seinen Schriften vorhielt, harrte das Volk mit Ungeduld an den Thüren, und es schützte seinen Liebling vor den Uebergriffen der Ketzerrichter. Hierdurch ermuthigt, begann Wykliffe das Volk für seine Lehren weiter zu erwärmen. Unermüdlich eiferte er gegen die Gewaltherrschaft des Papstthums, forderte, daß dessen Macht auf rein kirchliche Angelegenheiten beschränkt,

Digitized by Google

die fürstliche Gewalt und Herrlichkeit der Bischöfe aufgehoben und ihr Amt auf ein einfaches Pfarramt zurückgeführt würde. Auch die Berechtigung des Bannes bestritt er und wies auf die allein lautere und untrügliche Quelle aller christlichen Erkenntniß hin, auf die Bibel. Und er that dies um so nachdrücklicher, als das Lesen der Heiligen Schrift seit dem Waldenserstreite den Nichtgeistlichen verboten war. Auf die Bibelkenntniß legte Wykliffe das größte Gewicht. Er hielt sich davon überzeugt, daß Jeder, der die Schrift lese, aus ihr die Wahrheit empfangen werde. Daher verlangte er und beharrte dabei, daß dieses ehrwürdige Buch zum Gemeingut des Volkes werde, denn erst dann lasse sich eine Besserung der Kirche erwarten; vor dem Lichte der uralten Wahrheit müßten ja alle päpstlichen Irrlehren von selbst zu Schanden werden. Mit immer mehr Zuversicht wendete er sich an das Volk.

Johann von Wykliffe (vom Luther-Denkmal in Worms).

Unter Bürgern und Bauern fand er die treuesten Freunde, deren Schutz ihm mehr als einmal das Leben rettete. Von zwei Personen, mit denen man sprach, war gewiß eine ein entschiedener Wyklissit. Ein mächtiger Kampf hub an, und das Feldgeschrei war: „Verbesserung der Kirche!“ Um die Bewegung noch mehr in Fluß zu bringen, entsendete Wykliffe Hunderte von Reisepredigern; barfuß, den Stab in der Hand, mit langen Gewändern von rothem Tuche bekleidet, so zogen sie von Ort zu Ort, erfüllten die Seelen mit den neuentdeckten Wahrheiten, verbreiteten Volksschriften und Flugblätter ihres Meisters und entflammten die Herzen der Engländer bis in die entlegenste Hütte. Wykliffe's Name lebte in Aller Mund.

Aber gerade dieser Umstand und die wachsende Gefahr rief auch die Gegner wieder unter die Waffen. Eine Synode zu London im Jahre 1382, welcher durch ein Erdbeben

Digitized by Google

beinahe ein Ende gemacht worden wäre, beschäftigte sich mit der Verdammung seiner Lehren. Zu größerem Nachdruck wurde eine Prozession veranstaltet und den Pfarrern aufgegeben, gegen den Ketzer und seine Anhänger zu predigen; auch wurde dem Könige eine Anklageschrift gegen zwei Reiseprediger überreicht, in welcher es hieß, sie seien Aufwiegler des Volkes.

Der König war schwach genug, die Verhaftung der Angeklagten zu befehlen und damit die Verfolgung der armen Priester ins Leben zu rufen. Viele Freunde Wykliffe's, die bisher zu ihm gestanden hatten, wurden durch diese Gewaltmaßregeln eingeschüchtert und durch Versprechungen gewonnen; nur das Landvolk harrte treu und fest auf seiner Seite aus. Als das Mandat gegen die Anhänger Wykliffe's veröffentlicht wurde, kam es zum Handgemenge. Der Kampf verbreitete sich nach und nach über das ganze Land; es ging gerade in England wie nachmals in Deutschland zur Zeit der Reformation: das unmenschlich gedrückte Landvolk erhob sich in offener Empörung gegen seine Peiniger. Nur mit Mühe und Noth konnte man dieser Unruhen Meister werden.

Wykliffe wurde nochmals vor das geistliche Gericht entboten; er war aber klug genug, nicht zu erscheinen. Ob es aus Furcht, ob es aus Achtung geschah vor ihm — man ließ ihn seine letzten Tage in Ruhe verleben. Gott schenkte ihm die Gnade, die schlimmsten Greuel der ausbrechenden Verfolgung nicht zu erleben. Er starb am letzten Abend des Jahres 1384. Aber Entsetzliches kam nun über seine Anhänger. Den Sieg über die Empörung machte sich die Geistlichkeit zu Nutze. Unter dem Spottnamen der „Lollharden" wurden die Verdächtigen aufgeschencht, von Haus und Hof gejagt und geächtet. Jeder, der nicht vor den Heiligenbildern niederfiel oder sie küßte, Jeder, der die Bibel in englischer Sprache las, oder mit Solchen verkehrte, welche sie besaßen und die Messe versäumten, Jeder, der von einem Priester oder von der Kirche verächtlich sprach, galt als ein Wykliffit. Dreißig Jahre lang wurden Tausende zum Schrecken und zur Warnung für die Anderen verbrannt. Ein Menschenalter — und nur hier und da im Verborgenen sind noch Spuren wykliffitischer Gesinnung zurückgeblieben. Durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch flammen in England die Scheiterhaufen — Wykliffe's Leichenfackeln — aber an ihnen entzündet sich ein neues Licht im fernen Böhmerland!

Das Konzil zu Konstanz (1415) vollendete das begonnene Werk der Lieblosigkeit und des Wahns, indem es beschloß, daß die Gebeine des großen und edlen Glaubenspredigers wieder ausgegraben und verbrannt werden sollten. Die Niederlage schien vollständig.

Wir sind bei einer Phase der Entwicklung des religiösen Lebens angelangt, der wir früher schon näher getreten, als wir Kurfürst Friedrich I. unseren Lesern vorführten. Wir haben damals den Glaubensmann Huß den Scheiterhaufen besteigen sehen, und wir erzählten, wie durch das Geprassel des Feuers hindurch laut des Märtyrers betende Stimme erscholl: „Herr Jesu, Gottes Sohn, erbarme dich mein!" Im Volke erzählte man sich später, Huß habe die Aeußerung gethan: „Heut bratet ihr eine Gans (böhmisch „Hus"), über hundert Jahre wird ein Schwan auferstehen, der wird das Werk vollenden!"

Der Verhaßte wurde zu Asche verbrannt und diese in den Rhein geworfen. Den Körper ihres Widersachers konnte die siegreiche Kirche zerstören, der Geist des Gerichteten und das von ihm ins Volk geschleuderte Wort ließ sich nicht vernichten.

Hieronymus von Prag. Ein Jahr später endigte des Gerichteten Freund Hieronymus in gleicher Weise. Lange Leiden im Kerker und die Lust zum Leben hatten ihn einen Augenblick wankend gemacht und zum Widerrufe verleitet. Aber das Vorbild von Huß gab ihm seine Kraft zurück.

Am 23. Mai 1416, abermals vor das Konzil geführt, beklagte er, anstatt seinen ersten Widerruf zu bestätigen, wie man erwartet hatte, die Schwäche, die er in einer bösen Stunde gezeigt, und erneuerte sein Bekenntniß zu Wykliffe's Lehren. Man höre, was der Sekretär des Papstes, voll Bewunderung für den Ketzer, erzählt: „Er vertheidigte

Digitized by Google

sich so schön, so bescheiden, so klug, daß ich nicht im Stande bin, es zu beschreiben; obgleich es Leib und Leben galt, so wußte er doch die ernstesten Wahrheiten mit Witz und Laune zu würzen. Er rührte Aller Herzen, so daß Vielen die Thränen in den Augen standen. Er nannte Huß einen frommen und edlen Mann, der durchaus ungerecht verurtheilt sei. Derselbe habe nichts gegen das Christenthum gelehrt, sondern nur geeifert gegen die Mißbräuche der Kirche, gegen den Stolz und Hochmuth der Priester sowie gegen die Ueppigkeit, mit der dieselben die Güter der Armen durch Spielen und Jagen, Fressen und Saufen verpraßten. Voll Muth und Kraft vertheidigte er seinen verstorbenen Freund, und man mußte seine überaus treffliche Rede um so mehr bewundern, als er während 340 Tagen in einem feuchten, finsteren Thurm gesessen hatte. Dessenungeachtet zeigte er eine Geistesgegenwart und Todesverachtung, über die man staunen mußte; und ich kann ihn daher nicht anders nennen, als einen zweiten Cato. Ja, sein Name verdient unsterbliche Ehre!"

Abführung von Ketzern zum Scheiterhaufen.

So urtheilte ein Diener des Papstes, in dessen Namen dasselbe Konzil handelte, welches wenige Tage nachher auch den wackeren Hieronymus dem Tode überlieferte.

Der Märtyrer betrat ohne einen Laut des Schmerzes den Scheiterhaufen und rief dem Henker noch zu: „Nur hierher vor meine Augen; ich fürchte das Feuer nicht."

Sein Tod verursachte kaum geringeres Aufsehen als der seines Glaubensgefährten; denn der vielbekannte Mann zählte Freunde zu Paris, Oxford, Köln, Heidelberg u. a. O., wo er mit und unter ihnen seine Studien gemacht hatte.

Das Konzil war auseinander gegangen ohne irgend eine ruhmwürdige That; aber gewichtige Folgen hatte es doch. Der Zeugentod der Glaubenshelden rief ihre Anhänger, die Hussiten Böhmens, unter die Waffen, zur Rache an dem wortbrüchigen Kaiser, zur Vergeltung an den Papisten und Pfaffen. Vieljähriger Krieg, entsetzliches Blutvergießen folgten, wie wir bereits weiter vorn erwähnten, der Bluthat von Kostnitz. Milder gestimmt

Digitized by Google

als die Hussiten ließen die sogenannten Calixtiner oder Utraquisten ihren Zorn durch das nächste Konzil, das zu Basel (1431—1449), versöhnen. Die entschiedenere Partei setzte den Kampf unter Prokop dem Großen noch lange Jahre fort und vertilgte ganze Städte vom Erdboden, um „Gottes Wort zu Ehren“ zu bringen, bis dies starke, trotzige Geschlecht an seinem eigenen Eifer zu Grunde ging und in Böhmen jede freie Regung des Geistes erstickt wurde.

Girolamo Savonarola. Was kein Feuer der Ungerechtigkeit verzehren, keine Macht der Erde überwinden kann: das ist die Wahrheit. Mit dem Staube der Märtyrer wird sie getragen durch alle Lande. Um dieselbe Zeit, da die letzten Hussiten in Böhmen verschwanden, erhob sich in Florenz, nahe dem Sitze des Papstthums, ein anderer Zeuge der Wahrheit, der gleichfalls seinen Glauben durch den Feuertod besiegelte, Girolamo Savonarola, der gelehrte Dominikanermönch von San Marco.

Seit Arnold von Brescia hatte kein Italiener entschiedener gegen das Papstthum das Wort ergriffen als Savonarola (geb. 1452 in Ferrara). Schon als Buß- und Fastenprediger hatte er Aufsehen erregt. Da erschien er um 1490 in Florenz, wo er bald die Seele einer Vereinigung hochsinniger Männer und Jünglinge wurde, welche sich bemühten, der in Florenz zunehmenden Sittenlosigkeit zu steuern und ein Staatsleben auf besserer Grundlage aufzurichten. Laut erhob der Reformator die Forderung, daß vor Allem die Geistlichkeit das Beispiel der Lebensveredlung gebe, insofern dann erst die Kirche von Grund aus reformirt werden könne. Der ernste Sittenrichter erblickte den habsüchtigen Frevler und Giftmischer Papst Alexander VI. damals auf dem erkauften Stuhle Petri. Er sah, wie die Priester, unbekümmert um die Seelen der Christen, den Ausschweifungen sich ergaben; er war Zeuge, wie eine in Aeußerlichkeiten aufgehende Menge die Gebote des inneren Lebens verdrängte und den frommen Glauben verlachte; wie die Kirche immer tiefer sank. „Das Schwert des Herrn“, ruft er, „wird über die ganze Erde mähen und zwar bald!“ Mächtig weiß er hinein in die Gewissen zu greifen und den Menschen ihre Sünde aufzudecken schonungslos enthüllt er die ganze Schmach des herrschenden kirchlichen Unwesens.

Mit Staunen und Bangen vernahm das reiche, üppige Florenz, in welchem die kunstsinnigen Mediciier zur Herrschaft gelangt waren, die Stimme des kleinen hageren Mannes mit dem überwältigenden Geiste. Der Dom war gefüllt, wenn er redete; zur Nachtzeit kamen die Bewohner der Umgegend herzu, um ihn am Morgen zu hören.

Savonarola war binnen Kurzem eine Macht geworden, die der Welt Trotz zu bieten wagte. Aber er verschmähte es, dem Mächtigsten in Florenz, Lorenzo Medici, dem Wohlthäter seines Klosters, aufzuwarten; ja er trug Bedenken, die ihm von jenem erwiesenen Freundlichkeiten und Geschenke anzunehmen. Wie für Bestechungen, so blieb Savonarola auch für die Bitten des Gebieters unzugänglich. Als dieser ihm sagen ließ, er möge doch weniger scharf gegen die Personen losziehen, antwortete er dessen Abgesandten: „Geht und sagt ihm, daß er Buße thue wegen seiner Sünden; denn Gott will ihn und die Seinigen strafen.“

Als Prior des Dominikanerklosters San Marco begann er die Reformation damit, daß er die alte Einfachheit der Sitten wieder herstellte. Aller Luxus in Bezug auf Kleider, Speise und Trank ward verbannt, ein großer Theil der Besitzungen zum Besten der Armen verkauft, das Betteln der Mönche verboten; diese sollten sich einer regelmäßigen und anstrengenden Thätigkeit widmen. Savonarola selbst gab das beste Beispiel in Enthaltsamkeit und Fleiß. Besondere Sorgfalt wurde den Schulen zugewendet, damit durch eine gründlichere Erziehung der Jugend für die Reformation ein wohl zubereiteter Boden gewonnen wurde.

Im Advent des Jahres 1493 begann der Dominikaner in seinen Predigten mit verstärkter Kühnheit aufzutreten. Wie von höherer Macht getrieben, stellte er sich die Aufgabe, die kirchliche Gleißnerei und Hohlheit, die Frevel des Papstthums und der weltlichen Tyrannen an den Pranger zu stellen. In Worten, welche die Zuhörer öfter beben machten, verkündete er das Herannahen des neuen Cyrus, der über Babel kommen und bald erscheinen werde.

Digitized by Google

Umherumzug durch Florenz unter Savonarola. Zeichnung von E. Töpler d. J.

Digitized by Google

Und siehe, noch in demselben Jahre überschritt ein französisches Heer unter Karl VIII. die Alpen, um Italien zu erobern. Savonarola aber gebührt das Verdienst, erwirkt zu haben, daß der König von Frankreich die Freiheiten von Florenz achtete, und daß der Grimm der Republikaner gegen die Franzosen so lange gezügelt blieb, bis der Eindringling wieder um die Stadt verlassen hatte.

Da die Medici geflohen waren, wurde auf Anregung Savonarola's eine neue Staatsverfassung eingeführt, durch welche Florenz eine „Stadt Gottes" werden sollte. Von innen heraus wollte er Florenz und von dort aus Italien regeneriren, Staat und Kirche reformiren. „Wollt ihr", hatte er gepredigt, „eine gute Verfassung haben, so müßt ihr sie von Gott euch geben lassen. Wenn dem nicht so wäre, so wollte ich wahrhaftig nichts mit Staatsangelegenheiten zu thun haben." Solchergestalt gewann unter seiner Führung das leichtfertige, sittenlose Florenz ein neues christliches Aussehen. Savonarola bestärkte die Behörden, die Sittengesetze unnachsichtlich durchzuführen und Alles aus der Stadt zu entfernen, was dem Dienste Gottes entgegen sei. Spiel und Tanz nahmen ein Ende; am ersten Tage des Karnevals wurde auf einem öffentlichen Platze unter Psalmengesang eine Menge Tand verbrannt. Besonders der Jugend wendete der Reformator seine Sorgfalt zu. Am Palmsonntage veranstaltete er einen feierlichen Umzug durch die Stadt. Etwa achttausend Kinder, bekränzt und geschmückt, der Magistrat und der größte Theil der Bevölkerung folgten unter festlichen Gesängen dem Mönche durch die Straßen der Stadt. Vorübergehend wurde der Zug von den Gegnern bedroht. Vor dem Kloster San Marco endete die Feier unter Hochrufen auf Christus, den Erlöser. Die Becken, welche die Kinder herumtrugen, waren zum Besten der Armen mit Gold, Silber, Ringen und Juwelen gefüllt.

Doch der Sieg des Evangeliums Christi dauerte nur kurze Zeit. Das neue Regiment wurde beseitigt und die alten Gegner erlangten wieder die Oberhand; sie stürzten das Gebäude um, das Savonarola aufgerichtet hatte. Man muß es dem sonst so klar blickenden Manne verzeihen, daß er sich noch dem Wahne hingab, als könnten der Papst und die römische Kirche durch Bußpredigten gebessert und gereinigt werden. Am Himmelfahrtsfeste 1497 bestieg Savonarola nach längerem Schweigen wieder die Kanzel. Man hatte ihn vergebens gewarnt und zurückzuhalten gesucht. Seine Gegner, die in Uebermenge erschienen waren, unterbrachen ihn mitten in der Predigt, und nur mit Mühe vermochten ihn seine Freunde vor den blitzenden Dolchen zu schützen und in das Kloster zurückzugeleiten.

Kurz darauf schleuderte der Papst den Bannstrahl auf den Reformator. Ohne Wirkung blieb es, daß zahllose Stimmen aus dem Volke und der gelehrten Welt sich für Savonarola erhoben; doch ward auch dem Verlangen des Papstes, ihm den Gebannten auszuliefern, nicht Folge gegeben. Unangefochten, muthvoller und freudiger als je widmete sich der Dominikanerprior dem Dienste der Liebe, als in diesen Tagen Hunger und Pest die unglückliche Stadt bedrängten. Kühner als zuvor warf er dem Papste den Handschuh hin, indem er dessen Irrthümer an das Licht zog. „Ich sage euch", sprach er, „ein Jeder, der diesen Bannspruch hält und sagt, daß ich nicht predigen soll, der befindet sich im Banne und ist ein Ketzer. Meine Lehre stimmt überein mit der heiligen Schrift; wer sie nicht will, der will das Reich des Teufels." Am 18. März 1498 predigte er zum letzten Mal. Man müsse, sagte er, sich jetzt zum himmlischen Papste, zu Christo, wenden. „Du, Herr Jesu, bist mein Pfarrherr, mein Prälat, mein Bischof, mein Papst!"

Am Tage darauf schritten die Feinde, die inzwischen ihre Vorbereitungen getroffen hatten, zum offenen Angriff auf den Prior und die Mönche von San Marco. Es wurden die Fenster der Klosterkirche eingeworfen, die Thüren des Klosters erbrochen, die Glocken geläutet zu Kampf und Vernichtung. Der Aufruhr erlosch erst, als nach zärtlichem Abschiede von den Brüdern sich Savonarola und zwei seiner Schüler um Mitternacht selbst auslieferten. Gebunden, unter Fußtritten und Hohngeschrei des Pöbels wurden sie ins Gefängniß geführt. Der Papst aber schrieb vergnügt: „Und wenn er ein Johannes der

Digitized by Google

Täufer wäre, er muß sterben!" — Am frühen Morgen des 23. Mai 1498 fand die Hinrichtung statt.

Als das Feuer des Scheiterhaufens aufflammte, trieb der Wind die Flammen zum Schrecken des Volkes von den Schlachtopfern hinweg. Dann schlugen sie in der Höhe zusammen. „Ich weiß gewiß, daß die Kirche sich erneuern wird, es gehe wie es wolle!" Mit dieser Weissagung auf bessere Zeiten ist dieser Blutzeuge freier Glaubensanschauung gefallen, ein echter Protestant, an der Grenze des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Fluch für das Papstthum, eine Hoffnung für die Kirche der Zukunft.

Ein dunkles Gemälde aus der Zeit Joachim's.

Der Aberglaube, welcher seine „mitternächtigen Schwingen" noch weit ausgebreitet über alles Land hielt, fand seine Förderung in den Zuständen der Kirche, die so wenig zur Aufklärung der Geister beitrug. Auch die Universität zu Frankfurt glich einer Fackel, der das Wesentlichste fehlt — nämlich das Feuer. Dieses Dunkel umlagerte, wie wir noch mehrfach sehen werden, auch den Geist des sonst trefflichen Landesherrn Joachim I. Was wir hier berichten werden, betrifft das Verhalten des Kurfürsten gegen die Juden. Zuvor jedoch möge an dieser Stelle ein kurzer Rückblick auf die Verhältnisse der Juden in Deutschland überhaupt und insbesondere in der Mark gestattet sein.

Die Verfolgungen gegen die Juden, die schon im sechsten Jahrhundert durch den Pöbel in Rom und Ravenna begannen, wurden bald darauf in Deutschland fortgesetzt. Es ist dies ein Beweis mehr, wie weit sich schon damals die kirchliche Auffassung der Lehre Jesu von dem klaren Sinn derselben entfernt hatte. An der Verfolgungswuth ist das Christenthum selbst so unschuldig, wie die Sonne an einem Feuer, das Jemand vermittels eines Brennspiegels entzündet. Zu Anfang und im Fortgange der Kreuzzüge wuchs mit dem Hasse gegen die Muselmänner (die „Ungläubigen") auch der Haß gegen die Juden. Hatten ihre Väter nicht gesagt: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"? — Allerorten fanden „Judenschlächtereien" statt. Die Priester erklärten, die Juden seien eben so große Feinde Christi wie die Mohammedaner, und es sei gleich verdienstlich, diese wie jene zu tödten. Wurden doch in Jerusalem Hunderte von Juden von den Kreuzfahrern verbrannt! Hinterher freilich scheute man sich nicht, sich mit der Hinterlassenschaft der Opfer zu bereichern; die Kirche jener Zeit hielt an der Meinung fest, solch „ungerechtes Gut" lasse sich „verdauen". So gingen religiöses Vorurtheil und Beutesucht Hand in Hand.

Was den Juden Uebles geschehen ist, erregt ohne Zweifel das Mitgefühl jedes denkenden Menschen. Doch müssen wir uns auch andererseits vor der Annahme hüten, als sei jeder Jude, der getödtet wurde, ein Lessing'scher „Nathan der Weise" gewesen. Daß den Juden, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, nur der Weg des Handels offen gelassen wurde, war der größte Nachtheil für sie selbst, aber auch für unser Volk, was nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Nun wurde für viele Juden das Geld das neue Kanaan der Erlösung, nach dem sie strebten, und die Ausbeutung eines christlichen „Goi" galt in ihrer Pflichtenlehre als etwas durchaus Zulässiges, mochten sie auch unter einander den Anforderungen des siebenten Gebotes im reinsten Sinne des Wortes Genüge thun. (5. Mose, Kap. 23, 19 steht: „Du sollst au deinem Bruder nicht wuchern, weder mit Gelde, noch mit Speise, noch mit Allem, womit man wuchern kann." Im folgenden Verse aber heißt es: „An Fremden magst du wuchern u. s. w.") Dies Wort, so scheint es, wurde für sie eine Quelle des Unsegens. Der jüdische Wucher, die jüdischen Pfandbriefe spielten schon von Alters her eine große Rolle. „Das war auch die Vergift, die die Juden tödete", sagt eine alte Chronik. Sah man es doch gar zu oft, wie sie hier und dort arm einwanderten und nach und nach zu großen Reichthümern gelangten. Man betrachtete sie vielfach im Mittelalter als Wespen und Hummeln, die es trefflich verstünden, den arbeitsamen Bienen den zusammengetragenen Honig ohne große Mühe zu nehmen. So wurde denn bisweilen

Digitized by Google

wild hineingeschlagen in die Nester, freilich auch wieder von Solchen, die noch weniger Anrecht auf den Honig hatten. Das Grundübel war die Sonderstellung der Juden im Staate.

Im Jahre 1287 wurden zu Bern die Juden beschuldigt, ein christliches Kind, ein Knäblein, geraubt und mit Nadelstichen getödtet zu haben. Sie bedürften, hieß es, des Blutes unschuldiger Christenkinder. Dies brachte schwere Verfolgung über sie. Aehnliches ward von ihnen im Laufe der Zeit hier und da behauptet. Auch sollten sie (wie zu Belitz) es darauf abgesehen haben, Hostien durch Christen zu erhalten, um sie, aus Haß gegen den Heiland, zu zerschneiden und zu zerstechen, „daß das Blut unseres lieben Herrn danach flösse." Im Jahre 1298 sammelte ein Edelmann in Franken, Namens Rindfleisch, „ein groß Volk", und erschlug zu Würzburg und Nürnberg an 10,000 Juden, „darum, daß sie große Bosheit getrieben mit unsers Herrn Leichnam."

Wie übel es an vielen Orten den Juden erging, als im vierzehnten Jahrhundert die Pest, der Schwarze Tod Europa heimsuchte, ist bereits erwähnt worden. Dummheit und Bosheit dichtete ihnen an, sie hätten die Brunnen vergiftet. In Rothenburg wurde Jahrhunderte lang ein Fest zum Andenken an die Errettung der Stadt vor Vergiftung durch Juden gefeiert. Ein Schäfer wollte gesehen haben, wie „etliche Juden den Brunnen am oberen Galgenthürlein vergiftet hätten." Was der Schäfer gesehen haben wollte, ließ man sich vermittels Anwendung der Folter aus dem Munde der Beschuldigten bestätigen. Da sind denn „Viele massakrirt worden, Viele haben die Flucht ergriffen, und Viele sind ins Gefängniß geworfen worden, welche ihren wohlverdienten Lohn empfangen haben, wie denn Anno 1393 die letzten vollends alle verbrannt und die Stadt von den Juden gereinigt worden." — Die meisten Städte am Rhein, in der Schweiz und auch bis Mittel- und Norddeutschland hinauf hatten in diesem traurigen Jahrhunderte ihre Judenverbrennungen. Der zu einem Theile von den Juden verschuldete Haß des Volkes war überall mehr oder weniger verdeckt mit im Spiele. Das Urkundenbuch von Freiburg im Breisgau meldet: „In dem Jahre, do man zält von Gottes Geburt drüzehnhundert und nüne und vierzig Jahre, an dem nächsten Freitag vor unsrer Frowen Tag der Lichtmesse, da wurdent alle die Juden, die ze Friburg in der Stadt waren, verbrannt, an Kint und tragent Frowen." In demselben Jahre wurden zu Straßburg auf einem großen hölzernen Gerüste bei 2000 Juden verbrannt, bald darauf in Mainz 3000, in Köln 12,000.

Allen diesen Verfolgungen gegenüber bewiesen die Juden meist einen bewunderswerthen Heldenmuth; selten geschah es, daß ein Jude, um sein Leben zu retten, den Glauben seiner Väter abschwor. Es ist vorgekommen, daß man jüdischen Müttern, im Angesichte des brennenden Scheiterhaufens, ihre Kinder zu entreißen suchte, um diese zu taufen und ihnen damit das Leben zu erhalten. Sie preßten aber ihre Kleinen an sich und stürzten sich mit ihnen in die lodernden Flammen.

Der Wucher der Juden, der sie so allgemein verhaßt machte, und die Ursache war, daß die Verfolgungen in allen Ständen Theilnehmer fanden, lag in ihrer gesellschaftlichen Stellung begründet. Für den Schutz, den Fürsten und Städte den Juden gewährten, mußten diese verhältnißmäßig große Geldsummen zahlen, und nun hieß es: „Treibt euch auf eure Art die Steuern zusammen!" So entstand in natürlicher Folge auch dadurch Uebervortheilung im Handel und Wucher.

In der Mark Brandenburg treten die Juden zuerst im dreizehnten Jahrhundert auf und werden bald darauf auch in der Altmark häufig angetroffen. In den traurigen Zeiten nach Waldemar's Tode breiteten sie sich auch über die übrigen Theile der Mark aus. Der Haß gegen sie war allgemein, und nur der Geldvortheil, den die Stadtobrigkeiten von ihnen zogen, bewog diese, ihnen Schutz zu gewähren; doch mußten sie in den schlechtesten Stadttheilen und abgesondert von der christlichen Bevölkerung wohnen. Daher noch jetzt die Benennungen: Judenviertel, Judenstraße, Judenhof. Auch gegen die märkischen Juden brachen von Zeit zu Zeit Verfolgungen aus. Einen Nachkommen Abraham's zu tödten, erschien

Digitized by Google

Keinem als ein besonderes Unrecht. Aus dem vierzehnten Jahrhundert liegen Verordnungen vor, aus denen hervorgeht, daß man in der Mark sehr über den Wucher der Juden klagte. Eine Verordnung verbietet ihnen, den leichten Pfennig von dem schweren auszusuchen — zu kippen und zu wippen — und neue Pfennige zu schlagen.

Die Juden wurden im ganzen Mittelalter als Eigenthum (Leibeigene) der Fürsten betrachtet. Später wurden sie vielfach von den Markgrafen benutzt, die Steuern einzutreiben, ein Geschäft, das eben auch nicht geeignet war, die Bevölkerung mit Liebe für sie zu erfüllen. Im fünfzehnten Jahrhundert schenkte die Markgräfin Anna der Stadtobrigkeit von Berlin sämmtliche Juden. Wie groß das Mißtrauen gegen die Juden war, geht sehr bezeichnend aus einem Spruche hervor, der damals allgemein im Schwange war:

„Glaub keinem Wolf auf wilder Heid',
Auch keinem Juden auf sein' Eid."

Die Juden während der Pest von einem Orte zum andern vertrieben. Zeichnung von B. Mörlins.

Als die Hohenzollern in die Mark kamen, hatten die Juden bereits große Reichthümer aufgehäuft. Die unruhigen Zeiten, die Ausschweifungen der Herren und der Bürger waren ihren Geschäften sehr günstig. Die Meinung über sie aber änderte sich nicht, und ihre Lage blieb daher gleich gefahrvoll.

Aus der Regierungszeit des Kurfürsten Albrecht Achilles liegt eine Eingabe der Stände vor, in welcher der Fürst dringend gebeten wird, „dem Lande zu gut die Juden daraus zu ziehen", oder doch wenigstens „einen redlichen Wucher zu setzen, damit seiner Gnaden ehrbare Männer nicht so jämmerlich verdorben würden." — Doch gehen wir nun an die Schilderung des düsteren Ereignisses, das unter Joachim I. stattfand.

Paul Fromm, ein Kesselflicker zu Bernau, hatte in dem Dorfe Knoblauch Kirchenraub verübt und unter anderen Gegenständen auch eine kupferne, übergoldete Monstranz entwendet. Von Unruhe gequält, sein Diebstahl möchte an den Tag kommen, verließ er gleich darauf seine Vaterstadt. Aber gerade dieser Umstand, verbunden mit dem andern, daß man am Morgen

Digitized by Google

nach seinem Verschwinden einen zusammengebogenen Theil der Monstranz im Stadtgrabe fand, führte auf den Verdacht seiner Thäterschaft. Nichts ahnend davon, kehrte er nac einiger Zeit zurück, ward aber sogleich von Stadtknechten ergriffen und in den Kerker geführt Auf der Folter gestand er seine That und gab auf die Frage, was er mit den beiden Hostien die sich in der Monstranz befunden, gemacht habe, die Antwort, er habe die eine gegessen die andere dagegen an den Juden Salomon in Spandau für 9 Groschen verkauft.

Sogleich ward der unglückliche Jude verhaftet und nach Berlin geführt, wohin auc der Kesselflicker bereits gebracht worden war, weil hier das peinliche Gericht stattfinden sollte. Der Jude leugnete. Nun wurde die Folter angewendet, und wir wissen ja bereits, daß sich mit Hülfe derselben jede Aussage, die man wünschte, erzwingen ließ. Wirklich sagte nun der Jude auch aus, daß er die Hostie gekauft, und unter Verwünschungen und Lästerungen in drei Theile zerschnitten. Ein Stück habe er dann an einen Juden, Namens Jakob, in der Stadt Brandenburg, ein anderes an einen Juden zu Stendal geschickt, den dritten Theil aber für sich behalten habe. Doch da die Richter mehr zu wissen begehrten und ihren Aufforderungen durch die verstärkte Anwendung der Folter Nachdruck gaben, machte er, von gräßlichen Schmerzen gepeinigt, noch weitere „Geständnisse“. Er habe Anfangs, fuhr er fort, nicht gewußt, was er mit dem zurückbehaltenen Theile der Hostie anfangen solle, auch besorgt, daß derselbe sich weder durch Feuer noch durch Wasser werde vertilgen lassen. Endlich sei er auf den Gedanken gekommen, ihn in einen Teig von Weizennehl einzurühren. Als er dies nun gethan habe, sei zu seinem Erstaunen der Teig blutig roth geworden und habe, nachdem er ihn in eine Form gebracht und in den heißen Ofen geschoben, einen wunderbaren Glanz ausgestrahlt, in den hellsten Strahlen aber sei plötzlich das Christuskind erschienen. Dies habe ihn bewogen, den Wunderkuchen in dem jüdischen Bethause zu Spandau aufzuhängen. Dort sei er noch zu finden. — — Es wurde in dem Bethause nachgeforscht, und man fand dort wirklich einen rothen Kuchen.

Als der Kurfürst von dem Allen Kenntniß erhalten hatte, befahl er, die beiden von Salomon bezeichneten Juden sowie die Rabbiner des Landes, erstere in Ketten geschmiedet, nach Berlin zu führen, außerdem aber sämmtliche Juden bis auf weiteren Befehl gefänglich einzuziehen. Der Jude Jakob ergriff auf dem Wege nach Berlin zur List seine Zuflucht; es gelang ihm nämlich zweimal, sich seiner Handfesseln zu entledigen, und nun behauptete er, es sei dies das Werk der Mutter Gottes, die in himmlischer Schöne bald vor ihm hergehe, bald ihm nahe trete. Seine Betheuerungen hatten einen solchen Ausdruck der Wahrhaftigkeit, daß über die Wächter ein geheimes Grauen kam. In Berlin wiederholte er seine Aussagen und fügte zugleich den lebhaften Wunsch hinzu, die Taufe zu empfangen. Dies bewirkte, daß ihm vorläufig wenigstens eine bessere Behandlung als seinen Glaubensgenossen zutheil ward. Seinem Beispiel, das dringende Verlangen nach der Taufe zu erheuchelu, folgte nur noch einer der gefangenen Juden, deren Zahl sich auf achtunddreißig belief; alle übrigen blieben dem Glauben ihrer Väter getreu. Sie sagten hiernach aus, daß die Stücke der entwendeten Hostie von Einem zum Andern gesandt worden seien, daß ein Jeder an dem ihm zugesandten Theile die größten Frevel verübt, ihn z. B. auf den Tisch genagelt habe, wobei jedesmal Blut aus der Hostie geflossen sei. Ferner gestanden sie, sie hätten Christenkinder aufgekauft, um sie zu tödten. Diese seien Anfangs von ihnen mit Nadeln gestochen worden, dann habe man ihnen die Adern geöffnet und sie zuletzt durch das Abschneiden des Halses vom Leben zum Tode gebracht. Das Blut aber hätte man aufgefangen, um es unter Arzneien zu mischen. Heilmittel dieser Art bewährten sich vortrefflich gegen die verschiedenartigsten Krankheiten; ein jeder Jude suche dergleichen vorräthig zu halten, weshalb sie von Zeit zu Zeit sich genöthigt sähen, Christenkinder zu schlachten. Die Unglücklichen sagten nicht nur dies Alles auf der Folter aus, sondern betheuerten auch noch obenein, bei diesen Aussagen bleiben und die Wahrheit derselben mit ihrem Tode bestätigen zu wollen.

Digitized by Google

Waren sie doch dahin gebracht worden, daß ihnen der Tod gegen die entsetzlichen Qualen, die ihrer nach jedem Widerrufe harrten, als eine Seligkeit erschien. —

Warf denn nun die „Leuchte der Wissenschaft" zu Frankfurt an der Oder keinen Strahl erlösenden Lichtes auf dieses schauerliche Gemälde? Wenn die Menge aus Thoren bestand, was sagten denn da die Weisen des Landes? Leider wandten die hochgelahrten Herren ihre Weisheit nur an, dem Wahne Methode zu verleihen; man gedenkt unwillkürlich hierbei an das Wort des großen britischen Dichters:

„Weisheit im Narr'n ist minder scharf geprägt,
Als Narrheit, die im weisen Mann sich regt;
Denn alle Kraft des Geistes muß er nützen,
Auf Weisheit seine Albernheit zu stützen."

Ob sich auch wol — dieser Frage gegenüber — hier und da in der Menge gesunder Sinn regte? Ohne Zweifel. Doch die Mauern, mit denen sich die mittelalterliche Kirche umgeben hatte, waren noch so dick, und die Todeswerkzeuge, die überall hervorstarrten, noch von so drohender Gestalt, daß ein Jeder, in dem ein besseres Bewußtsein erwacht war, sich auch sagen mußte, es gälte Kopf und Kragen, wenn nur ein ketzerischer Zweifel seinem Munde entschlüpfte. Nur ein Riesengeist konnte den Kampf unternehmen gegen das Kirchenthum des Mittelalters, von dem das ganze Leben beherrscht war.

Da die gefangenen Juden erkannt hatten, daß der Tod ihr unvermeidliches Los sei, waren sie nur noch von dem Wunsche beseelt, diesen sobald als möglich zu erleiden. Daher blieben sie wirklich auch bei ihrer Aussage, als sie von der Folter befreit worden waren.

Nun empfing Hans Grakkau, der kurfürstliche Richter zu Berlin, den Befehl vom Kurfürsten, „aus Kraft seines Amtes und gegebener Vollmacht nach dem Gesetze zu verfahren." Grakkau setzte das Gericht aus „Schöppen, Beisitzern, Anwälten, Gerichtsschreibern und Zeugen" zusammen und forderte nun — es klingt wie ein Hohn auf die Gerechtigkeitspflege! — die Angeklagten „frei und ledig, wie Rechts Sitte und Gewohnheit ist", vor die Schranken. Die Beschuldigten wiederholten ihre Aussage, und der längst beschlossene Urtheilsspruch erfolgte.

Nunmehr ging es an die Vollstreckung des Urtheils, über die uns Engel's märkische Chronik umständliche Nachrichten giebt. Es war am Freitage nach St. Margarethen 1510, als sich die Straßen Berlins mit Leuten aus allen Ständen füllten, die dem freien Platze vor der Marienkirche (dem jetzigen „Neuen Markt") zuströmten, um der Hinrichtung der verurtheilten Juden beizuwohnen. In der Mitte des Platzes waren drei Bühnen stufenartig hinter einander aufgebaut. Auf der obersten Bühne saßen jene „hochgelahrten und rechtsverständigen Leute", die ihr Urtheil dahin abgegeben hatten, daß Alles unzweifelhaft der Aussage entsprechend geschehen, demnach der Spruch wohlbegründet sei. Die mittlere Bühne hatte der Richter mit seinen Schöppen, Beisitzern, Anwälten, Gerichtsschreibern und Zeugen inne, die unterste Bühne war für die Angeklagten bestimmt. Diese, ihrer 36, kamen jetzt in feierlichem Aufzuge zu Zweien daher. Sie trugen ihre uralte Volkstracht, lange Kaftane und spitze weiße oder gelbe Hüte. Als sie dem Platze nahe waren, stimmten sie einen frommen Gesang in ihrer Volkssprache an. Nachdem sie nun auf der Gerichtsstätte ihre Plätze eingenommen hatten, las der Gerichtsschreiber auf Befehl des Richters die ganze Verhandlung vor. Der Richter fragte die Angeklagten, ob sie sich zu dem ihnen zur Last gelegten Verbrechen bekennten, worauf ein Jeder derselben mit einem lauten Ja antwortete. Es erfolgte eine kurze Berathung von Richter und Schöppen. Dann sprach jener:

„Sintemalen der böse Christ Paul Fromm sich an dem heiligen Sakrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft hat, darum soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf- und niederführen, mit Zangen reißen und in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sakraments und ihren grausamen Mord an unschuldigen Christenkindern auch zu mehrmalen vor uns

Digitized by Google

außerhalb des Gerichts bekannt, darum so soll man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle Andern ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen mögen, daß sie solche und dergleichen Uebelthaten auch nicht begehen mögen."

Nun erhoben die Juden einen lauten Gesang, um Stärke zu gewinnen, dem grauenvollen Tode mit Ergebung entgegenzugehen, indeß Paul Fromm, dessen Kirchenraub die unselige Ursache des schauerlichen Schauspiels war, von dem Pfahl, an den man ihn angekettet hatte, losgelöst und auf eine Schleife gebunden wurde. Mittels derselben fuhr man ihn in den Straßen umher. An jeder Straßenecke ward angehalten, der Henker trat herzu und riß ihn mit glühenden Zangen an seinem Leibe. Endlich ward er auf die Richtstätte zurückgeschleift. Hier war inzwischen, wie die Chronik sagt, „von dem Scharfrichter und seinen Helfern, ein wunderlicher Bau zu ihrer Straf, dreier Mann hoch aufgerichtet, aus hölzernen Rüsten bestehend, die mit Stroh, Pech und anderem Brennmaterial belegt waren." Nun wurden die Verurtheilten an einzelne, aus dem Scheiterhaufen hervorragende Pfähle angekettet, während ein Rabbiner ihnen mit lauter Stimme aus dem alten Testamente Worte des Trostes vorlas, bis auch er an einen Pfahl geschlossen ward. Paul Fromm erhielt seinen Platz abgesondert von den bedauernswerthen Opfern seiner Anklage.

Jetzt gab der Richter das Zeichen, die Henker zündeten den Scheiterhaufen auf mehreren Seiten gleichzeitig an, und die Flammen loderten empor. Priester, Kreuze mit dem Bilde des Heilands in den Händen haltend, traten herzu; einzelne der Verurtheilten spieen nach den Priestern. — Bald erstickten Rauch und Flammen die Verwünschungen, welche die Israeliten gegen ihre Peiniger ausstießen. — Die zum Christenthum übergetretenen Juden Jakob und Joseph wurden am Tage darauf mit dem Schwerte hingerichtet. Das war die einzige Vergünstigung, die man ihnen infolge ihres Uebertritts zum Christenthume zugestanden hatte. Dennoch ward dies Alles noch nicht als vollständige Sühne für den angeblichen Frevel angesehen, denn es erfolgte nun das Verbannungsurtheil gegen sämmtliche, bis dahin gefangen gehaltene Juden des Landes. Jedoch mußten sie, ehe man sie frei ließ, Urphede schwören. Der ihnen abgenommene Eid lautete:

„Ich gelobe und schwöre eine rechte Urphede dem durchlauchtigsten Fürsten Joachim, seinen Erben und Nachkommen, allen Städten und Leuten und überhaupt allen denen, die Rath und That gegeben, daß ich ins Gefängniß gekommen bin, sie mich aber doch, obwol ich schwerere Strafe verdient hätte, aus Gnaden wieder befreit haben. Würde ich oder Eins von den Meinigen wider diesen meinen Eid handeln, so sollen mir die fünf Bücher Moses niemals zu Hülfe kommen; so müsse ich mich verunreinigen, wie der König von Babylon; so müsse Schwefel und Pech aus meinem Halse rinnen, wie einst über Sodom und Gomorrha geronnen sind; so müsse mich die Erde überfallen und verschlingen, als sie that Dathan und Abiram; so müsse die Erde nimmermehr kommen zu meiner Erde. Dann müsse mir nicht mehr helfen Jehovah, der Gott meiner Väter; ich müsse aussätzig werden, wie Naëman, mich müsse angehen der Ausschlag, der das israelitische Volk anging, da sie fuhren durch Aegyptenland; es müsse über mich kommen das Blut, und der Fluch müsse an mir wachsen und nimmermehr abnehmen, der Fluch, den mein Geschlecht sich wünschte, da sie Jesum verurtheilten und sprachen: sein Blut komme über uns und unsere Kinder! — Daß ich diese Urphede fest und unverbrüchlich halten will, dazu helfe mir der Gott, der Mose erschien in dem brennenden Busche, der doch blieb unverbrannt. Ich schwöre dies bei meiner Seele, die ich auf den jüngsten Tag vors Gericht bringen muß vor Gott durch Abraham, Isaak und Jakob. Ich entsage auch hiermit aller päpstlichen und kaiserlichen Freiheit und Gnade; ich will ihrer nimmermehr wieder gebrauchen, sondern von Stund an stracks aus dem Lande ziehen und niemals wieder hereinkommen. Ich will auch alle Juden, die mir begegnen, warnen, daß sie sich dieses Landes, bei Verlust ihres Lebens und ihrer Güter, enthalten, so wahr mir helfe der Gott, der einst schuf Himmel und Erde, Thal und Berg!" — „Aus besonderer Gnade" ward den Verbannten freies Geleit bis zur Grenze zugestanden.

Digitized by Google

Judenverbrennung auf dem Neuen Markt zu Berlin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Papstthum und Kaiserthum.

Der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht mußte gerade zu einer Zeit am schärfsten hervortreten, in welcher infolge der Kreuzzüge mit einer neuen Völkermischung neue Interessen und Bildungsaufgaben entstanden. Vaterlandslose Abenteurer aus aller Herren Ländern und von allen Völkerzungen in Italien, dem Tummelplatz der Kämpfe, lassen das grause Bild von Greueln und Unthaten noch häßlicher erscheinen, je mehr sie sich nur von niederen Beweggründen, hauptsächlich von der Gier nach Beute, in zweiter Reihe erst von eitler Ruhmsucht, treiben ließen.

Den Kampflärm vor und nach der kaiserlosen Zeit, alle mit dem Schwerte unterstützten Forderungen der Fürstengewalt, den Wirrwar in der vor unserm Auge sich enthüllenden Trümmerwelt, übertönt mächtig die Stimme der Kirche. Mit berechtigtem Stolze mag der Anhänger des Papstthums auf die kühnen Oberpriester Roms hinweisen, welche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Strafmitteln, mit Verdammung und Bannstrahl Diejenigen bekämpften, die ihnen als Widersacher bei Verwirklichung ihrer Weltbeherrschungspläne im Wege standen. Um solche Gegner unschädlich zu machen, brachten die Päpste und Väter der Kirche ohne Scheu jegliches Mittel in Anwendung. Sie verfolgten selbst die tüchtigsten und wohlwollendsten Herrscher, beraubten sie als Usurpatoren ihrer Krone und vertrieben sie aus ihrem Erbe, wenn sich dieselben nicht dem Ausspruche der unfehlbaren Kirche, in deren Namen die Großwürdenträger Roms sprachen, beugen wollten.

Der Jahrhunderte währende Kampf zwischen Kaiser- und Fürstenmacht und Papstthum war im fünfzehnten Jahrhundert so gut wie erloschen. Es wäre unrecht, wenn man das Verschulden aller der aus Herrschsucht und Ehrgeiz hervorgegangenen Uebel nur auf Seite des Papstthums suchen wollte. Denn nicht selten vertraten die erleuchteten Inhaber des Stuhles Petri die fortschreitende christliche Bildung gegenüber der Starrheit mittelalterlicher Barbarei.

So lange Deutschland noch die Vormacht des christlichen Europa war, bildeten die Deutschen und Italiener ein gemeinsames großes Ganze und genossen die Segnungen dieser ihrer Verbindung. Als aber Kaiser und Papst und mit denselben auch die von ihnen abhängigen Fürsten und Priester, namentlich die geistlichen Würdenträger, sich nicht vertragen konnten, ward die weltgebietende Stellung Deutschlands unhaltbar. Die Päpste gelüsteten nach Erweiterung nicht blos ihrer geistlichen, sondern auch weltlichen Herrschaft, bis schließlich die Ansprüche der Stellvertreter Christi auf Erden in der Entscheidung jenes Papstes gipfelten, welcher im Zeitalter der Entdeckungen die neu aufgefundenen und etwa noch aufzufindenden Länder, Menschen und Meere zwischen den damals seetüchtigsten Nationen, den Spaniern und Portugiesen, zur Vertheilung brachte.

Dem römisch-deutschen Kaiserthum ist im Grunde nur eine kurze Periode des Glanzes und im Gegensatze dazu ein langsamer, während vieler Jahrhunderte sich vollziehender Niedergang beschieden gewesen. So oft auch die römisch-deutschen Kaiser es versuchten, als solche wieder festeren Fuß in Italien zu fassen, wie es die Hohenstaufen gethan: es gelang ihnen nicht. Nur mittels Heirath und Vererbung kamen Theile von Italien unter das Scepter österreichisch-deutscher Kaisergeschlechter.

Maximilian I. Kaiser Friedrich III. hatte leider dreiundfünfzig Jahre lang sein klägliches Regiment über Deutschland ausgeübt, und das Papstthum hatte ihm gegenüber leichtes Spiel gehabt. Ihm folgte (1493) sein Sohn, der blondlockige Maximilian. Anfangs meinte man, es sei das Deutsche Reich unter ihm gut berathen. Dazu schien er durch die Vermählung mit Maria, der Tochter Karl's des Kühnen, wodurch die Niederlande an das Haus Oesterreich gelangten, zu ansehnlicher Macht gelangt zu sein. Aber es schien auch nur so; denn aus dem neuen Besitz erwuchsen ihm und seinen Nachfolgern eine Menge von Verlegenheiten. Die neu erworbenen Lande lagen ja weit entfernt vom Kern der österreichischen

Digitized by Google

Hausmacht, und ihre Bewohner waren nicht so leicht zu regieren wie Oesterreicher, Steiermärker und Tiroler. Die Hoffnungen, welche man auf Kaiser Maximilian gesetzt hatte, schwanden dahin, je mehr man erkannte, daß nicht des Deutschen Reiches Erstarkung, sondern die Vermehrung des Habsburgischen Besitzstandes sein Hauptbestreben war. — Maximilian ist der eigentliche Begründer der österreichischen Hausmacht.

Es gelang dem klugen Kaiser, die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter Isabella's von Spanien, zu Stande zu bringen. Der aus dieser Ehe entsprossene Sohn Karl ward im Jahre 1516 König von Spanien. Wir werden ihm bald in Deutschland wieder begegnen.

Kaiser Maximilian, der letzte Ritter. Nach Burgkmaier.

Seit Eroberung von Konstantinopel, im Jahre 1453, waren die Türken immer weiter nach Westen vorgedrungen; sie hatten einen guten Theil von Ungarn sich unterthänig gemacht, ihre riesigen Heeresmassen ergossen sich gegen die östlichen Grenzen Deutschlands.

Die deutsche Kaisermacht, die wir im Laufe der deutschen Geschichte zuerst am Rhein, dann an der Elbe, dann in Schwaben wurzeln sahen, hatte ihren Thron jetzt an der Donau aufgeschlagen, und an der Erhebung des Hauses Oesterreich war bei mehr als einer Gelegenheit, der bedrohten Reichslande wegen, festgehalten worden. Maximilian verlangte nun die Hülfe der deutschen Reichsstände zur Bekämpfung der Türken. Es ward ihm geantwortet: Schaffe uns zuvor Ruhe im Innern!

So übel stand es in der That bereits um Deutschland. Unter den Umschlingungen der Kirche war des Reiches Kraft erlahmt; dagegen machte sich bei den Völkern ringsum

Digitized by Google

ein kräftiger Aufschwung bemerkbar, und vielfach trat das Gelüste zu Tage, Stücke aus dem immer wehrloser erscheinenden deutschen Reichskörper zu reißen. „Wollen wir ferner ruhig mit ansehen", ward auf den Reichstagen gesagt, „wie das Reich stetig abnimmt? Es ist wahrlich Zeit, daß man sich zu Herzen nimmt und ernstlich dazu gethan wird, mehr Eintracht im Reiche zu schaffen. Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders als bisher in die Sache schicken, getreulich und fleißig sich zusammenstellen will, daß eines Tages etwa ein Fremder kommt, der uns Alle mit eiserner Ruthe regieren wird. Sehet — das will leider Keinem zu Herzen gehen, so geht ein Stück nach dem andern hinweg; will man nicht anders und besser dazu thun, so werden wir Alle zum Scheitern gehn."

Kaiser Maximilian war ein ritterlicher Herr, welcher Turnierspiel, Dichter und Künstler begünstigte; — den „letzten Ritter" nannten ihn seine späteren Lobredner.

Taufe des Prinzen. Aus Burgkmaier's Weißkunning

Seine Ritterlichkeit sprach sich vornehmlich in Dem aus, was er selbst dichtete oder dichterisch anregend zur Welt kommen ließ. Den Beweis hierfür liefert der am Ende des 16. Jahrhunderts entstandene allegorische gereimte Roman „Theuerdank", welcher theilweise vom Kaiser Maximilian entworfen ist. Vollendet wurde das Buch von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing. Auch seine Gewandtheit auf der Gemsjagd wurde dem Kaiser als „Ritterlichkeit" angerechnet.

Der Roman behandelt die Werbung um die Prinzessin Maria von Burgund und deren Heimführung durch den Kaiser, der als Theuerdank (Einer, der nur an Theures und Edles denkt) auftritt. — Die Reimerei ist allerdings etwas nüchtern und im Grunde so werthlos wie die Prosa des Werkes: der „Weißkuning", welches jedoch für den Kultur- und Literaturforscher von Interesse ist. Dasselbe bespricht historische Verhältnisse, doch ohne Nennung der bezüglichen Namen. Auch dieses Werk ist vom Kaiser Maximilian entworfen, aber von einem andern seiner Geheimschreiber geschrieben. Man sieht aus diesen Schriften den schon praktischer gewordenen Geist der Zeit hervortreten und merkt, daß für die Pflege der Poesie in früherer Zeit weder Raum noch Bedürfniß mehr vorhanden war.

Leider war Maximilian trotz seiner „Ritterlichkeit" kein rechter Hort, kein Schirmherr und Mehrer der höheren geistigen Güter des deutschen Vaterlandes. Ein Jahr vor seinem Tode (1518) schrieb er: „Sein Lebtag habe er daran gearbeitet, sein Haus groß zu machen; alle seine Mühe sei vergebens, wenn er nicht sein letztes Ziel, die Wahl seines Enkels zu seinem Nachfolger, erreiche!" — Von der großen Umwälzung, die sich in den Ideen und Gemüthern des Volkes vorbereitete, spricht er nichts. Wir werden das Bestreben, das Haus Oesterreich auf Kosten des Reiches groß zu machen, auch weiterhin bei den Habsburgern, bei denen die deutsche Kaiserkrone bis zu Anfang dieses Jahrhunderts verblieb, wahrnehmen.

Digitized by Google

Kaiser Karl V. Jener Enkel, von dem Maximilian redete, war Karl, der als Karl I. seit zwei Jahren die Königskrone von Spanien trug.

Im Jahre 1519 war Maximilian gestorben. Nun bewarben sich drei der mächtigsten Herrscher: eben Karl von Spanien sowie die Könige von Frankreich und England, um die erledigte Kaiserkrone. Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich, betrieben die Sache am eifrigsten. Gegen die Oberherrschaft von Frankreich sträubte sich jedoch der alte Widerwille der Deutschen gegen die Franzosen ganz entschieden. Für Karl I. dagegen sprach der Umstand, daß er von väterlicher Seite ein Deutscher war, und daß schon seine Ahnen die deutsche Kaiserkrone getragen hatten. Auch hoffte man von ihm wegen der Lage der österreichischen Erblande Schutz gegen die Türken. So ward er denn zum Reichsoberhaupte gewählt, und er regierte als deutscher Kaiser von 1519 bis 1556.

Die Trauung. Aus Burgkmaier's Weißkuning.

Das war der Fürst, dessen ebenso tapfere und unternehmungslustige als engherzig-glaubenseifrige Landeskinder, seit Christoph Columbus Amerika entdeckt hatte, immer mehr in den Vordergrund der Weltbühne getreten waren. In fast märchenhafter Weise hatten durch vier Jahrzehnte thatenlustige, nach Gold, Ruhm und Ehre dürstende Scharen unter begabten Führern, wie Ferdinand Cortez, Franz Pizarro, Diego Almagro, und anderen glücklichen Conquistadoren eine Reihe Königreiche:

Kaiserliche Tafel. Aus dem Weißkuning.

Mexiko, Peru und Chile, in der Neuen Welt erobert. Stolz durfte sich seitdem Spaniens König „Herr beider Welten“ nennen und behaupten: „in seinem Reiche gehe niemals die Sonne unter.“

Wohl ihm und unserm Volke, wenn der Großmächtige seine Macht nur im Dienste der Erleuchtung der Geister, zur Mehrung von Wahrheit und Gerechtigkeit angewandt hätte! Dann würde jener Ausspruch in höherem Sinne zur Wahrheit geworden sein.

Die Päpste. Werfen wir nun einen Blick auf die Reihenfolge der Päpste, welche seit Kaiser Sigismund den Thron der Christenheit inne hatten; es waren Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Pius III., Julius II. und Leo X.

Alle, außer dem greisen dritten Pius, der kurze Zeit nach seiner Erwählung starb, verfolgten selbstsüchtige Zwecke, und die meisten von ihnen führten ein höchst sittenloses Leben. Sixtus IV. war, bei aller Gelehrsamkeit, ein Hauptförderer der Blutgerichte in Spanien und trieb den schamlosesten Wucher mit geistlichen Stellen. — Innocenz VIII. hat die Hexenprozesse hervorgerufen; unter ihm, dem Vater von zehn oder gar sechzehn Kindern, konnte jedes Verbrechen mit Geld gesühnt werden. — Auf Alexander VI., einen Spanier aus dem Hause Borgia, der sich der niedrigsten Sinnenlust in schamlosester Weise ergab, könnte man das Wort anwenden: „Der Teufel schämt sich, eines Mönches Thaten nur zu denken!" Er nahm, um sich in den Besitz von Geldmitteln zu setzen, zu jeder Art von Erpressung seine Zuflucht. Reiche Leute, die dem Tode nahe waren, wurden gezwungen, ihn zu ihrem Erben einzusetzen, oder es wurden nach ihrem Tode ihre Güter ohne Weiteres eingezogen. Sündenbeladen, wie je ein Sterblicher, schied er aus diesem Leben. In der Absicht, einige Kardinäle zu ermorden, waren sie von ihm zur Mahlzeit eingeladen worden. Da trank er aus Versehen von dem für jene bestimmten vergifteten Weine und mußte qualvoll sterben. — Julius II. war ein Kriegsmann durch und durch. Statt des Kreuzes trug er beständig das Schwert und befand sich fast immer im Felde. Kaiser Maximilian nannte ihn einst „einen trunkenen Pfaffen".

Der letzte dieser Reihenfolge von Päpsten, der im Jahre 1513 den Stuhl Petri bestiegen hatte, Leo X., der Sohn des berühmten Lorenzo von Medici, war ein feiner, kunstliebender Weltmann, der in Prachtbauten ungeheure Summen, die durch Ablaßhandel und auf andere sündhafte Art zusammengebracht wurden, aufgehen ließ. — Es war so, wie ein Kirchenlehrer der neueren Zeit sagt: „Judas Ischarioth hatte den Platz des Heilandes eingenommen."

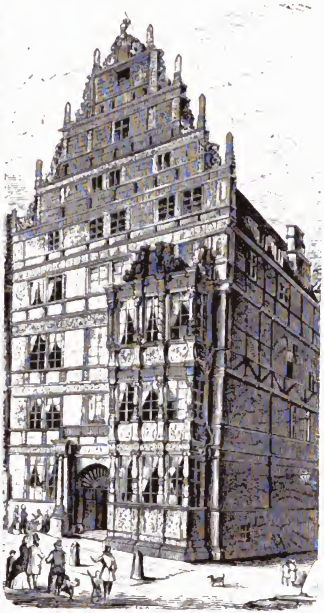
Die Frage mag sich schon Manchem aufgedrängt haben, wie es gekommen ist, daß die Deutschen sich von solchen Oberhäuptern der Christenheit nicht schon längst losgesagt hatten? — Der Hauptgrund war die Ferne des päpstlichen Sitzes. Sahen auch die Deutschen die Sünden und Uebelthaten der Priester in ihrer Nähe zur Genüge, so hielten sie es doch in ihrem frommen Glauben nicht für möglich, daß die Väter der Christenheit sich je ähnlicher Vergehen schuldig machen könnten. Diese gute Meinung herrschte zuverlässig bei der Mehrzahl der Deutschen vor. Christenthum und Papstthum war ihnen damals noch Eins. Sie waren noch nicht zu der Erkenntniß des unermeßlichen Widerspruchs gekommen, der zwischen der ursprünglichen Lehre des Heilandes und der Apostel im Gegensatze zu den herrschenden Kirchenlehren bestand. Was noch dazu beitrug, sie von dieser Erkenntniß fern zu halten, war der Umstand, daß die geistlichen Fürsten in Deutschland zugleich im Besitze weltlicher Macht waren. Ein Fünftel des Grund und Bodens gehörte der Geistlichkeit. Indem diese die Person des Papstes hoch und theuer hielt und die Volksmeinung in dieser Beziehung bestärkte, hielt sie sich selbst. „Er ist", so hieß es, „euer größter Wohlthäter auf Erden, er giebt euch euer kaiserliches Oberhaupt; — er, der heilige Vater, übt sogar Macht aus über die Heiligen und Engel." Und auch weltliche Fürsten benutzten das päpstliche Gespenst gegen einander, und bei Vorkommen mit gutem Nutzen gegen die in gewaltsamen Ausbrüchen sich kundgebende Unzufriedenheit des Volkes. Weltliche und geistliche Interessen griffen ja von jeher in einander, wie die Ranken eines undurchdringlichen Dornengebüsches.

Doch wenn auch der einfältige Sinn des guten, ehrlichen Deutschen die Person des Papstes nicht von der Voraussetzung des lautersten und heiligsten Lebenswandels zu trennen vermochte — nicht so der Italiener, und am wenigsten der Römer. In ganz Italien

Digitized by Google

herrschten viel freiere Sitten, und bei weitem vorurtheilsfreiere Anschauungen, was lange vorher schon der große Dichter Dante bekundete. Und der Italiener sah oder erfuhr das Thun und Lassen des heiligen Vaters, sowie die Missethaten der Väter des heiligen Kollegiums aus nächster Nähe, und wenn auch ja einmal ein wohlmeinender Papst den Stuhl Sankt Petri einnahm, so konnte der Beste selbst das Schlimme nicht überschauen, was sich alle die Kirchenfürsten, Kardinäle, Erzpriester ꝛc. zu Schulden kommen ließen.

Die Periode der Renaissance. Nicht nur der Wille, der Ehrgeiz und die Politik der römisch-deutschen Kaiser hatte die Deutschen von Neuem über die Wälle der Alpen nach dem Sehnsuchtslande Italien getrieben. In verschwenderischer Weise hat die Natur ihre Gaben über die sonnige Halbinsel ausgestreut. Ihre so günstige Lage im mittelländischen Meeresbecken zog, gleich den Strahlen eines Leuchtthurmes die Blicke der Völker und vornehmlich die Begehrlichkeit der Germanen bei ihrem Drange nach der Ferne — nach dem Lande, „wo die Goldorangen glühen." Die große Empfänglichkeit einer mit Recht auf ihre große, unerreichbar scheinende Vergangenheit stolzen Bevölkerung für eine höhere Kulturströmung machte es den Italienern, beziehentlich den Bürgern der einzelnen Staaten, nicht schwer, sich an der Spitze des Geisteslebens im Mittelalter zu erhalten. Die Reichthümer, die Genüsse, die uralte Kulturwelt — mit einem Worte die Zauber Italiens sind es gewesen, welche Jung und Alt daheim nicht rasten und immer wieder über die Wälle der Alpen wandern ließen.



Leibnizhaus in Hannover.
Aus der deutschen Renaissancezeit.

Das vielfach getheilte Italien befand sich im fünfzehnten Jahrhundert in ganz außerordentlicher Blüte. Reiche Handelsherren und kühne Söldnerführer waren in Florenz und Mailand zu fürstlichen Thronen emporgestiegen; die mächtigen Republiken Genua und Venedig, aber auch andere freie kleinere Gemeinwesen waren im Stande, es mit den Machthabern zweiten Ranges getrost aufzunehmen. In den italienischen Städten hatten seit Jahrhunderten Künste und Wissenschaften eifrige Pflege gefunden, die Zunahme des Wohlstandes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt begünstigt. Der Zwischenhandel nach ganz Europa lag in den Händen der rührigen italienischen Kaufleute. Kriege und Unruhen unterbrachen nur zeitweilig diese Periode sich mehrenden Wohlbefindens.

Bereits im fünfzehnten Jahrhundert begann die alte Ideenwelt immer merklicher zu wanken; neue weltbewegende Gedanken — der Anstoß zu großen Begebenheiten — treten aus dem bisherigen Düster hervor zur Tageshelle. Infolge der herrschenden Regsamkeit auf allen Gebieten konnten am wenigsten in Italien die tiefgehenden Wandlungen, die sich

Digitized by Google

nach und nach im gesammten Bereiche des Geisteslebens vollzogen, nur einem Kreise Bevorzugter zugute kommen. Vielmehr brachen sich von da aus eine Reihe wichtiger, vornehmlich künstlerischer und kommerzieller Fortschritte Bahn. Der Blütenreichthum Italiens, welcher von Zeit zu Zeit ganz Europa verjüngt hatte, brachte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert neue herrliche Früchte zur Reife. An Stelle der einseitig und lebensmatt gewordenen Gothik gedieh in Anlehnung an die unübertroffenen Meisterwerke des Alterthums eine neue Formgebung in der Architektur, welche man mit dem Namen des „Renaissance-stiles" bezeichnet. Die längere Zeit mißachteten Schätze der antiken Welt, vornehmlich auch die Literaturen Griechenlands und Roms, gelangten wieder zur vollen Geltung, und damit im Bunde vollzog sich jene Wiedergeburt der Künste, welche zugleich der neueren Periode den Namen verlieh und der aufsteigenden Epoche mit ihren kreißenden Ideen einen eigenartigen, wundersamen Schimmer verlieh.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst (1440). Die Bewegung der Geister hatte durch die Buchdruckerkunst, die sich schon nach zehn Jahren mit riesiger Schnelle über alle Theile der damaligen gebildeten Welt verbreitete, stetig neue Nahrung erhalten.

Gleich der völligen Umwandlung der alten Welt in den Jahrhunderten der Völkerwanderung, vollzieht sich auch in der Epoche der Renaissance eine Wiedergeburt aus dem innersten Kern des Lebens heraus; in der Kunst bedeutet jener Ausdruck die Rückkehr zur Natur, ein Aufgeben der in der vorhergehenden Periode zum Stillstand gekommenen Bildung. Allein dieser Vorgang vollzog sich hauptsächlich in rein geistiger Weise. Die Meister der Renaissance suchen ihre Größe nicht in einem gänzlichen Abwerfen oder in Verleugnung aller bisher gewonnenen Kultur, sondern es beruht Alles, was niederländische und italienische Malerkunst zu jener Zeit Großes geleistet, auf einer feinen geistigen Durchdringung der Natur und ihrer Werke. — Anmuthig und herzgewinnend tritt die Kunst der Renaissance auf. Statt wilden Hörnerklanges, wie damals, als die alte Welt Roms vom Schauplatz verschwand, verkünden Madrigale und zarte musikalische Weisen das Herannahen einer Periode der Läuterung geistigen Strebens. Auch die das Leben verschönernde Muse der Tonkunst entzückt das Menschenherz; hochbegabte Musiker erstehen in Italien, am Rhein und in Flandern, und auch ihre Weisen lassen das Herannahen einer neuen Zeit ahnen. Und wie durch die Kunst das Schöne, der Uebergang aus weniger anmuthigen Formen zu denen edlerer Menschlichkeit, zu höherer Schönheitsempfindung gefördert wird, so verkünden lichtvollere Anschauungen auf den Gebieten der Wissenschaft, tiefgehende neue Geistesströmungen die Neigung zur Erhebung und Reinigung der Gemüther.

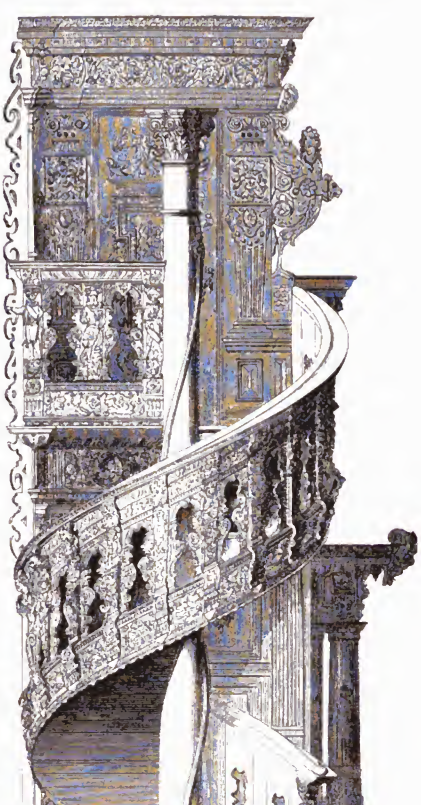
Auch die Romantik des Zeitalters der Kreuzzüge leuchtete nochmals auf und gab der fieberhaften Erregung der Geister neue Zielpunkte in den Jahrzehnten der großen **geographischen Entdeckungen**. Handel und Wandel, Verkehr, Schiffahrt und Unternehmungsgeist schlugen neue Bahnen ein, seit Bartolomeo Diaz den Seeweg nach Indien um das Kap der guten Hoffnung (1487) gefunden, und nachdem Cristoval Colon fünf Jahre nachher (1492) einen neuen Erdtheil entdeckt hatte. — Von nun an ergossen sich die Schätze Indiens und die Reichthümer Amerika's über einen guten Theil von Europa. Handel und Verkehr veränderten ihre Physiognomie und wandelten auf neuen Pfaden, die Schiffahrt trat aus dem Bereiche der Küsten- und Binnenmeer-Schiffahrt in das Gebiet des transatlantischen Weltverkehrs. Mit den großen italienischen Handelsmetropolen wetteifernd traten die großen Seeplätze Lissabon, Antwerpen, Amsterdam u. s. w. immer entschiedener in den Vordergrund und drängten jene zurück.

Der Boden schien wohl vorbereitet, um noch eine weitere Blüte der Renaissance emporkeimen und zeitigen zu lassen: die Wiedergeburt der gläubigen Seelen, infolge einer religiösen Bewegung von der weitgreifendsten Bedeutung. Auch in dieser bekundet die Periode der Renaissance ihre Vollkraft im **Neuschaffen**; ihr Aufbauen erfolgt nach geläuterten Ideen, die aus dem Urborn des ewig Schönen und Wahren entquellen.

Digitized by Google

Wenn die Kunst der Renaissancebisher nicht betretene Wege einschlägt und in selbstbewußter Weise vor den Augen der staunenden Künstler einer kaum überwundenen Periode neue Meisterwerke hervorruft: — so zeigt sich auch in der Wiedergeburt des religiösen Lebens der Grundton der Renaissance. Während die Reformation der Kirche kühn das Veraltete, Ueberlebte niederreißt, hält sie um so zäher am seelenvollen Inhalt des Evangeliums fest und wendet sich mit um so innigerer Begeisterung dem Quell aller Wahrheit zu.

Gleich selbständig und eigenartig schaffen und wirken die Dichter, Redner und Gelehrten in diesem blütenreichen Zeitalter. Und so gründlich wie die Werkleute dieser Epoche den Schutt der Vergangenheit auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst hinweg räumen, so gewissenhaft geht in derselben Zeit die Renaissance des frommen, glaubensbedürftigen Gemüths zu Werke, die rechten Wege zu neuem Leben suchend. Die sich vorbereitende kirchliche Reformation strebt demselben Ziele zu, dem der Befriedigung des inneren, besseren Theiles des Menschen, und auch sie findet auf ihrem dornigen Pfade viel des gänzlich Verkommenen, Unhaltbaren durch andere höhere Lebensbildungen zu ersetzen. Die Philosophen und Humanisten des Renaissancezeitalters, die der Theologie, Moral, Rhetorik und den Naturwissenschaften frischen Lebensodem einhauchen und die Rechte der gesunden Vernunft auf den Schild erheben wollen, brachten es dahin, daß die Renaissance



Treppe der Güldenkammer im Rathhaus zu Bremen. Deutsche Renaissance.

Digitized by Google

der „Barbaren“ — d. h. der Leute über den Bergen drüben — sich immer entschiedener der geistigen Atmosphäre der römischen Kirche, des römischen „Babel“, wo Unglaube und heidnische Sitten selbst in den Palästen der Päpste Eingang gefunden, entzieht. Die sich von Wittenberg aus beginnende Umwälzung findet überaus schnell in den Centren der Geistesbildung und Kunstpflege, in Städten wie Nürnberg, Straßburg, Rotterdam, Paris u. s. w., eifrige Anhänger, und konnte sich bei der Empfänglichkeit jener Bildungsstätten mit dem Gesammtleben infolge des vornehmlich im deutschen Volke immer mächtiger sich geltend machenden Bedürfnisses nach Wiedererweckung des sittlich-religiösen Lebens aufs Innigste vermischen. Die Vorkämpfer einer edleren freiheitlichen Lebensgestaltung, die Anwälte für Befreiung der Gemüther vom Druck der kirchlichen Bevormundung, die Apostel der Gewissens- und Lehrfreiheit, die entschiedenen Gegner der Dunkelmänner, Geisteshelden, wie Ulrich von Hutten, Reuchlin, Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), der eifrige Widersacher der Aristotelischen Philosophie: Alle gehören eben so der Renaissance wie der Reformation an.

Nur wenige unter denselben sehen wir zwischen den Gewohnheiten der alten und den Forderungen einer neu aufbrechenden Zeit schwanken (so ein Erasmus von Rotterdam) — und dies vielleicht ebenso sehr aus kluger Vorsicht wie aus religiöser Weitherzigkeit oder selbst aus Gleichgiltigkeit. — Auch in das Herz des Volkes hatte ein erfrischender Lebensstrom sich ergossen, seit alle Diejenigen, welche lesen gelernt — und deren gab es doch mehr, als man gemeiniglich denkt — die gedruckten Bibeln zur Hand nehmen und selber sich Gottes Wort vor Augen und Seele führen konnten. — Solch herrliche Blüten und Früchte gelangten im Zeitalter der Wiedergeburt oder Renaissance vollständig zum Aufsprossen und zur Reife.

Was aber hatte der Stellvertreter Christi auf Erden zur Verbesserung und Reinigung der Kirche „an Haupt und Gliedern“ während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts gethan?

Das letzte große Konzil, das zu Pisa am Ende des vierzehnten Jahrhunderts tagte, vermochte dem entstandenen großen Schisma ein Ende nicht zu machen; es wiederholte nur die bereits bestehende Satzung, daß der Papst unter dem allgemeinen Konzil stehe, (was freilich inzwischen anders geworden ist. Infolge der Mißerfolge der bisherigen Widersacher der Uebermacht der Kirche waren die Päpste aus dem zeitweilig wieder entbrannten Kampfe nur immer stärker hervorgegangen. Den leichtblütigen Italienern und Franzosen aber verursachten die weltlichen Interessen und die Forderungen des Tages damals hinlänglich Beschäftigung, ihr Seelenheil bereitete ihnen weniger Sorge. Fanden sie doch ihr Genüge darin, in vollen Zügen zu schwelgen in den Hochgenüssen, welche die Meisterwerke der griechischen und römischen Klassiker, die mit Recht hochgehaltenen Muster der Klarheit und Lebensweisheit, darboten, und die Künstler und deren Mäcene versenkten sich immer eifriger in das Studium der Hinterlassenschaft altklassischer Kunst.

Die Vorliebe für die großen Dichter und Schriftsteller des Alterthums hatte sich zwar auch der Deutschen bemächtigt, und der Geist derselben war bei den Gebildeten des Volkes nicht ohne Rückwirkung geblieben. Aber der Deutsche verlangte nach mehr Inhalt, nach größerer Tiefe der Empfindung, wie das Christenthum sie ahnen ließ.

Als das Mittelalter seinem Ende zuging, lag Vieles im Argen. Von woher sollte Rettung zu erwarten sein aus der glaubenslosen Dürre und der sittlichen Versumpfung? — Aber die Vorsehung weiß jederzeit die rechte Stunde für das Heil des Einzelnen und der Völker, und wohl Denen, welche dann die Gabe erkennen, die sie ihnen darreicht!

„Und wie die Menschheit also lag in Ketten,
Da trat ein Mönch von Wittenberg hervor,
Mit seinem Donnerwort die Welt zu retten.“

Digitized by Google

Philipp Melanchthon. Martin Luther. Justus Jonas. Johannes Oekolampadius.

Vom Eintritt der Reformation bis Joachim II.

Eintritt der Reformation.

Fünfzehn Jahrhunderte waren vergangen, seitdem das Christenthum, die frohe Botschaft von der Liebe Gottes zur Beseligung Aller, in die Welt gekommen war. Wir haben gesehen, was Menschen aus dieser göttlichen Lehre gemacht hatten. Der reine Quell göttlichen Lebens war überbaut von Menschensatzungen; ein Gottesmann sollte die Satzungen mit starker Hand niederreißen. Luther war der Mann, der Held, der mit Muth und Gottvertrauen an das schwere Werk ging. Doch die Bekanntschaft mit seiner Person wird erst das richtige Licht auf die Sache werfen, von der wir reden.

Martin Luther, eines armen Bergmanns Kind, war geboren zu Eisleben in der Nacht um 11 Uhr, den 10. November des Jahres 1483. Martin's Eltern, in deren Haus Armuth der tägliche Gast blieb, ließen sich bald darauf in Mansfeld nieder. „Meine Eltern sind erstlich recht arm gewesen", erzählte später Martin Luther selbst, „mein Vater war ein armer Häuer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen; sie haben sich's lassen blutsauer werden; jetzt thäten's die Leute fürwahr nimmer."

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, denn es ist wahr, was der Dichter sagt: „Meist aus Hütten kommt das Heil der Welt." Wer die Menschheit von Unwahrhaftigkeit, von Lug und Trug erlösen soll, muß früh schon durch die harte Schule des Lebens gehen, in der er die Dinge selbst sieht und nicht ihren Schein. So ging's auch dem Bergmannssohn. Was für Veranlassung sollten die Menschen haben, das arme Knäblein durch Verstellung

Digitized by Google

und Schmeichelei zu bethören? Er sah die Menschen um sich, wie sie wirklich waren, sowol während seiner Jugendzeit wie nachher in Magdeburg und dann in Eisenach. Dort mußte er sich sein Brot durch Singen vor den Thüren verdienen, oft empfing er aber statt Brot harte Worte. Dennoch erfocht in ihm der Drang nach Belehrung nicht, und er trieb zur Erholung von der Arbeit Musik; er lernte die Flöte blasen und die Laute spielen. „Wer Musikam nicht lieb hat, den sehe ich nicht an", sagte er später öfters. Sein Leben als Jüngling verlief derartig, daß sein Vater wol hoffen durfte, es würde etwas Rechtes aus ihm werden in der Welt. Das sollte es auch, aber auf andere Art, als der Vater meinte. „Studire die Rechtswissenschaften, mein Sohn", sagte der Vater wiederholt; „bei deinem Fleiße und deinem Verstande wird's nicht fehlen, daß du aufsteigest in der Welt und es dir dereinst gut geht!"

Aber der Menschen Gedanken sind nicht Gottes Gedanken, und der Menschen Wege nicht Gottes Wege. Luther war 19 Jahre alt, als eines Tages, so erzählt die Sage, sein Freund Alexis, vom Blitz getroffen, neben ihm niedersank. Dieser Vorfall ist allerdings nicht historisch beglaubigt; die Erzählung wird sogar von der neueren Geschichtsforschung, gleich der Teufelsvision Luther's auf der Wartburg, den zahlreichen Dichtungen zugezählt, durch welche die Volkspoesie ihre Lieblinge verschönert; aber sicher ist, daß in jenen Jahren eine tiefgehende innere Veränderung in Luther stattfand. Mit ungewöhnlichem Ernst erfaßte er die Frage über die Wahl seines Lebensberufs. Er wandte sich nicht, wie sein Vater gewünscht, der Rechtswissenschaft zu, sondern widmete sich der Theologie. Damit entsagte er völlig der Welt; er wurde Augustinermönch.

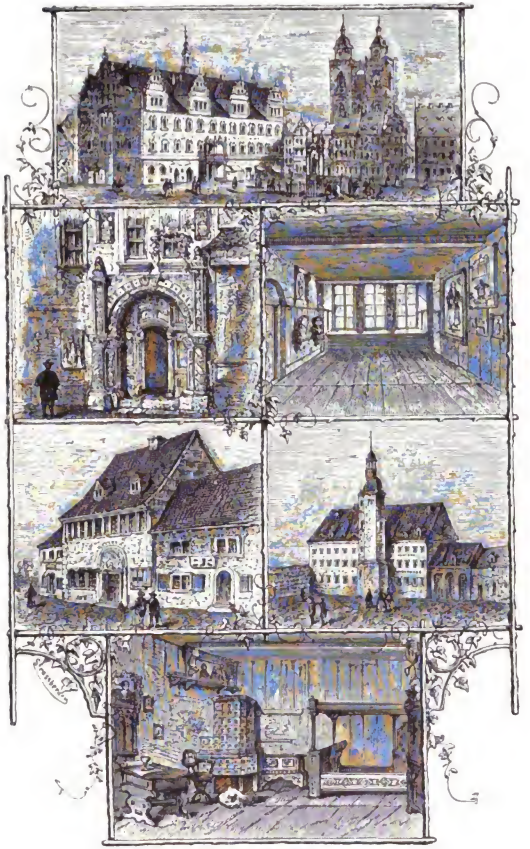
Es folgten schwere Jahre; als Novize hatte er im Kloster Sklavenarbeit zu verrichten. Mit frommer Ergebung that er jedoch Alles, was man ihm auftrug. „Ich bin ein frommer Mönch gewesen", sagte er später, und wahrlich, wir können ihm dies glauben. Er legte sich selbst die schwersten Bußungen auf und mühte sich, durch Beten, Fasten und Geißeln seinem Gott zu dienen. „Herzlich und mörderisch sauer habe ich mir's werden lassen", bekennt er, „daß ich nur mein Herz und Gewissen vor Gott zur Ruhe bringen möchte, und doch denselben Frieden in der greulichen Finsterniß nirgends finden können." — „Mein Beichtvater sagte einmal zu mir, da ich immer närrischere Sünden vorbrachte: du bist ein Narr, Gott zürnt nicht mit dir, du zürnst mit Gott!"

Schwer zu Herzen ging es ihm, wenn die Mönche ihn ohne Noth beim Lesen heiliger Bücher störten, wenn sie ihm sagten, nicht durch Studiren helfe ein Mönch seinem Kloster, sondern durch Betteln von Brot, Eiern, Fischen, Fleisch und Geld. Weder die Werke, die er that, noch die Worte, die er vernahm, befriedigten ihn. Er wurde namenlos elend; er suchte Gott in den Klostermauern — er fand ihn da nicht. „Gott, mein Gott, wo finde ich dich?" rief er verzweifelt. Die Werke, die er that, gaben ihm nicht Sicherheit, auf dem rechten Wege zu sein. Er fing an zu erkennen, daß Schein und Wesen der Dinge ein Zwiefaches sei; er, der wahrhafte Mensch, hatte ja ein Auge dafür!

Aber er hatte noch nichts Anderes, er hatte das noch nicht, was verdeckt lag, das, was Andere gar nicht sehen wollten. Eines fühlte er stärker und stärker: „Alles das, was du thust, führt dich nicht zum Vater des Lichtes!" — Trüben Auges schlich er dahin, Grauen des Todes überschattete ihn, Verzweiflung führte ihn an den Rand des Grabes. Einst hatte er mehrere Tage lang seine Zelle nicht verlassen. Man erbrach endlich die Thür. Da lag er ohnmächtig am Boden, der suchende, ringende, verzweifelnde Jüngling; nur der Ton seiner Flöte vermochte ihn wieder ins Leben zurückzuführen!

Welch ein Augenblick muß es für Luther gewesen sein, als er auf der Erfurter Bibliothek jene alte lateinische Bibel im Staub vergraben fand! Und mit welch einer heiligen Inbrunst versenkte er sich nun in diese ehrwürdigen Urkunden! Aber in denselben stand nichts davon geschrieben, daß man nur durch Geldspenden und Messelesen, durch Fasten und Kasteiungen selig werden könne!

Digitized by Google



Erinnerungen an Luther.

1. Marktplatz zu Wittenberg mit dem Lutherdenkmale.
2. Lutherhaus zu Eisenach. 3. Stube zu Eisleben, in welcher Luther geboren ward.
4. Lutherhaus in Eisleben. 5. Augustinerkloster in Wittenberg.
6. Lutherzimmer auf der Wartburg.

Digitized by Google

Da trat ihm des Heilandes hochheilige Person unverhüllt entgegen, und die Erkenntniß stieg in ihm auf: Nicht durch äußere Werkheiligkeit, sondern allein durch Glauben kannst du selig werden, wenn du dich ihm, dem Mittelpunkt alles Lebens, ganz ergiebst! Sein Leben, sein Wort werde dir alleiniger Maßstab, mit dem du Alles um dich beurtheilst! Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorangehen. — Er fühlte nach einer Zeit der Qualen und des Zweifels wieder Boden unter seinen Füßen; er stand auf einem Felsen, der unerschütterlich war.

Damit war auch die Nacht der Schwermuth von ihm gewichen. Er hatte Leid getragen, nun war er getröstet worden. Aber was er noch Alles thun sollte und thun würde für seine Mitmenschen, das wußte, das ahnte er noch nicht. Hatte er doch vorerst genug mit sich selber zu thun. Sich selbst zu berathen, schien dem demuthsvollen Manne damals alleinige Pflicht. Aber er betete zu Gott: „Wie du dich, Allbarmherziger, mein erbarmtest und mir Frieden gabest, so erbarme dich auch meiner armen Mitmenschen!" —

Er war jetzt schon Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg und Prediger daselbst. Da geschah es, daß unter den Augustinermönchen Streitigkeiten entstanden waren, die durch das Oberhaupt der Kirche entschieden werden sollten. Luther ward erwählt, nach der ewigen Stadt zu reisen und dem Papste Julius II. die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Auch in Luther's Seele stand um diese Zeit noch das Bild des heiligen Vaters in unantastbarer Heiligkeit da. Er pries Gott, daß ihm die Gnade zutheil werden sollte, das erhabene Haupt der Christenheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Als endlich die Thürme Roms vor seinen Blicken aufstiegen, erbebte seine Seele in heiligen Schauern, wie die Seelen frommer Kreuzfahrer beim Anblick Jerusalems erbebt waren. Den Trug des Klosterlebens hatte er erkannt; aber dort — dort wohnten Heiligkeit und Wahrheit! Was kann der heilige Vater, was können die hohen Kirchenfürsten für die Thorheit und Laster Derer, die in der Ferne von ihnen leben? — So dachte der fromme Mann.

Aber wie sollte er enttäuscht werden! Statt eines frommen Statthalters Gottes auf Erden fand er in Julius II. einen in Sünden versunkenen Soldaten; statt frommer Kirchenfürsten lernte er meist Buhler und Betrüger kennen. Bald erkannte er mit Entsetzen, Rom sei der Herd der kirchlichen Versunkenheit. Staunend betrachtete er eines Tages die Trümmer der riesigen Säulen, die der Sage nach einst von dem germanischen Volke der Gothen zerbrochen worden waren. Er konnte nicht ahnen, daß er von der Vorsehung bestimmt sei, die Säulen des mittelalterlichen Papstthums in Trümmer zu schlagen. — Wohl ihm und uns, daß er die Reise nach Rom unternehmen mußte! Er wäre wol nimmer sonst der Erretter des deutschen Volkes aus römischer Finsterniß geworden! Oft sagte er später: „Ich wollte nicht tausend Gülden nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben." Ja, Rom hatte Mancher gesehen. Nun aber kam ein Mann, der in der Wahrhaftigkeit groß geworden war, der erstarkt war in dem ernsten Ringen nach Dem, was noth that, der dem Heilande als treuer Jünger im Geiste und in der Wahrheit schon viele Jahre nachgefolgt war. Bisher hatte man gelehrt: „Die Kirche ist mehr als die Bibel; die Bibel gilt nur so viel, als die Kirche für gut findet." In Luther's Seele befestigte sich nun der Gedanke: Die reine Quelle des Christenthums ist einzig und allein die heilige Schrift.

Ganz ein Anderer war Luther, als er zurückkehrte! „Der Menschen Werke", so predigte er, „sind viel zu unvollkommen, als daß irgend Jemand für sich, geschweige denn für Andere, Ruhm und Glück bei dem gerechten und heiligen Gott verdienen könnte. Am wenigsten taugen aber hierzu diejenigen Werke, welche zwar nach außen gleißen, aber innen selbstsüchtig und heuchlerisch sind, als Fasten, Wallfahrten, Geißelungen und dergleichen. Der Mensch muß zuvor in sich fromm sein oder böse, ehe er gute oder böse Werke thut. Seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht seine Werke gut oder böse. Darum ist erst der Glaube und danach sind die Werke, erst die Quelle und danach der Bach."

Digitized by Google

Luther schlägt die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg an. Zeichnung von V. Mörling.

Digitized by Google

Aber er sollte noch mehr reifen, um zu dem großen Werke wahrhaft vorbereitet zu sein. Ein Oberer verreiste und übertrug ihm die Aufsicht über vierzig thüringische und meißnische Klöster. Luther konnte nun Vergleiche anstellen zwischen Dem, was er hier sah, und Jenem, was er in Rom erlebt hatte. Neben alten Mängeln fand er neue, die ihm bisher noch unbekannt gewesen waren. Er lehrte, strafte, besserte, empfahl besonders das Lesen der Bibel und die Gründung von Schulen. „Ohne Schulen", sagte er, „werden die Menschen Bären und Wölfe. Es kann nicht so bleiben, wie es ist. Darum wollen wir Hand anthuen und Schulmeister anordnen. Wäre ich kein Prediger, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte." — Durch dies Alles wuchs in ihm der Gedanke, daß nur ein Eingeben an die Lehre Christi allein Rettung aus dem Uebel schaffen könne. In diesem Geiste und Sinne wirkte er als echter Priester Gottes in seinem Amte.

Die große Welt hatte von dem Allen bis jetzt noch nichts erfahren. Es wäre auch wol so geblieben, wenn nicht der Nachfolger Julius' II., der kunstliebende Mediciier Papst Leo X., auf den Gedanken gekommen wäre, die Deutschen vornehmlich eines prächtigen Kirchenbaues halber zu einer neuen Steuer in Form des Ablasses heranzuziehen. Welche Summen hatte das deutsche Volk schon nach Rom gesendet! Der Verlust des Geldes aber war der geringste Schaden. Viel schlimmer war, daß man durch den Ablaß die Menschen in Wahrheit um ihre Seligkeit betrog, indem man sie zu dem Gedanken brachte, Sinnesänderung und Besserung seien nicht nöthig, sondern Geld — der Kirche gegeben — thue es schon.

Der Ablaßhandel. An dem neuen Sündenhandel war auch der Bruder des Kurfürsten Joachim I., der Kurfürst Albrecht von Mainz, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war, betheiligt. Ihm hatte Leo X. die Erlaubniß ertheilt, den Ablaß verkündigen zu lassen, jedoch unter der Bedingung, daß er die Hälfte der Einnahme nach Rom sende. — Tetzel, ein frittenloser, schlauer und frecher Mensch, ward zu dem Sündengeschäft abgesandt. Es war eine Sündentaxe festgesetzt worden. Für einen Mord bezahlte man acht, für Kirchenraub neun Dukaten, doch konnte man auch schon für einen Schneeberger Groschen Ablaß erhalten. Nun kam der schamlose Ablaßkrämer in die Nähe von Wittenberg, und es geschah, daß Glieder der Kirchengemeinde Luther's zu ihm liefen, um ihrer Sünden durch Darbringen von Geld ledig zu werden. Dazu konnte Luther nicht schweigen. Er eiferte gegen den Sündenhandel von der Kanzel herab. — So begann die Großthat der Reformation.

Die 95 Thesen. Luther wandte sich auch an die Oberhirten und bat um Abstellung jenes himmelschreienden Mißbrauchs. Er ward kühl zurückgewiesen. Da „ergriff ihn Gottes Geist", und er schlug — es war am 31. Oktober des Jahres 1517 Mittags 12 Uhr — fünfundneunzig Sätze an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg, die nicht etwa gegen den Papst oder gegen die Kirchenverfassung, sondern allein gegen Tetzel's Ablaßkram gerichtet waren. Das war eine That von den ungeheuersten Folgen. In vierzehn Tagen durchflogen diese Sätze, Dank der Vervielfältigung durch die Buchdruckerkunst, ganz Deutschland. „Es war", schreibt ein Zeitgenosse, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's für aller Menschen Augen."

Damit hatte der bescheidene, demüthige, fromme Luther den offenen Schauplatz der großen Welt betreten, den er nun nicht mehr verlassen sollte. Er hatte eine Bewegung auf Jahrhunderte hinaus hervorgerufen, deren Ende wir noch nicht erreicht haben.

Aber, wie schon bemerkt, jene Sätze enthielten nichts gegen den Papst und gegen die Kirchenverfassung, und wir sehen daraus, wie fest die Meinung in der Christenheit begründet war, daß nur Verbesserung und nicht Spaltung nöthig sei. Luther wollte nur Verbesserung, Abstellung der Mißbräuche, vor allen Dingen des Ablaßkrams. Man drängte ihn aber weiter und weiter. Der Papst nahm sich die Sache nicht zu Herzen, nur der Lärm war ihm unangenehm. Es wurden Versuche gemacht, Luther zum Schweigen zu bringen. Man erinnerte ihn an Huß; doch konnte ihn dies nicht schrecken. Er suchte den Weg zum Himmel, und dies ist der Weg der Wahrheit und nicht der der Lüge, wenn

Digitized by Google

gleich neben der Lüge alle Freuden der Welt aufgehäuft liegen. „Die Welt vergeht mit ihrer Luft“ — das ſtand unverlöſchlich in ſeiner Seele geſchrieben. Das Ziel, welches Huß erreicht, er wollte es auch erreichen, und wenn es Gott wolle, alle Fährlichkeiten tragen. Hier rief man: „Mönchlein, kreuch in deine Zelle und ſinge: ein Gott erbarm' dich mein!“ dort: „Lieber Bruder Märten, wenn du das Fegefeuer und die Ablaßmarketenderei wegſchleudern kannſt, biſt du fürwahr ein großer Herr!“ Luther ließ ſich weder durch Kleinmuth niederdrücken, noch durch Hochmuth blenden, er blieb feſten Sinnes, ein echter deutſcher Mann.

Doch die Gefahr wächſt; man will ihn fangen und ihn nach Rom führen. Nun appellirte er von dem Papſte an eine allgemeine Kirchenverſammlung. Seine Briefe an den Papſt zeigen, daß er ſich nun von ihm innerlich losgeſagt hatte. „Dir iſt es ja wol ſelbſt nicht verborgen“, ſchrieb er an Leo X., „wie viel nun jahrelang aus Rom in alle Welt nichts anders denn Verderben des Leibes und der Seelen, der Güter und aller böſen Stücke die allerſchändlichſten Exempel hergeſchwemmt haben, alſo, daß die römiſche Kirche, die vor Zeiten das Allerheiligſte war, nun worden iſt eine Mördergrube über alle Mördergruben und ein Bubenhaus über alle Bubenhäuſer, ein Reich und Haus aller Sünden, des Todes und der Verdammniß. Es iſt aus mit dem römiſchen Stuhle, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören.“ Dabei warnte er den Papſt, ſich nicht von Schmeichlern vorlügen zu laſſen, daß er mehr ſei als Menſch.

Bemerkenswerth iſt ein ſpäteres Wort Luther's: „Hätte ich in der Erſte, da ich anfing zu ſchreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, ſo wäre ich nimmermehr ſo kühn geweſen, den Papſt und ſchier alle Menſchen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, ſie ſündigten nur aus Unwiſſenheit und menſchlichem Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet ſind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorſichtigkeit unternommen.“

Eine päpſtliche Bulle erging, die den Bann über Luther ausſprach, ſofern er nicht widerrufe. Jetzt aber ward es erkennbar, wie die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts nicht vergebens geweſen waren. Der Kurfürſt von Sachſen verbot, die Bulle anzuſchlagen; Leute verließen die Kirchen, in denen ſie abgeleſen wurde; in Erfurt wurde ſie von den Studenten zerriſſen. Edle Ritter in Franken boten dem geiſtigen Kämpen Schutz auf ihren Burgen, unter ihnen der wackere Franz von Sickingen. Aber es war noch nicht Noth, der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen hatte dem Reformator ſeinen Schutz zugeſagt. Auch der hochſinnige Ulrich von Hutten erhob ſich gegen das Papſtthum. Mit den Worten:

„Um Wahrheit ich ficht, Es brech oder gang:
Niemand mich abbricht; Gottes Geiſt mich bezwang“,

begann er ſeinen Kampf gegen daſſelbe.

Nun griff der Papſt zum letzten Mittel, zum Feuer! Luther ſelbſt konnte man nicht verbrennen; denn man hatte ſeine Perſon nicht in der Gewalt. Aber Luther's Schriften wurden den Flammen überantwortet. Das erweckte gerechten Zorn in Luther's Herzen. Was hatte er gethan? Er hatte immer und immer wieder auf die Perſon Chriſti, auf ſein Wort hingewieſen, und dieſer Hinweis ſollte mit Feuer von der Erde vertilgt werden?

Verbrennung der päpſtlichen Bulle. Nun und nimmermehr durfte Luther dagegen unthätig bleiben. Er ſtand als Vertreter des göttlichen Wortes einem Mächtigen gegenüber, der Menſchenwort höher ſtellte als Gottes Wort, und die Chriſtenheit in der Dunkelheit des Aberglaubens erhalten wollte. Er zog demnach mit Lehrern und Studenten am 10. Dezember 1520 vor das Thor von Wittenberg und warf die Bulle des Papſtes nebſt Schriften ſeiner Gegner in ein dort angezündetes Feuer. Jetzt erfolgte eine noch heftigere Bannbulle von Rom, und der Papſt forderte zugleich den Kaiſer Karl V. auf, ſeine Macht zu gebrauchen, um der Bannbulle Geltung zu verſchaffen. — So war die Frage, um die es ſich handelte, bis an den Kaiſer gedrungen. Er, der mächtigſte Mann der Chriſtenheit, ſollte jetzt eine Stellung für oder gegen die erwachte geiſtige Erhebung im Volke einnehmen.

Digitized by Google

— Um es weder mit dem Papste, noch mit dem Kurfürsten von Sachsen zu verderben, berief der Kaiser zum 17. April 1521 einen Reichstag nach Worms.

Man warnte Luther, sich vor demselben zu verantworten. Es sei ihm zwar freies Geleit versprochen, aber er solle bedenken, wie man Huß vor hundert Jahren Wort gehalten habe! — Luther, schon am Thore von Worms, wurde von den Freunden beschworen, umzukehren. Sein felsenfester Glaube an den Herrn des Weltalls machte ihn zum Helden. „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, wie Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein", ruft er aus; „ist schon Huß zu Asche verbrannt, so ist doch die Wahrheit nicht mit verbrannt." Wahrlich, Jean Paul hat Recht, wenn er von Luther sagt: „Seine Worte sind halbe Schlachten!" Was er hier von Teufeln redet, ist nicht so figürlich gemeint, wie es heut noch gebraucht wird; Luther glaubte in Wirklichkeit an Teufel, wie das aus seinen Schriften vielfach hervorgeht. Aber gerade der Umstand, daß er nicht allein den mächtigsten Fürsten, geistlichen wie weltlichen, furchtlos entgegenging, sondern daß er sogar dem „Höllenfürsten" Trotz bot, zeigt, welch hoher Muth ihn beseelte.

Ganz Worms befand sich in Aufregung. Am Abende vor dem verhängnißvollen Tage, an dem Luther der Macht und Hoheit der Welt als Gottesstreiter entgegentreten sollte, hatte er vielen Zuspruch von Grafen, Rittern und Bürgern. Um Mitternacht, als Alle, alte und neue Freunde, von ihm gegangen waren, vernahm man noch den Ton seiner Laute. — Wann kommt wol der Dichter, der Seher, der uns Luther's Seelenleben bis in seine tiefsten Tiefen enthüllt, der uns hineinschauen läßt in die große, herrliche Welt dieses Geistes!

Luther vor dem Reichstag in Worms. Am nächsten Morgen ward er von dem Reichsmarschall zur Reichsversammlung entboten. Straßen, Fenster und Giebel waren gedrängt voll Menschen. Durch ein kleines Seitengäßchen, den Augen der Menge verborgen, führte man ihn zunächst nach dem Palast, in welchem die Fürsten sich versammelt hatten. Vergebens bemühte sich das Volk, ihn zu schauen, aber die Menge wartete geduldig vor dem Palast auf das Ergebniß der Verhandlungen; denn die große Mehrzahl des Volkes war Luther zugethan. Auch Stimmen wurden laut, zumeist Mahnungen, nicht zu widerrufen. „Befreie uns vom Uebel", riefen sie, „es steht bei dir; verlaß uns nicht!"

An der Thür des Saales stand der ehrwürdige, ergraute Feldherr des Kaisers, Georg von Frundsberg. Zwei Helden verschiedener Art trafen hier auf einander.

„Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn,
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn:

So stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort;
In Waffen der gewaltig
Und jener in dem Wort."

Frundsberg, der die Gefahr, welcher Luther entgegenging, vollständig erkannte, legte ihm die Hand auf die Achsel und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang, dergleichen ich auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gegangen bin; bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre nur in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen!"

Luther trat ein in den Saal. Da saßen im weiten Kreise umher die Fürsten dieser Welt: Kaiser Karl V., der König Ferdinand, Bruder des Kaisers, 6 Kurfürsten (unter ihnen auch der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg), 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten, fünf königliche und viele andere Abgesandte, Fürsten, Grafen und Herren.

Die Macht und Herrlichkeit der Welt auf einer, des armen Bergmanns Sohn, Martin Luther, auf der andern Seite. Eine Bibel ruhte in seinem Arm.

An diesem Tage bekannte er, die Bücher, die ihm vorgelegt wurden, geschrieben zu haben. Am zweiten Tage ward Widerruf von ihm verlangt. Er vertheidigte seine Schriften in einer zweistündigen Rede, von der Ohrenzeugen sagen, daß sie „fein sittig, züchtig und bescheiden, doch von großer christlicher Frömmigkeit und Beständigkeit war." Als ihm der Kanzler heftig in die Rede fiel und meinte, man verlange eine runde

Digitized by Google

Antwort, da sprach Luther: „Nun, so will ich eine Antwort geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll: Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen der Vernunft überwunden werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Dem Papst und den Konzilien glaube ich nicht, überführt bin ich nicht, widerrufen kann ich nicht. Hier stehe ich — ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Hier liegt der größte Augenblick der neueren Geschichte, der Keim zu Allem, was von jener Zeit bis heut Großes und Erhabenes in protestantischen Ländern geschehen ist.

Groß und maßlos wurde die Erbitterung der Gegner Luther's. Namentlich die italienischen Prälaten drangen darauf, ihn auf die eine oder andere Art „zu beseitigen". Der Kaiser bedrohte auf der Reichsversammlung ihn und seine Anhänger mit Acht und Bann. Den Deutschen gelang es, drei Tage Bedenkzeit zu erwirken. Man versuchte, Luther zu einer milderen Antwort zu bewegen. Er erklärte, Alles, was in seinen Kräften stehe, für den Frieden thun zu wollen, nur solle man von ihm nicht verlangen, daß er Gottes Wort verleugne. Weiter bestürmt und aufgefordert, zu rathen, was zur Herstellung des Friedens zu thun sei, sagte er: „Kein besser Rath noch Hülfe ist, denn so Gamaliel, Apostelgeschichte 5, gegeben: Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen können. Ehe will ich Leib und Leben, Stumpf und Stiel darüber fahren lassen, denn Gottes klar und wahr Wort verrathen."

Luther-Statue zu Worms.

Nun suchte man den Kaiser zu bereden, das dem Ketzer gegebene Wort zu brechen. Entrüstet rief der Pfalzgraf Ludwig: „Das muß man den Pfaffen nicht zu Gefallen thun, daß wir Deutschland durch Verletzung des öffentlichen Ehrenwortes einen Schandfleck zuziehen. Wenn Treu und Glauben überall vertrieben würden, so sollen sie bei deutschen Fürsten Hülfe und Sicherheit finden!" — Der Kaiser entschied: Was man gesagt, müsse man halten; auch wolle er nicht roth werden, wie Kaiser Sigismund einst geworden sei, als er Huß sein Wort gebrochen habe. Er befahl aber Luthern, ungesäumt Worms zu verlassen, und gab ihm 21 Tage freies Geleit. Hernach sollte ihn tödten können, wer da wolle. —

Luther auf der Wartburg. Hierauf erließ der Kaiser einen Befehl, das „Wormser Edikt" genannt, worin Luther und seine Anhänger in die Reichsacht erklärt wurden. — Luther aber ward unterwegs in der Wetterau angehalten und gefangen fortgeführt — jedoch glücklicherweise von Freunden, die ihn nach der Wartburg brachten, um ihn vor seinen Feinden sicherzustellen. Das hatte er seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, zu danken. Man gab ihm auf der Wartburg die Kleidung eines Ritters, und er lebte nun hier unter dem Namen Junker Jörge. Nur der Hauptmann der Wartburg wußte, wer er war. — Er blieb nun eine Zeit lang der Welt entrückt. Freunde bangten um ihn, seine Feinde freuten sich in der Hoffnung, daß er „beseitigt" sei.

Er aber arbeitete in der Stille weiter an seinem unvergeßlichen Gotteswerke, indem er die heilige Schrift klar und kräftig in die deutsche Muttersprache zu übersetzen begann.

Digitized by Google

„Du biederes, deutsches Volk, ich will dir Gottes Wort in deiner Sprache geben, damit du vergleichen mögest, was Gott von dir fordert, mit Dem, was Rom und sein Anhang von dir verlangen!“ — Das war der Sinn des nunmehrigen Wirkens Luther's.

Zu Christus zurückzuführen, das hielt der treue Bekenner des Evangeliums für die alleinige Rettung aus Trübsal und Noth der Zeit. Die Menschheit sollte wieder seine Stimme hören, sich um ihn scharen, wie einst im heiligen Lande es die Jünger gethan. — Auch darin glich diese Zeit jener Epoche, in der die erlösende Lehre in die Welt trat.

So ward der ruhigste, friedfertigste, demüthigste Mann, Luther, ohne sein Begehren und Suchen der Leiter, die Seele einer geistigen gewaltigen und sich täglich noch erweiternden Bewegung, einer Bewegung, deren innerster Gedanke es war, Gesundheit an die Stelle geistiger und leiblicher Verkrüppelung, Klarheit und Willensfreudigkeit an die Stelle der Dumpfheit und des Zwanges zu setzen, einer Bewegung, der zu vergleichen, die der Frühling über die Erde bringt. Da sinkt auch Manches nieder, was zur Winterszeit glänzte und in der Erstarrung Halt gab; da grollen auch „dumpfe Frühlingswolken durch die Luft, schwarz von Gewittern.“ Ohne Kampf weicht das Alte nicht, weder in der Natur, noch im Geistesleben, und im Kampfe um das Bessere geht sogar hier und da Gutes zu Grunde. Aber dafür kann das Neue nicht, sondern die Zähigkeit des Alten ist schuld daran.

Innere Ursachen des ausbrechenden Religionskampfes.

Wir wissen, welche Folgen die Reformation hatte, denn eine Zeit von mehr als vierthalbhundert Jahren liegt jetzt seit jenen großen Tagen von Worms hinter uns. Hätten Luther und seine Freunde im Geiste die Blutströme voraussehen können, die in den Kämpfen um die staatliche Anerkennung des Protestantismus fließen sollten, so möchte wol ein klares Schauen in die Zukunft sie mit Beben erfüllt, möchte Einen oder den Andern kleinmüthig gemacht haben. Doch wenn sie heiße Kämpfe auch vermutheten, waren sie dann berechtigt, von ihrer Sache zu lassen? Nimmermehr. Kann die Tugend mit dem Laster, die Wahrheit mit der Lüge, die Unschuld mit der Schuld ein wahrhaftiges Bündniß schließen? Was war der eigentliche Kern der neuen Lehre? Gott zu verehren im Geiste und in der Wahrheit. Dadurch wurden freilich die weltlichen Interessen der herrschenden Priesterschaft verletzt. Diese aufrecht zu erhalten, griff man zu Feuer und Schwert. So entstand der Kampf.

Freilich traten in zweiter Linie auf beiden Seiten bald noch andere Beweggründe hinzu. Hier der Irrthum, dort zu weit gehender Eifer. Auf Beides muß hier sogleich hingewiesen werden.

Es gab auf katholischer Seite der frommen Seelen viele, die in der That, trotzdem auch sie die Verbesserungsbedürftigkeit der kirchlichen Zustände vollständig erkannten, besorgt waren, daß durch eine Glaubensspaltung der göttliche Inhalt der Lehre Christi verschüttet werden und damit der Menschheit verloren gehen könnte. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg hielt diesen Standpunkt inne, und zu ihm stehen auf katholischer Seite heut noch viele. Doch wo die Menschen sich um die Person Christi scharen und sein Wort auf sich wirken lassen wollen, da kann man immerhin unbesorgt sein. Was durch die Einwirkung seines Geistes geschieht, wird nicht von Uebel sein. Aber man hatte nur die sichtbare Kirche Christi im Auge. Man wollte durch diese zu Christus kommen, der Protestantismus aber wollte erst Christum selbst und dann die Kirche. Sein Geist sollte eine neue Kirche bauen.

Auf protestantischer Seite mischte sich bald Weltliches in die Anfangs lautere Bewegung. In einzelnen Fürsten erwachte die Lust, sich des Klostergutes zu bemächtigen; auch in den Herzen der im irdischen Sinne Mühseligen und Beladenen begannen sich unlautere Wünsche zu regen. Der Leser vergegenwärtige sich die Schilderungen des grauenvollen Schicksals der „armen Leut“, der Bauern (S. 94 ff.). Man wollte hier und da in stürmender Hast neue, bessere Zustände herbeischaffen und griff zu Mitteln, die mit der göttlichen Lehre des Christenthums nichts gemein haben und immer verderblich wirken.

Digitized by Google

„Wo der Held die Bande des Geistes bricht,
Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
Der zwar von der Fessel los sich reißt,
Doch mit der Fessel zugleich vom Geist." —

Die schwerste Schuld an den unheilvollen Kämpfen, die erfolgten, an den Bruderkriegen in Deutschland, tragen Diejenigen, die um weltlicher Rücksichten und Vortheile willen den Kampf gegen das neuerwachte Licht des Evangeliums eröffneten.

Den Völkern Oesterreichs, Spaniens, Italiens, Frankreichs, Polens ward die Reformation angeboten, aber sie ist dort nur örtlich zum Durchbruch gekommen. Wo sie mehr Boden gewinnen konnte, da sorgten später die Ketzergerichte, die Jesuiten und fürstliches Kriegsvolk dafür, daß die tiefer ins Erdreich eingedrungenen Wurzeln dem empfänglicheren Boden wieder entrissen wurden. Es ist nicht uninteressant, auf den Geschichtsblättern zu verfolgen, was aus den Völkerschaften, die nicht auf das Evangelium der Wahrheit und Glaubenserneuerung hören wollten, geworden ist. Während die germanisch-protestantische Welt sich immer wieder von Neuem verjüngte, erstarrte das blütenreiche Leben Italiens auf Jahrhunderte, und das stolze Spanien sank unaufhaltsam immer tiefer herab von der weltgebietenden Stufe, auf welche es sich im sechzehnten Jahrhundert erhoben. Was ist aus Polen geworden? In Frankreich hat der Alles überwiegende Einfluß der Kirche den allgemeinen Umsturz nicht zu verhindern vermocht. Nordamerika's zukunftreicher Staatenbund dagegen ist durch germanisch-protestantische Elemente und deren Kulturtüchtigkeit Das geworden, was er heute ist.

Tetzel in Berlin und der Mark. Ehe noch Luther seine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, erschien Tetzel, der unverschämteste unter den Ablaßkrämern des Mittelalters, auch in Berlin. Dieser Mensch war früher, so erzählt man, wegen grober Verbrechen von Kaiser Maximilian verurtheilt worden, in einem Sacke ertränkt zu werden, und nur auf Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen war ihm Begnadigung zutheil geworden. Als Ablaßkrämer hatte er monatlich 80 Gulden Besoldung, freie Kost, einen Wagen, drei Pferde und monatlich für einen Bedienten 10 Gulden, „ohne das, was er gestohlen hat." — Wie es in jener Zeit mit dem kirchlichen Sinne der Berliner und der Märker überhaupt stand: das ist nöthig zu wissen, um die Bewegung würdigen zu können, von der bald die Mark ergriffen werden sollte.

Der Abt Tritheim fällt über die Berliner im Jahre 1505 folgendes Urtheil: „Sie besuchen die Kirchen sehr fleißig, feiern mit Andacht die Feste und halten auf das Genaueste die angesagten Fasten. Sie sind überhaupt um so eifriger in der Verehrung Gottes, als sie zu den am letzten zum christlichen Glauben bekehrten Völkern von Deutschland gehören." Um so trauriger, daß man ihnen statt des Wassers aus dem Brunnen der Lehre Christi das trübe Wasser kirchlicher Heiligensagen reichte. Die Franziskaner im Grauen Kloster z. B. erzählten von ihrem Ordensstifter Folgendes: Einmal sei er bei einer Predigt auf einem freien Platze durch das Geschrei eines Esels gestört worden. Da habe er sich denn endlich an den Esel gewandt und gesagt: „Bruder Esel, ich bitte dich, zu schweigen und Gottes Wort nicht zu stören, das ich diesem danach dürstenden Volke vortrage!" Sogleich habe der Esel sein Haupt geneigt und andächtig der Predigt zugehört. Ein andermal seien die Schwalben auf seine Aufforderung verstummt. Ein Schaf aber sei mit ihm eines Tages in die Kirche gegangen, habe mit den Mönchen die Hora's geblökt und jedesmal das rechte Knie gebeugt, so oft die Monstranz bei der Messe erhoben worden sei. Diese und unzählige andere Lug- und Truggeschichten bot man dem gläubigen Volke statt der Lehre des Heilandes.

Dabei wurden die Sinne der Kirchgänger umnebelt durch das Vorzeigen von Reliquien, die man sich auch in Berlin in großer Zahl zu verschaffen gewußt hatte. Namentlich war die Marienkirche reich an dergleichen Mitteln des Truges. Hier wurden gezeigt: ein Stück der Säule, vor welcher Christus gegeißelt worden, ein Stück des heiligen Kreuzes,

Digitized by Google

Knochenüberreste der Apostel Andreas, Jacobus, Bartholomäus, Simon und Judas, der Heiligen, als: Johannes des Täufers, der heiligen Stephan, Georg, der Frauen Maria Magdalena und Agnes; Ueberreste des Grabes Christi, des Papstes Sixtus, der Jungfrau Maria, der heiligen Margaretha; auch Erde, wo des Herrn Jesu Körper niedergesunken, Theile von dem Hirn des heiligen Eucharius, Reliquien von den Elftausend Jungfrauen, Milch der Jungfrau Maria.

Die märkischen Bauern bezeichnet der oben genannte Abt als überaus faul, dem Trunke und dem Müßiggange ergeben. „Die Märker", sagt er, „werden durch Gelage und Müßiggang arm, durch Fasten krank und durch Trinken beschleunigen sie ihren Tod. Sie sind gleichsam von der Natur zum Müßiggange bestimmt, und weil sie an so vielen Festtagen nicht arbeiten dürfen, so befinden sie sich, vornehmlich die Bauern auf dem Lande, in beständiger Dürftigkeit. Das Fasten halten sie strenger als andere Völker, die ich kennen gelernt habe, und dafür allein verdienen sie mit Recht großes Lob." Hiernach befanden sich die Bauern der Mark in derselben traurigen Lage wie „die armen Leut" in anderen Theilen Deutschlands; es sind an verschiedenen Stellen dieses Buches die Ursachen ihrer Nothlage angeführt worden.

Wie es nach dem Obenangeführten mit dem Bildungszustande der Berliner stehen mußte, kann man sich leicht denken. Die zwei Schulen Berlins, eine bei St. Nicolai, die andere bei St. Marien, konnten wenig zur Verscheuchung der kirchlichen Verdummung beitragen. Das Ziel des Unterrichts war kein anderes, als die Schüler zum Singen vor den Thüren, bei Prozessionen, bei Leichenbegängnissen und Hinrichtungen einzuschulen. Auch ward nicht einmal ein regelmäßiger Unterricht ertheilt, da die Lehrer zugleich „Platzmeister" waren und als solche bei Hochzeiten und Gelagen die Anordnungen zu treffen hatten. Dazu kam, daß zwischen den beiden Lehrern fortwährender Zwist herrschte. Ein jeder strebte danach, den größten Chor zu haben, und suchte daher einer dem andern die Knaben wegzulocken und sie dadurch an sich zu fesseln, daß er ihnen allen Muthwillen gestattete. Wenn man dies Alles in Erwägung zieht, ist es begreiflich, daß Tetzel für seine Wirksamkeit in Berlin einen guten Boden fand.

Tetzel erschien im Frühlinge des Jahres 1517 in Berlin. Es läßt sich vermuthen, daß ihn die Priesterschaft, wie es auch in anderen Städten geschehen war, mit Fahnen und Kerzen feierlich einholte. „Jetzt stehet noch der Himmel offen", redete er die Berliner an, „sehet doch, wie viel Seelen ihr könnt erretten! Aber, o ihr harten und nachlässigen Seelen! Du kannst deinen Vater für zwölf Groschen aus dem Fegefeuer herausziehen, und du bist so undankbar und willst deinem Vater in so großer Pein, die er leiden muß, nicht zu Hülfe kommen? Ich will am jüngsten Tage entschuldigt sein, ihr mögt zusehen, wie ihr auskommt. — Legt ein, legt ein, legt ein!" —

Es fehlte, wie man sieht, dem Betrüger nicht an der nöthigen Redegewandtheit.

Nun kam ihm in Berlin noch der besondere Umstand zu statten, daß hier seit einem Jahre eine außerordentliche Sterblichkeit geherrscht hatte. Auch die Todtengräber waren gestorben, so daß eine jede Familie für die Bestattung ihrer Todten selbst sorgen mußte. Es gab fast kein Haus, in welchem nicht einige Todesfälle vorgekommen waren. Dies benutzte der Ablaßkrämer, indem er behauptete, das infolge der vielen Todesfälle über die Berliner gekommene Elend sei eine unmittelbare Strafe ihrer Sünde, und er wandte sich nun an die wunden Herzen mit folgenden Worten:

„Höret ihr nicht eurer Eltern und anderer Verstorbenen Stimmen, die mit Klagen und Jammergeschrei euch zurufen: Erbarmet euch mein, erbarmet euch mein! Denn des Herrn Hand ruhet schwer auf uns, wir sind mit den härtesten Strafen und Martern geplagt, von denen ihr mit geringer Almosengabe uns erlösen könnet. Und ihr wollet es nicht! O öffnet eure Ohren, vernehmt des Vaters und der Mutter Stimme, die den Söhnen und Töchtern zurufen: Wir haben euch erzeugt, ernährt, erzogen, haben unser

Digitized by Google

Gut euch zurückgelassen, und ihr seid so hart und grausam, daß ihr es zugebt, daß wir in den Flammen liegen und gehindert werden, zu der verheißenen Herrlichkeit einzugehen! Kommt herbei, hier könnt ihr den vollständigsten Ablaß erhalten! Ihr Zauberer, ihr Wucherer, ihr Räuber, ihr Todtschläger, ihr Verbrecher, noch ist es Zeit, Gottes Stimme zu hören, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und ewiglich lebe. So bekehret euch denn! Kommt, kommt, lasset euch nicht abhalten und verführen durch die Klugheit der Welt! O, ihr Widersprecher, Afterredner und Lästerer, die ihr offen oder heimlich dies Gnadenwerk zu hindern unternehmet, wie gar schlecht besteht ihr!

Tetzel in Berlin.

Ihr seid außerhalb der Gemeinschaft mit der Kirche. Nicht Messen, noch Predigten und Gebete, noch Sakramente, noch Fürbitten können euch etwas helfen; ja selbst die Quellen des geistlichen Weinstocks verdorren und werden trocken, wie dies durch Beispiele in Menge bewiesen werden kann. Zögert daher nicht länger! Bekehret euch zu mir mit eurem ganzen Herzen und nehmet die Arznei, von welcher das Buch der Weisheit redet." —

Wie der Geschäftsmann seinen Schild an seinem Gewölbe anbringt, so prangten vor den Kirchen die mit päpstlichen Wappen versehenen rothen Ablaßkreuze. Tetzel's Helfer in Berlin, ein Dominikanermönch, verschwor sich, er sähe Christi Blut aus den Ablaßkreuzen herniederfließen. So wurden die Berliner bethört; sie öffneten ihre Truhen oder ihre ledernen Säckel und trugen dem Betrüger von ihren ererbten Schätzen oder ersparten Groschen hin." Es wollte traun Keiner sein", berichtet Angelus, „er wollte denn seiner Seele Rath schaffen, Ablaß holen, Gnade und ewiges Leben ums Geld kaufen, weil sonderlich der Markt vor der Thür war, und ward also eine große Summe zusammengebracht." — Auch die Umgegend Berlins steuerte dem Römling in bereitwilliger, eifriger Weise.

Ein Ablaßbrief, am 5. Oktober 1517 dem Köpnicker Bürger Thielemann ausgestellt, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Hier ist er im Auszuge:

Digitized by Google

„Bruder Johann Tetzel, Prediger, Ordens des Convents zu Leipzig, der heiligen Schrift Baccalaureus und der ketzerischen Bosheit Aufsucher und Richter, von dem hochwürdigsten Vater in Christus, dem Papst Leo X., und von Albrecht zu Magdeburg und Mainz Erzbischof u. s. w. wünscht dem in Christus geliebten Thielemann von Köpenick in dem brandenburgischen Sprengel Heil und Segen in dem Herrn! Du hast uns berichtet, daß du, als du nach deinem Schwein schlagen wolltest, deinen Knaben gegen deinen Willen und zu deines Herzens großer Betrübniß und Trauer getroffen und getödtet hast, indem derselbe unversehens unter den Schlag gekommen. Da du nun dieses sündenvolle Uebel im innersten Herzen betrauerst und Rath für das Heil deiner Seele suchest und von uns bittweise gefordert hast, daß wir dir die Heilmittel der Sündenvergebung sollen zukommen lassen, so sprechen wir dich, da wir das Heil aller Menschen wünschen und suchen, und du nach deinen Kräften und Vermögen zu oben gedachtem Bau deine Beisteuer gegeben hast, kraft der uns zuertheilten apostolischen Machtvollkommenheit aus Barmherzigkeit von gedachtem Todtschlage los und verkündigen öffentlich durch gegenwärtigen Brief, daß du durch uns absolvirt worden; befehlen auch Allen, zu denen dieser Brief gelangen wird, daß sie ihm Glauben beimessen, dich als vollkommen absolvirt gelten lassen, und daß Niemand dieses Mordes dich anklage und beschuldige, bei Androhung der Bußen und Strafen, die zu verhängen uns zustehen. Gegeben zu Berlin im Jahre 1517 den 5. Oktober, im fünften Jahre der Regierung des allerseligsten Vaters."

Noch in demselben Monate war es, als Luther's erstes Wort, einem Donner gleich, gegen den Ablaßkram durch Deutschland rollte. Auch über Brandenburg wurden die 95 Sätze „wie von Engeln getragen", verbreitet. Tetzel bekam sie zu Gesichte; er schickte sich sogleich an, gegen Luther in die Schranken zu treten. Er schrieb erst 95, dann noch 106 Sätze gegen Luther.

Die Frankfurter Universität gab sich leider dazu her, ihm Beistand zu leisten, ja es heißt sogar, der Rektor derselben, der oben schon erwähnte Wimpina, habe die von Tetzel herausgegebenen Thesen niedergeschrieben. Damit Letzterer seinem Gegner ebenbürtig gegenübertreten könne, ernannte ihn Wimpina zum Doktor der Gottesgelahrtheit. So wurde die Frankfurter Universität der Anwalt Tetzel's, ja des angegriffenen Papstthums überhaupt; während Wittenberg und vor Allen der dort lehrende, mildgesinnte Melanchthon sich immer entschiedener für Luther aussprach. Damit war zugleich das Schicksal beider Hochschulen entschieden: Frankfurt siechte hin, die Wittenberger Universität blühte auf.

Zu bedauern ist es, daß Joachim sich hatte durch seinen Bruder bewegen lassen, dem Ablaßkrämer den Eintritt in Brandenburg überhaupt zu gestatten. Er selbst hegte gegen den Ablaßkram die entschiedenste Abneigung und verbot seinen Hofleuten, Ablaßzettel zu kaufen.

Tetzel ging mit seinem vollen Kasten zunächst nach Jüterbogk, um auch dort sein unheiliges Werk zu betreiben. In dem Walde zwischen Trebbin und Jüterbogk ward er von einem märkischen Edelmanne — es soll ein Graf von Haake gewesen sein — seines Geldes beraubt, und als er alle Himmelsstrafen über das Haupt desselben herabrief, zeigte ihm dieser mit Lachen einen Ablaßzettel, ausgefertigt von Tetzel selbst, worauf die Erlaubniß zu einer zukünftigen Sünde, einem Raube, ausgesprochen war. Der Zettel hatte dreißig Thaler gekostet und brachte dem schlauen Edelmanne eine bedeutende Summe Geldes ein.

Die Verbreitung dieser Erzählung, selbst wenn sie nur eine gut erfundene Fabel sein sollte, war natürlich nicht dazu geeignet, Tetzel's Ansehen in der Mark zu heben.

Aufschwung im Volke. Dem Umsichgreifen der neuen Ideen kam, wie wir gesehen haben, die Weiterverbreitung der Buchdruckerkunst zugute, ebenso die unter Kaiser Maximilian erfolgte Einführung des Postwesens. Einen dritten Weg, und zwar den wirksamsten, schuf sich die Reformation selbst: die geistliche und weltliche Dichtung. Auf Liedesschwingen zog der Blütenstaub der neuen Lehre durch die Lande dahin und befruchtete die Herzen.

In den ältesten Zeiten war die Theilnahme der Gemeine an dem Kirchengesange auf das Singen des Kyrie eleison beschränkt; später wurden kurze Reimstrophen gesungen.

Digitized by Google

Jetzt tauchten Lieder aus dem Grunde begeisterter Herzen empor, und was sie aussprachen, drang auch wieder zu Herzen. Man versetze sich nur im Geiste in jene Zeit zurück, um ermessen zu können, von welcher Wirkung Lieder, wie z. B. die Luther'schen „Nun freut euch liebe Christengemein"; „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", sein mußten! Der geistliche Druck hatte schwer auf Allen gelastet, Rettung fast unmöglich geschienen. Da brach der Morgen eines neuen Tages an. Doch wie auch das aufblitzende Licht die Seelen erquickte, so ahnte doch ein Jeder, ohne Kampf und Fährniß werde das neu gebotene Gottesgut nicht inmitten der Gemeinen Halt gewinnen. Man rüstete sich gleichsam zur geistigen Befreiungsschlacht und rief Gott um Beistand an. Weil jetzt die Zeiten andere sind, wissen Viele jene Lieder nicht zu würdigen. Drohten jetzt der evangelischen Lehre gleiche Gefahren wie damals, man würde sich wieder um die alten Lieder scharen, oder es brächen wol neue Rufe aus begeisterten Herzen hervor, deren Wirkung unzweifelhaft ähnlich sein würde.

Lieder dieser Art ertönten nun plötzlich allerorten in Deutschland und auch von den Lippen Solcher, die sich, nach Luther's Ausdruck, bisher nur an „Buhlliedern und fleischlichen Gesängen" ergötzt hatten. Ein wahrhaftiger geistlicher Feldherr war aufgestanden, nun fanden sich auch die begeisterten Krieger. So wird es immer sein.

Hans Sachs. Auch Männer weltlichen Standes, wie der schlagfertige, ehrliche von Hutten griffen in die Saiten. Unter ihnen verdient noch besondere Erwähnung der wackere Nürnberger Schuhmacher und Volksdichter Hans Sachs, der zur Verbreitung der neuen Lehre mächtig beitrug. Schon im Jahre 1522 veröffentlichte er ein Gedicht: „Die Wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall." Der Inhalt desselben ist in Kürze dieser: Eine Herde (die christliche Gemeine) hat, von dem falschen Mondscheine geblendet, ihren guten Hirten verlassen und sich in eine Wüste verirrt, wo sie von reißenden Thieren bedroht wird. Eine große Zahl von Schafen wird von einem Löwen (Papst Leo) zerrissen. An der Rettung fast verzweifelnd, vernimmt plötzlich die Herde süßen Nachtigallengesang (die Stimme Luther's), folgt dem himmlischen Rufe und wird auf eine schöne blumige Aue geführt, auf der goldenes Sonnenlicht ruht und frische Quellen sprudeln. Vergebens trachtet der Löwe nach dem Blute des himmlischen Sängers, den Gott mit Flügeln begabt hat, indeß sein blutgieriger Feind am Boden hasten muß. Nun erheben Waldesel, Schweine, Katzen und Frösche ihr wüstes Geschrei, um der Nachtigall Gesang zu übertäuben.

„Aber ihr Heulen ist alles fehl,
Die Nachtigall singt zu hell
Und thut sie all darnieder legen."

Keines der Schafe sehnt sich zurück nach der von Otterngezücht und reißenden Thieren bewohnten Wüste. — Das Gedicht schließt mit einer ernsten Aufforderung, des Papstes Wüste zu verlassen und sich dem guten Hirten Jesus Christus wieder anzuvertrauen.

Joachim gegenüber der reformatorischen Bewegung. Dichtungen der geschilderten Art drangen nun auch in Brandenburg ein. Joachim wollte, wie schon erwähnt worden ist, von der neuen Lehre nichts wissen, und da ein Jeder wußte, daß er ein gar gestrenger Herr war, der das hart angriff, was ihm mißfiel, so war lange von der Bewegung, welche die Märker immer mehr ergriffen hatte, äußerlich nichts zu merken. Zunächst machte sich ihr Dasein dadurch erkennbar, daß die Prozessionen in Berlin weniger zahlreich wurden. Joachim suchte dem durch Verordnungen Einhalt zu thun.

Was bewog den Kurfürsten zu seinem ablehnenden Verhalten? Keineswegs die Meinung, daß es um die Kirche gut stehe. Er war ihrer Gebrechen sich wohl bewußt, aber der Weg, den die Bewegung nahm, mißfiel ihm. Er war, gleich vielen im Grunde wohldenkenden Männern, seiner Zeit, immer noch in den Glauben gebannt, die zu Tage liegenden Uebel ließen sich durch Kirchenversammlungen beseitigen. Anderes trat dazu. Die Astrologie beherrschte die aufgeklärtesten Geister — sogar einen Melanchthon! Am Himmel, meinte man, stehe die Wahrheit geschrieben und aus der Stellung der Sterne sei sie zu lesen.

Digitized by Google

Mit regstem Eifer hatte Joachim schon seit längerer Zeit der Sterndeuterei obgelegen; da war ihm denn durch die goldene Himmelsschrift verkündet worden, auf sein Haupt würden sich die größten geistlichen und weltlichen Würden niedersenken: Kaiserthum und Papstthum zugleich! Daran glaubte er wie an das Dasein seiner eigenen Person, und nun suchte er Papstthum und Kaiserthum zu schirmen und zu hegen, indem er vertrauend dem Tage entgegensah, an welchem die große Verheißung sich erfüllen werde.

Alle Zeiten haben ihren Aberglauben, und wer über eine abgethane wahnwolle Vorstellung lacht, der sehe wohl zu, ob nicht etwa andere, eben so seltsame Hirngespinste ihn umgarnen! Kein Aberglaube aber ist gefährlicher als derjenige, der sich wissenschaftlich aufputzt. So war es mit der Sterndeuterei.

Plötzlich las man eine neue Weissagung aus den Sternen. Joachim's astrologische Freunde hatten berechnet, daß Berlin im Jahre 1522 an einem bestimmten Tage während eines Gewitters untergehen werde. Der Kurfürst, der an der Richtigkeit dieser Berechnung nicht im Geringsten zweifelte, begab sich nach dem vor Cöln gelegenen Templower Berge, um von dem Verderben nicht ereilt zu werden. Seine Gemahlin hatte ihm folgen müssen. Deren Seele aber hatte bereits einen Grund gefunden, auf dem fester zu bauen ist, als auf die Astrologie; ihr Herz war, ohne daß sie es dem Kurfürsten zu gestehen wagte, von der neuen religiösen Bewegung ergriffen worden. Wirklich gelang es ihren eindringlichen Bitten und Vorstellungen, ihren Gemahl gegen Abend zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen. Ob aber die klare Luft und der unbewölkte Himmel, der nirgends die leiseste Spur eines Gewitters zeigte, nicht auch einen großen Antheil an dem Entschlusse des Kurfürsten hatten, Berlin noch vor Abschluß des Tages wieder zu betreten, bleibe dahingestellt.

Nun kehrte Joachim doch wol der Sterndeuterei den Rücken? Keineswegs! Er mochte sich sagen, was ein Jahrhundert später der der Sterndeuterei ebenfalls mit Leib und Seele ergebene Wallenstein meinte, als ein Ereigniß, dessen Eintritt man aus den Sternen gelesen hatte, ausblieb: „Die Sterne lügen nicht; nur wir haben uns in der Berechnung geirrt!"

Jetzt traten jene Hoffnungen auf Erringung der höchsten Ehren wieder lebhafter in seiner Seele auf. Trug doch sein Bruder Albrecht bereits den Kardinalshut und vereinigte in seiner Person so viele kirchliche Ehrenstellen und kirchliches Einkommen, wie damals kein anderer deutscher Prinz. — Der Prophezeiung Erfüllung rückte ersichtlich heran!

Mehr und mehr wandten sich indeß die Brandenburger der neuen Lehre zu. Die Universität zu Frankfurt, auf deren Wirken Joachim so viel Hoffnung gesetzt hatte und die sich nun zur geistlichen Warte der päpstlichen Lehre in Deutschland zu machen strebte, ward immer spärlicher besucht; die Jugend der deutschen Nation wandte sich zu Luther nach Wittenberg, der jetzt mitten im Kampfe stand, und dessen Kraft inmitten des Kampfes wuchs. Ein offenes Erklären für Luther durften brandenburgische Gemeinen nicht wagen. Desto mehr wurden im Stillen die Schriften des muthigen Mannes gelesen und seine und seiner Freunde Lieder gesungen. Wie weit es damit schon im Jahre 1526 gekommen war, zeigt eine Verordnung Joachim's (gegeben Sonntag nach Viti) an die Stände. In derselben heißt es: „Wir werden berichtet, daß etliche unserer Unterthanen auf dem Lande und in Städten deutsche Lieder, Weisen und Gesänge, auch etliche Psalmen, welche durch Martin Luther oder seine Anhänger zu Wittenberg oder anderswo genannt sind, singen, lesen, lehren und andere unterweisen sollen. Dieweil denn dieselbe ketzerisch und wider alte Ordnung der christlichen Kirchen sind, und hievor ernstlich Gebot empfangen, bei schwerer Strafe der heiligen christlichen Kirche alte Ordnung zu halten, und Martin Luther's Lehre und Zwisten-Einführungen, ihnen nicht anzuhangen: so werden wir verursacht, solche neue Lieder, Weisen und Gesänge in unserm Lande zu verbieten. Demnach ist unser Begehr an euch, hiemit ernstlich befehlend, ihr wollet allen und jeglichen kleinen Städten in eure Sprach gehörend, und euren Bürgern und Einwohnern bei euch, von unsertwegen ansagen, daß unsre ernstliche Meinung und Verbot ist, daß Niemand unsrer Unterthanen, weß Standes

Digitized by Google

und Wesens der sei, hinführo solche deutsche Weisen, Lieder, Psalmen und Gesänge, so von Martin Luther oder seinem Anhang gemacht, in Kirchen, im geistlichen Amt, Prozessionen, Häusern oder sonst an andern Orten, nicht singen, lesen, noch auch solches zu thun den Ihren nicht gestatten sollen bei Vermeidung unserer schweren Straf und Ungnade: was sie aber von Alters nach Ordnung und Zulassung und Gewohnheit der christlichen Kirche gesungen, das mag ein Jeglicher nach altem Gebrauch singen, lesen und lernen . . . ."

In gleicher Weise verbot Joachim die Verbreitung des durch Luther verdeutschten neuen Testamentes. Hatten ihm doch die Gelehrten in Frankfurt die Versicherung ertheilt, daß Luther's Uebersetzung voll von Irrthümern sei und dem Worte Gottes Abbruch thue!

Die Kurfürstin Elisabeth.

Die Kurfürstin Elisabeth. Wie mußte es nun den Fürsten, der sein Leben lang in allen anderen Dingen seinem Willen Achtung zu verschaffen gewußt hatte, erregen, daß diese seine Gebote sich unfruchtbar bewiesen; ja welch ein Zorn mochte in ihm auflodern, als er vernahm, daß mitten in seinem Hause die ihm verhaßte Bewegung Anhang gewann!

Seine Gemahlin Elisabeth ließ sich (es war im März 1528) in ihren Gemächern heimlich das Abendmahl nach Christi Einsetzung unter beiderlei Gestalt reichen. Der Kurfürst erfuhr dies durch seine älteste Tochter Elisabeth, die späterhin ebenfalls eine standhafte Bekennerin der evangelischen Lehre wurde. Nach dem Vorhergehenden möge der Leser nun selbst ermessen, welcher Ausbruch des Zornes bei dem Kurfürsten erfolgte!

In der That, unter Denen, die sich mit Geschichtschreibung beschäftigen, sind manche da, wo es sich um Vorführung hervorragender fürstlicher Personen handelt, nicht selten beflissen, wenn möglich noch „das Gold zu vergolden und die Lilie zu färben".

Digitized by Google

Es ist damit weder der Sache der Wahrheit noch den Personen selbst gedient. Wahrheit ist allezeit gut und heilsam, und wenn man die guten Seiten eines tüchtigen Menschen hervorhebt, so darf man auch seine Schwächen nicht vertuschen, wenn nicht das Bild verblassen soll. Fürsten sind auch Menschen mit Tugenden und Fehlern, und wir werden auch bei ihrer Beurtheilung verfahren müssen, wie bei der des übrigen Theiles unseres Geschlechts, nämlich ihnen nur da Ehre erweisen, wo dies ihnen nach ihrer persönlichen Würdigkeit gebührt.

Joachim soll seine Gemahlin aufs Schwerste bedroht, ja von Einsperrung, sogar von Einmauerung geredet haben, fosern sie nicht von ihrem Irrthum lasse. Ist das von einem Manne zu verwundern, der seinem besten Freunde das Haupt abschlagen ließ, als er vernahm, er habe sich einer verbrecherischen That schuldig gemacht, und der danach siebzig „Junker und Knechte", die Straßenraub getrieben hatten, dem Henker überlieferte? Der Umstand, daß die Kurfürstin glaubte, Rettung in der Flucht suchen zu müssen, zeigt darauf hin, wie schwer sie bedroht gewesen sein mag. Joachim hatte sein Herz ihr früher schon entzogen und sich einer Frau zugewandt, deren Gatten er zwar nicht tödten ließ, wie weiland David den Urias, den er aber vom Hofe fern hielt, um ungestört jenen Umgang fortsetzen zu können. Dieses schwere Leid hatte Elisabeth lange schon in Ergebung ertragen.

In einer dunklen Nacht (am 25. März 1528) verließ die Kurfürstin in der Kleidung einer Bäuerin unter dem Beistande der beiden Edelleute Joachim von Götzen und Achim von Bredow das Schloß, nur von der Kammerfrau Ursula von Zedlitz und einem Diener begleitet. Elisabeth bestieg einen vor dem Thore ihrer harrenden Bauernwagen, und es ward nun die Richtung nach der sächsischen Grenze eingeschlagen. Da brach ein Rad. In ihrer Angst riß Elisabeth ihr Tuch vom Haupte und reichte es den Männern, um damit das Rad zusammen zu binden. Ohne weitere Gefährde gelangte man auf das sächsische Gebiet. Ueber ihre Ankunft in Torgau berichtet Hofprediger Spalatin unter Anderm: „Im Jahre 1528 am Dienstag nach Lätare kam des brandenburgischen Kurfürsten Gemahlin auf einem Bauernwagen nach Torgau zu dem Kurfürsten Johann. Sie soll einige Tage auf ihrem Zimmer von ihrem Gemahl gefangen gehalten worden sein, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen." In Torgau befand sich damals ihr Bruder Christian von Dänemark, der seines Thrones verlustig gegangen war und bei dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen Aufnahme gefunden hatte. Johann sagte nun auch der Kurfürstin seinen Schutz zu und wies ihr das Schloß Lichtenburg zum Aufenthalte an.

Kaum vernahm Joachim, daß seine Gemahlin in Sachsen eine Zufluchtstätte gefunden hatte, so verlangte er ihre augenblickliche Zurückführung. Es entstand nun ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden Höfen, der damit endete, daß Johann erklärte, er werde der Kurfürstin so lange seinen Schutz angedeihen lassen, bis Joachim verspreche, sie in der Ausübung ihres Glaubens nicht stören zu wollen. Joachim ging darauf nicht ein, unterließ aber auch weitere Schritte in dieser Sache. Daß den kurfürstlichen Kindern gestattet worden sei, der Mutter Besuche zu machen, ist wol nicht richtig. Es hätte wahrlich dem Kurfürsten weniger Ernst mit seinem Glauben sein müssen, als es ihm war, wenn eine solche Behauptung begründet wäre. Indeß hatte die Mutter wol schon vor ihrer Flucht einen guten Samen in die Herzen ihrer Kinder zu senken gewußt. So wird von dem Kurprinzen Joachim (später Kurfürst Joachim II.) Folgendes erzählt. Als er sich 1529 in Speyer befand, suchten die dort versammelten Priester die römische Auffassung der Abendmahlslehre gegenüber der Luther'schen mit biblischen Gründen zu vertheidigen. Man behauptete, daß beim Abendmahle nur dem Priester der Kelch gebühre, weil das Wort Christi: „Trinket alle daraus!" sich nur auf die Geistlichkeit beziehe, worauf der Kurprinz treffend fragte, ob denn das Wort alle in dem Ausspruche: „Ihr seid rein, aber nicht alle", sich etwa auch nur auf die Priester beziehe. Die gelehrten Herren verstummten.

Die Kurfürstin trat mit Luther in Verbindung, ja sie besuchte ihn selbst mehrmals in Wittenberg. Auch unterhielt sie fortgesetzt einen lebhaften Briefverkehr mit ihm.

Digitized by Google

Zwingli und Calvin. Vom Lutherdenkmal zu Worms.

Zwingli, Calvin und die Reformirten.

Es scheint für die richtige Würdigung mancher späteren Begebenheiten nothwendig, schon hier ein Wort über die Entstehung der reformirten Kirche zu sagen.

Man schrieb das Jahr 1516, als der zeitherige Pfarrer von Glarus zum großen Leidwesen seiner Gemeinde nach Zürich übersiedelte, um in der untergeordneten Stellung eines Laienpredigers die fremden Wallfahrer zu erbauen und in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften zu leben. Was ihn zu diesem Schritte bestimmte, ist unbekannt. Denn Huldreich Zwingli — so hieß der zweiunddreißigjährige Priester — galt keineswegs für einen blinden Knecht des Aberglaubens, der sich an diesem Orte eingenistet. Er, der Sohn des wohlhabenden und edlen Ammans von Wildhaus, hatte sich auf Reisen und durch den Besuch fremder Universitäten zu der Freiheit des Geistes erhoben, durch welche die Gebildeten jener Tage sich allgemein auszeichneten, und er erfreute sich mit Recht des Rufes der Gelehrsamkeit; manchen der alten Schriftsteller kannte er auswendig, weiterhin auch fast das ganze Neue Testament. Auch für einen Mann von Herz und Muth galt er, und wiederum mit Recht. Als der Glarner Heerbann im Solde des Papstes nach Italien auszog, begleitete Zwingli seine Landesgenossen, und er hat auch an der unglücklichen Schlacht bei Marignano Theil genommen.

Dieser beliebte und aufgeklärte Mann war jetzt in das Kloster übergesiedelt, wie Einer, der von Gott in die Einsamkeit geführt wird, um da Kraft zu einem großen Werke zu sammeln. Während der zwei Jahre, welche Zwingli hier verlebte, predigte er an den Wallfahrtstagen zwar nicht von den Wundern der Reliquien und Heiligenbilder, auch nicht vom Ablaß, der hier zu finden sei, aber desto feuriger und hinreißender von der Gnade Gottes, welche der Menschheit in Christus erschienen ist, und von den sittlichen Pflichten des Christen. Unter der Hand verschwanden durch ihn allerlei offenbare Mißbräuche, und das Lesen der Bibel fand weitere Verbreitung. Denn er stand nicht allein. Es befanden sich im Kloster Viele, welche wie er über die nothwendige Reform der Kirche dachten und darüber, wie das Volk besser, gründlicher erzogen werden müßte.

Zürich, die angesehenste Stadt der Eidgenossenschaft, bot ein günstiges Arbeitsfeld. Nirgends empfand man das sittliche Verderbniß der Mönche und Pfaffen tiefer, nirgends übte sich der Spott rücksichtsloser, um ihre Trunksucht und Zuchtlosigkeit an den Pranger zu stellen. Als der Ablaßhändler Samson, nachdem er aus Bern an 120,000 Dukaten

Digitized by Google

davongeschleppt, auch die Züricher Seelen aus dem Fegefeuer erretten wollte, verweigerte ihm der Rath von Zürich den Eintritt. Daneben regte es sich auch in anderen Schweizerstädten. In Basel, wo sich mit Erasmus der helle und heitere Geist der Freidenker verbreitet hatte, arbeiteten nach einander Capito, Hedio und Oecolampadius an dem Sturze des Papstthums. Doch war Zwingli nach Charakter und Schicksal der hervorragendste dieses unsichtbaren Geisterbundes der christlichen Freiheit. Auf ihn schaute bereits das Ausland; zu ihm begab sich der von Luther vertriebene Carlstadt; bei ihm fand der gehetzte und vertriebene Ulrich von Hutten, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, Schutz und Pflege. Kein Wunder, daß sich gegen Zwingli der ärgste Haß nicht blos der Papisten, sondern auch vieler Vornehmen und auswärtiger Machthaber erhob.

Schon früher hatte Zwingli seine warnende Stimme erhoben; jetzt drang er noch nachdrücklicher auf Abstellung der alten Schäden. Und als auch das nicht half, deckte er schonungslos die allgemeine Verderbniß auf. Entschlossen warf er sogar dem päpstlichen Zwischenhändler, dem Kardinal von Sitten, das Wort ins Gesicht: „Der Römling trage seinen rothen Hut und Mantel mit Recht; denn man brauche ihn nur zu riechen, so werde man das Blut der Brüder und Söhne daraus fließen sehen.“

Von Zürich aus verbreitete sich das neue Licht über einen guten Theil der Eidgenossenschaft. Schritt für Schritt ging die Erneuerung des kirchlichen Lebens vor sich. Bald regte es sich in den Klöstern; Mönche und Nonnen kehrten zum werkthätigen Leben, zur Arbeit zurück. Die überreichen Kirchengüter wurden zu Schulstiftungen verwendet; die Prediger, Zwingli voran, traten in den Ehestand. Nur die Messe und die Bilder hatte Zwingli noch geschont, um den Gefühlen der Leute nicht allzu nahe zu treten. Allein bald erschienen auch in Zürich unduldsame Dränger, welche die Kirche mit Gewalt säubern wollten, die übereifrig die heiligen Gefäße, die Bilder und Kreuze umstürzten, ja sogar die Orgeln zertrümmerten, damit nichts von dem „abgöttischen Geräthe des Papstthums“ übrig bleibe.

Der Bilderstурm. Diese Vorgänge bilden in ihren Ausschreitungen eine der häßlichsten Seiten des religiösen Wahns jener Periode. Doch datiren sie nicht erst aus der Zeit der Reformation; vielmehr sind dergleichen Uebergriffe schon unter den byzantinischen Kaisern vorgekommen, als sich das christliche Gewissen gegen die überhandnehmende Verehrung der Heiligenbilder, gegen die heidnischen Weihrauch- und Lichtspenden, gegen den heiligen Gruß und eine Menge auf Berauschung der Sinne abzielende Ceremonien und Gebräuche der herrschenden Kirche auflehnte. Erst seit dem zehnten Jahrhundert war vom Oriente aus die Bilderanbetung in die abendländischen Gotteshäuser eingedrungen. Der katholischen Kirche paßte dieses halbwegs heidnische Wesen, und sie milderte erst nach Ausbreitung der Reformation das weitere Umsichgreifen der Bilderverehrung. — Als sich nun in der Schweiz der Bilderstурm erhob, wurden zwar die ärgsten Unruhstifter verhaftet und bestraft; indeß bei einer nächsten Unterredung der Kirchenleuchten ward kurz nachher entschieden, daß die Aufstellung der Bilder und die Messe wider Gott und Christi Ordnung seien, und daß man nur um der übrigen Eidgenossen willen, von denen man hoffte, daß sie noch für das Evangelium zu gewinnen seien, schonend zu Werke gehen wolle. An anderen Orten ließen sich die Gemüther nicht so rasch beruhigen, vielmehr wiederholten sich in Deutschland wie in den Niederlanden die ärgerlichen Scenen der Zerstörung der ältesten und werthvollsten wie interessantesten Schätze alterthümlicher Kunst. Verständigen Männern gelang es später erst, den Kirchenbildern, soweit sie nicht Gegenstand der religiösen Verehrung waren, den Verbleib an frommer Stätte zu sichern. Während selbst Luther dem anfänglich so gereizten Drängen nachgeben mußte und die Bilder zum Theil wenigstens ohne Geräusch aus der Kirche entfernen ließ, gestattete eine mildere Auffassung ihnen die Wiederaufnahme in den protestantischen Gotteshäusern und in den der Kirche verwandten Anstalten. — Die Reformirte Kirche der Schweiz und die Anglikanische in England zeigte sich jedoch in dieser Beziehung viel strenger und ausschließlicher.

Digitized by Google

Religionsgespräch zu Marburg.

Digitized by Google

Streit zwischen Zwingli und Luther. Leider geriethen die beiden herrlichen Männer Luther und Zwingli 1527 in Uneinigkeit über die Lehre vom heiligen Abendmahle. Zwingli behauptete, daß Brot und Wein im Abendmahle nicht Christi Leib und Blut selbst, sondern nur dessen Sinnbilder seien; Luther dagegen wollte die Worte „das ist mein Leib", wie auch die von dem Blute wörtlich verstanden haben. Wohldenkende Männer und begeisterte Anhänger der Reformation, wie Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen und Andere, wünschten zum Heile des evangelischen Glaubens eine Beilegung des ärgerlichen Streites und veranstalteten zu Marburg eine Zusammenkunft der beiden Reformatoren, die ja, verbunden durch das gemeinsame Streben nach einem hohen Ziele, im Grunde sich so nahe standen. In sanftmüthiger Weise trug Zwingli seine Ansicht vor, der viel heftigere Luther verblieb jedoch bei seiner Auffassung. Mit Thränen in den Augen bat Zwingli den von ihm so hochverehrten Luther, sich mit ihm zu vereinigen. Luther, von der Richtigkeit seiner Auffassung tief durchdrungen, hielt an derselben fest.

So kam es, daß die Unterredung leider ohne Erfolg blieb. Die Anhänger Zwingli's und Calvin's, welchem wir gleichfalls einige Worte zu gönnen haben, bildeten nun eine einige Religionsgesellschaft und nannten sich Reformirte, gegen die Luther in seiner feurigen Weise späterhin bisweilen ein zu hartes Wort sprach. Es geschah dies zum Schaden der evangelischen Sache, der ja doch beide Parteien angehörten und immer angehören werden; leider wußten die Feinde späterhin, wie wir noch sehen werden, manchen Nutzen aus der leidigen Trennung zu ziehen. Ein schönes Wort schrieb Luther den reformirten Schweizern am Abende seines Lebens: „Wo wir je einander noch nicht gänzlich verständen, so ist das Beste, daß wir gegen einander freundlich seien und uns immer das Beste gegen einander versehen, bis alles trübe Wasser sich vollends gesetzt hat." — Wenn er selber nur danach gehandelt hätte!

Während Zwingli im nordöstlichen Theile der Schweiz der Reformation zum Siege verhalf, bewirkte ein anderer begeisterter Held der christlichen Kirche auf der Westseite das Gleiche.

Johannes Calvin oder Cauvin, am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren, hatte sich zeitig schon zum geistlichen Stande bestimmt, aber auf Wunsch seines Vaters die in Aussicht stehende kirchliche Pfründe mit dem Studium der Rechte vertauscht. Indeß sein nicht zu stillender Wissensdurst hatte ihn weit über die Grenze der Jurisprudenz in die gelehrten Bahnen jener Periode hineingezogen. Hohe Geistesgaben, eiserne Festigkeit des Willens und seltene Strenge gegen sich selbst wiesen ihm eine der ersten Stelle unter den Gelehrten Frankreichs an, schon zu einer Zeit, als er kaum das Jünglingsalter überschritten. Er war von lutherischen Einflüssen, welche in Südfrankreich weite Verbreitung gefunden, nicht unberührt geblieben. Schon seine erste Schrift „Ueber die Milde" machte seinen Namen in allen erleuchteten Kreisen Frankreichs berühmt. Kühn und schonungslos hatte er das Unrecht der Gewaltthaten gegen die „Ketzer" aufgedeckt und für Duldung der Protestanten das Wort ergriffen. Doch erst im Jahre 1532 ging ihm im Umgang mit Gliedern der evangelischen Gemeinde zu Paris das Licht auf, insofge dessen er die Irrthümer, in denen er sich befunden, erkannte. In tiefer innerer Erregung griff er zur Bibel und versenkte sich in die Schriften der deutschen Reformatoren. Bald war seine Umwandlung eine vollständige; er brannte von nun an danach, dem neuen Evangelium zum Siege zu verhelfen.

Nachdem er den Hof der Königin Margarethe von Navarra besucht und in seinem großen bedeutungsvollen Werk „Institutio religionis christianae", einer Rechtfertigung der evangelischen Lehre, sich eifrig bestrebt hatte, das Herz des Königs Franz I. von Frankreich dem neuen Bekenntniß zuzuwenden, zogen seine mächtigen Worte die öffentliche Aufmerksamkeit in einer Weise auf sich, daß es dem Ruhe bedürftigen Gelehrten oft recht angst und bange wurde. Gegenüber der Unempfänglichkeit des französischen Königs und seiner Umgebung beschlichen ihn nicht selten recht bange Zweifel, und sein Gemüth verdüsterte sich immer mehr. In häßlich dunklem Lichte erschien ihm die Sündhaftigkeit der Menschen.

Digitized by Google

Auf Grund seiner Bibelauslegung gelangte er dahin, die trostlose Lehre von der „Gnadenwahl“ aufzustellen, der zufolge Gott von Ewigkeit her aus der „Masse des Verderbens“ die Einen bestimmt zur Seligkeit, die Anderen zur Verdammniß. „Wer die Gnade einmal besitzt, verliert sie niemals, und nur ein Solcher kann wahrhaft glauben, beten, Gott fürchten. Der Verworfene ist und bleibt ein Gefäß des Zornes; Alles gereicht ihm zur Verdammniß; selbst seine Tugenden sind nur leerer Schein. Alles ist zuvor bestimmt und von Ewigkeit her zum voraus festgesetzt.“ So betrachtet auch Calvin nur die Erwählten als Glieder der wahren Kirche. Das Gemeindeleben bedarf darum einer strengen Sittenzucht. Disziplin ist der Nerv der Kirche, ohne solche giebt es nur Auflösung, Zerrüttung, Verfall. Zur Festigung seiner Ueberzeugung begab sich Calvin nach Genf, wo er die Bekanntschaft des damals schon in hohem Ansehen stehenden Farel zu machen suchte. Die Unterredung Beider entschied über Calvin's Zukunft. Er entschloß sich, die Reformation in Genf vollenden zu helfen, und wandte sich nach kurzem Aufenthalt in Basel für immer nach Genf, welches durch Calvin's Einfluß das protestantische Rom zu werden bestimmt war. Calvin begann alsbald im September 1536 als Prediger und Professor der Theologie seine tiefgehende Wirksamkeit. Mit Bewunderung vernahm man seine geistvollen Vorträge über die heilige Schrift, und er gewann bald solchen Einfluß auf Rath und Bürgerschaft, daß er jene strenge Zucht der Sitten durchzuführen vermochte, wie es seinem Vorgänger Farel nicht hatte gelingen wollen.

Der Besuch der Kirchen wurde nun von Staatswegen angeordnet, das Fluchen, Kartenspielen und alle Ausschweifungen wurden mit harten Strafen belegt; der Schulzwang wurde eingeführt und den Eltern, welche beharrlich ihre Kinder von der Schule zurückbehielten, das Bürgerrecht entzogen. Auch verfaßte Calvin einen Katechismus, welcher von allen Bürgern als Glaubensbekenntniß beschworen werden mußte, indem man je zehn von ihnen zu diesem Zwecke vor den Rath lud. Die Wiedertäufer, auf deren Treiben wir zurückkommen werden, durchschwärmten, nachdem ihr Reich zu Münster in Westfalen ein so schmähliches Ende genommen hatte, die Welt und zeigten sich um diese Zeit auch in Genf. Calvin widerlegte in einer öffentlichen Versammlung ihre verhängnißvollen Lehren und geißelte ihre Thorheiten so gründlich, daß sie alsbald das Feld räumten.

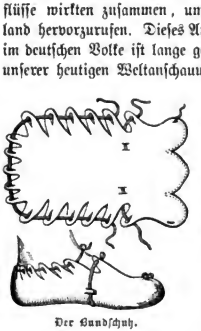
Bei Darstellung der Art und Weise, wie Calvin, oder vielmehr die von ihm beeinflußte Regierung ihr Regiment übte, erregt manch dunkles Blatt aus der Chronik des sechzehnten Jahrhunderts unsere Aufmerksamkeit. Es läßt sich des Reformators herrisch-unbarmherziges Schalten und Walten nur erklären, wenn man sich der tiefgesunkenen sittlichen Zustände in jenem Theile der Schweizerlande erinnert, und wenn man vor Allem die Geschichte der Dogmenstreitigkeiten aller Zeiten ins Auge faßt. Während der Jahre 1541—1546, berichtet Galiffe, wurden in Genf über Tausend, meist Gegner der neuen Einrichtungen, prozessirt oder genauer gesagt: 58 Menschen hingerichtet, 76 verbrannt, 800—900 eingekerkert. Unter den wegen Hexerei verbrannten Personen befand sich die Mutter des Scharfrichters, welcher der eigene Sohn die Hand abzuhauen und die er hierauf dem Scheiterhaufen zu überliefern hatte. Das Schlimmste von Allem aber, was sich damals ereignete, bleibt der im Jahre 1553 vollzogene Justizmord an dem Spanier Miguel Pervede (Michel Servet), der „als Ketzer“ (in der Dreieinigkeitslehre) verbrannt wurde.

Die Wirksamkeit Calvin's reichte weit über die Grenzen hinaus, innerhalb deren er lebte und webte. Sie ist im Zeitalter der Reformation weitaus vornehmlich Frankreich zugute gekommen. Nicht allerorten, selbst in der Schweiz nicht, wird jedoch das Thun des strengen Genfer Sittenpredigers so gepriesen, wie in der Stadt am Lemansee. Ja, es fehlt selbst unter den Reformirten nicht an Stimmführern, welche ihrem Helden sein eigenwilliges, unduldsames Gebaren zum Vorwurfe machen, und die es für ungerechtfertigt halten, wenn seine übereifrigen Anhänger den Mann ihres Herzens so unbedingt den Größten unter den Wohlthätern der Menschheit beizählen.

Digitized by Google

Der Bauernkrieg.

Schon oben ist hervorgehoben worden, daß zu gleicher Zeit mit dem neu erwachenden religiösen Leben, welches in der Kirchenreformation und ihrer schnellen und weiten Verbreitung sich kundgab, auch politische Bestrebungen mannichfacher Art sich geltend zu machen suchten. Ueberall in Deutschland und unter allen Ständen gährte es längst; Jeder empfand den auf ihm lastenden Druck oder fühlte sich in den bestehenden Schranken seiner Standesrechte beengt; vergeblich kämpften die Muthigeren nach Kräften gegen diese Schranken an. Vornehmlich der Bauernstand war zum Bewußtsein des harten Druckes gelangt, unter welchem er seit lange hoffnungslos seufzte. Bitterer Haß gegen den Herrenstand erfüllte die Gemüther der Landleute, und wiederholt brach dieser Groll in helle Aufstandsflammen aus, so schon im Jahre 1476. Nicht ohne Einwirkung auf unsere Bauern konnte es bleiben, daß die Schweizer und die Dithmarsen (Völker, deren Hauptbestandtheil die freien Bauern waren) siegreiche Kämpfe um ihre Freiheit bestanden hatten. Innere und äußere Einflüsse wirkten zusammen, um einen umfassenden Ausbruch dieser Art auch in Deutschland hervorzurufen. Dieses Aufbrausen des geknechteten Volkes, diese tiefgehende Bewegung im deutschen Volke ist lange genug falsch verstanden und übel gedeutet worden. Im Lichte unserer heutigen Weltanschauung erscheint uns der Bauernkrieg als ein Versuch zu einer welterlösenden That, zu Gunsten der sozialen Vollendung der Reformation. Alle Keime der Errungenschaften des Jahres 1789, alle Tendenzen der Französischen Revolution spiegeln sich bereits im Bauernkrieg ab.



Der Bundschuh.

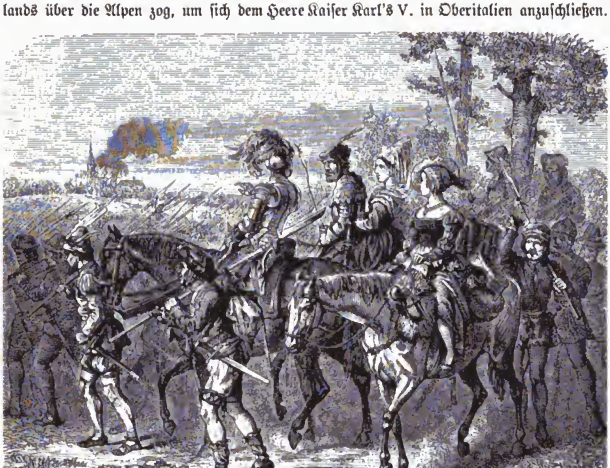
Schon zur Zeit der hussitischen Wirren hatte die Fackel des Hussitenaufruhrs den Brandstoff nach allen Seiten hingeschleudert, und bereits im Jahre 1512 erstreckte sich eine geheime, durch und durch demokratische Gesellschaft unter dem Namen: „Der Bundschuh“ über den Schwarzwald, das Elsaß und die Schweiz. Der mit Riemen festgehaltene Schuh war um jene Zeit die Fußbekleidung des Leibeigenen. Das Losungswort der Bundschuher war gewöhnlich das Folgende: „Loset“, fragte der Eine, „was ist das nun ein Wesen.“ Darauf antwortete der Andere: „Wir mögen von Pfaffen und Adel nicht genesen.“ Als „Armer Konrad“ tauchte der schwäbische Bundschuh zwei Jahre später wieder auf, und abermals einige Jahre später nannte er sich die „Evangelische Brüderschaft“.

Thomas Münzer. Den prägnantesten Ausdruck aber erlangten die Grundsätze der Bauern in den 12 Artikeln des Thomas Münzer, sozusagen die Grundrechte, welche jene Revolution proklamirte. Thomas Münzer, der „Knecht Gottes wider die Gottlosen“, wie er sich nannte, gerieth durch sein Vorgehen in eine feindliche Stellung zu Luther, und wir sehen zwischen Beiden höchst unerquickliche Gegen- und Widerreden sich entspinnen. Luther's Verhalten der Sache der Bauern gegenüber bleibt nicht frei von Tadel. Als Bauernagitator in Schwaben und Thüringen nimmt Münzer neben Florian Geyer, dem tapfern Feldhauptmann der Bauern, eine höchst einflußreiche Stellung ein. Thomas Münzer, eine fast dämonische Erscheinung, der — wie ein neuerer Geschichtschreiber bemerkt — sein Zeitalter um vier Jahrhunderte übersprang, erregt heute noch hohes Interesse. Mit zündender Rede sprach er zu der unter die Waffen gerufenen Menge: „Ein Volk, das nicht frei ist, ist nicht christlich“; „nur freie Menschen leben nach dem Gesetze Gottes“, und an der Spitze der Bauernschwärme schleuderte er dem Adel den Mahnspruch zu: „Hierum, tummel dich, und kurzum! Du mußt doch herum und sähst du noch so krumm!“

Wir folgen nun der Bewegung, die sich zur blutigsten Revolution steigerte.

Digitized by Google

Thomas Münzer, gebürtig aus Stolberg, tritt uns zuerst als Haupt der sogenannten Wiedertäufer, auf welche wir später zu sprechen kommen werden, entgegen. — Nachdem seine sozialen Reformgedanken in Sachsen an Luther's Auftreten gescheitert waren, wandte er sich nach Thüringen und benutzte die im Hennegau ausgebrochenen Bauernunruhen für seine Zwecke. Die Absichten der Aufständischen waren Anfangs auf Herbeiführung von Maßregeln zur Erleichterung der bäuerlichen Lasten gerichtet. Durch jahrelangen harten Druck ohnehin erbittert, fanden bei ihnen Lehren, wie die Tyrannei der Großen zu brechen sei, sowie die Aufforderung zur Wiedervergeltung williges Gehör. Nur eines Anstoßes bedurfte es, um einen gewaltsamen Ausbruch hervorzurufen. Eine günstige Gelegenheit schien sich darzubieten, als gegen Ende des Jahres 1524 ein Theil der fürstlichen Streitkräfte Süddeutschlands über die Alpen zog, um sich dem Heere Kaiser Karl's V. in Oberitalien anzuschließen.



Aufrührerische Bauern im Elsaß. Zeichnung von Johann Burger.

In Haufen rotteten sich die Landleute und die Armen der Umgegend zusammen; sie tagten bald da, bald dort auf einsamen Heiden, in entlegenen Waldschenken; ihre Anführer zogen verkleidet als wandernde Zigeuner oder Scherenschleifer von Ort zu Ort, überallhin trugen sie das Losungswort und das Bundeszeichen: den „Bundschuh". Die Bauern der Abtei Kempten und die Bürger dieser Stadt (1. Jan. 1525) gaben zuerst das Beispiel zur Erhebung des Landvolkes, die sich weiter verbreitete vom Bodensee nach der Donau. Anfangs begünstigten noch mancherlei Umstände den Aufstand. Der weltliche Adel sah es nicht ungern, wie sich die erregten Massen vorzugsweise gegen die geistlichen Herren wendeten, und manchem Fürsten kam es erwünscht, der kaiserlichen Macht auf diese Weise Verlegenheiten bereitet zu sehen. Erzherzog Ferdinand, dem der Kaiser das Regiment in diesen Gegenden übertragen hatte, säumte daher auch nicht, durch Unterhandlungen mit seinen Nachbarn und durch Rüstungen auf Unterdrückung der Bewegung hinzuwirken. — Als er in den ersten Tagen des Januar 1525 die Nachricht vom Ausbruch derselben erhielt, beschleunigte er die Rüstungen und

übertrug den Oberbefehl über das sich sammelnde Heer dem Truchseß von Waldburg. Gleichzeitig trat er zum Schein in Unterhandlung mit den Bauern und bot zu einem Vermittlungsversuche zu Radolfszell die Hand. Zu gleicher Zeit hielt Herzog Ulrich von Württemberg, welcher sich durch Gewaltthätigkeiten in seinem Lande verhaßt gemacht hatte, in die Reichsacht erklärt und vertrieben worden war, diese Gelegenheit für günstig, seine an Ferdinand kaufsweise übergegangenen Lande zurückzuerobern. Er sammelte in der Schweiz Söldner und bereitete sich vor, in Württemberg einzubrechen. Ferdinand dagegen wandte sich an die Häupter der Schweizer Eidgenossenschaft und bewog diese, ihre Landsleute von dem Heere des Herzogs Ulrich zurückzurufen. Bereits war Letzterer bis gegen Stuttgart vorgedrungen, als sich nach Heimkehr der Schweizer sein Heer fast völlig auflöste, so daß Ferdinand nun seine ganze Macht gegen die massenhaft auftretenden Bauern verwenden konnte.

Unter den vielfachen Forderungen, welche von Seiten derselben aufgestellt wurden, waren die wichtigsten in den sogenannten zwölf Artikeln enthalten. Ihre zum Theil billigen Ansprüche richteten sich darauf, daß 1) die Gemeinden das Recht erlangen sollten, ihre Prediger zu wählen und zu entsetzen; 2) der Pfarrer nur den Getreidezehnten erhält, von dem der Ueberschuß den Armen zugute kommt; 3) die Leibeigenschaft aufhört, da die Erlösung durch Christus auch den Bauern zugute komme; 4) Jagd und Fischfang allen Menschen, also auch den Bauern, freistehe; 5—8) betrifft die Rückgabe nicht verkaufter Gemeindeforsten an die früher in deren Besitz gewesenen Gemeinden; Aufhören der willkürlichen Vermehrung der Dienstleistungen, sowie der allzu schweren Belastung mit Abgaben; 9) das Strafrecht gegen die Bauern solle nach dem alten geschriebenen Rechte geübt werden; 10) Aecker und Wiesen, die einer Gemeinde entzogen worden, sollen ihr wiedergegeben werden; 11) Abschaffung des Todfalles; 12) Vorbehalt der Abänderung dieser und der Aufstellung neuer Forderungen.

Im Schwarzwald hatte sich ein großes Bauernheer unter Hans Müller von Bulgenbach, im Odenwalde ein solches unter Georg Metzler von Ballenburg, an anderen Orten andere sich gebildet und den Adel ihrer Distrikte durch Drohungen und blutige Gewaltthaten zur Annahme ihrer Bedingungen gezwungen. Fälle, wie die grausame Ermordung des Grafen Helfenstein, waren nicht selten und zeigten dem Adel die Nothwendigkeit eines scheinbaren Anschlusses. Auf solche Weise halb gezwungen, vielleicht auch durch die Abenteuerlichkeit des Unternehmens angeregt, hatte sich der Ritter Götz von Berlichingen bereit finden lassen, den Oberbefehl über das Odenwalder Bauernheer zu übernehmen; dazu kam noch, daß er als alter Gegner des Schwäbischen Bundes diese Gelegenheit, demselben etwas auswischen zu können, nicht unbenutzt lassen wollte. Unterdessen aber hatten die zunächst bedrohten Fürsten und Städte umfassende Rüstungen vorgenommen und der Schwäbische Bund den Angriff auf die noch vereinzelten Bauernscharen bereits begonnen; so hatte am 4. April der Truchseß von Waldburg einen Haufen von 8000 Bauern bei Leipheim, am 14. April einen zweiten bei Wurzach überfallen und zu wilder Flucht genöthigt. — Die schonungslose Niedermetzelung der Gefangenen steigerte die Erbitterung der Aufrührer bis zu blinder Zerstörungslust und Grausamkeit gegen den Adel.

Dagegen fiel ein drittes Treffen für den Truchseß so ungünstig aus, daß er sich, um der Vernichtung seines Heeres zu entgehen, genöthigt sah, zu Weingarten einen Vertrag mit den Bauern zu unterzeichnen. Dieser Erfolg trug wesentlich dazu bei, daß der Aufstand immer weiter um sich griff: von Böhmen bis Lothringen, von Oberbayern bis zum Harz schien die Empörung allen Widerstand überwältigen zu wollen. Freilich schlug der günstige Stand der Dinge gar rasch um, zum Schaden der Bauern. Einheit und Ordnung unter diese wirren Massen — deren Forderungen nun schon recht Unsinniges, z. B. Abschaffung jeder Art von Obrigkeit, enthielten — zu bringen und aufrecht zu halten, war nicht möglich. Klöster und Burgen wurden angegriffen und zerstört, und nach dem Siege überließen sich die Scharen der Völlerei und Befriedigung ihres Rachedurstes. Umsonst war es, daß erfahrene Männer ernstlich zur Mäßigung ermahnten. Götz von Berlichingen hatte

Digitized by Google

sich den Bauern verpflichtet unter der Bedingung, daß sie ablassen sollten zu rauben und zu morden. Wie aber schon seine Ernennung zum Heerführer bedeutenden Widerstand bei einer Partei der Aufständischen gefunden hatte, so zeigte es sich bereits in den ersten Tagen, daß seine Stellung eine unhaltbare geworden war. Als er merkte, daß alle seine Anstrengungen, die Ordnung herzustellen, vergebens waren, legte er (schon nach acht Tagen) sein Amt nieder.

Durch die große Verbreitung des Aufstandes waren viele Reichsfürsten und ein bedeutender Theil des ritterlichen Adels zum Kampfe gegen diese Massen aufgerüttelt worden. Ueberall in Mittel- und Süddeutschland rüsteten die Fürsten und Ritter.

Einen kräftigeren Aufschwung im Kampfe gegen die Bauern veranlaßte der Bischof Konrad von Würzburg, welcher in seinem festen Schlosse Liebfrauenberg bei Würzburg den angreifenden Scharen entschlossenen Widerstand entgegensetzte.

Thomas Münzer verheißt vor der Schlacht bei Frankenhausen ein Zeichen des Himmels. Nach Trenkwald.

Auch Kurfürst Ludwig von der Pfalz, Markgraf Kasimir von Brandenburg, Kurfürst Johann von Sachsen, Herzog Georg von Meißen, Landgraf Philipp von Hessen u. A. hatten sich aufgerafft und ihre Heerhaufen den Bauernschwärmen, welche Hunderte von Schlössern und Klöstern geplündert und zerstört hatten, entgegengesendet. Die fürstlichen Streitkräfte rückten nun in geschlossenen Massen gegen die vereinzelten Scharen der Empörer vor, deren Zahl einige Tausende in der Regel selten überstieg. Im Hinblick auf die bessere Führung und Bewaffnung sowie die Waffenübung der fürstlichen Truppen konnte der Ausgang des Kampfes nicht lange zweifelhaft bleiben. Im Süden schlug der Truchseß nach einander die fränkischen Bauernheere im Mai bis August (bei Königshofen und Giebelstadt) bis zur Vernichtung.

Mit blutigster Grausamkeit ward das Vorgehen der Bauern gerächt; Tausende wurden niedergeschossen oder massenweise niedergemetzelt, selbst die Fliehenden wurden größtentheils

Digitized by Google

getödtet, die wenigen Gefangenen entgingen meist nicht dem Tode durch Galgen oder Beil. Mit gleichem Erfolge und in ganz ähnlicher Weise verfuhren Herzog Anton von Lothringen und Kurfürst Ludwig von der Pfalz. Im Süden konnte der Aufstand im August schon als völlig erstickt betrachtet werden: in Thüringen, einem Hauptschauplatz der Erhebung, entschied Mitte Mai die Schlacht bei Frankenhausen das Schicksal der Aufständischen.

Hier hatte die religiöse Richtung, welche Thomas Münzer der Sache zu geben wußte, beim ungebildeten Volke großen Anklang gefunden. Die wundergläubige Menge erwartete nur günstige Anzeichen oder Erfolge, um sich in Masse dem Aufstande anzuschließen. Manche von Denen, welche in Wittenberg wenige Jahre vorher zur Bilderstürmerei getrieben hatten, dort aber an Luther's Einflusse gescheitert waren, unterstützten das Treiben Münzer's, so Karlstadt in Orlamünde u. A. — Thomas Münzer selbst gewann in Mühlhausen so großen Einfluß, daß er den dortigen Magistrat stürzen und sich selbst an die Spitze der Bürgerschaft stellen konnte. Seine Maßregeln waren von da an aber eben so gewaltsam wie schädlich. Auf der einen Seite suchte er Gütergemeinschaft herzustellen und unternahm Raubzüge in die Umgegend; auf der andern verfuhr er in der Verwaltung mit ärgster Willkür, aber immer erhielt er seine Anhänger in dem Wahne, er werde durch Offenbarungen geleitet. Die Predigten, Briefe und Schriften Luther's und Melanchthon's brachten zwar Manchen wieder zur Besinnung und trugen viel dazu bei, der Ausbreitung des Aufstandes Schranken zu setzen. Aber gegen Münzer und seine leidenschaftlich verblendeten Anhänger konnte nur Waffengewalt helfen. Die Truppen des Landgrafen Philipp von Hessen, an welche sich die des Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Herzogs Georg von Meißen u. a. angeschlossen hatten, rückten gegen Mühlhausen heran. Münzer hatte Geschütze gießen lassen und nahm mit nur ungenügend im Gebrauch der Waffen geübten 8000 Bauern eine feste Stellung auf einer Höhe bei Frankenhausen, wobei er sich auf eine Art von Wagenburg stützte. Die Fürsten wollten erst den Weg gütlicher Unterhandlungen betreten und ließen Münzer Unterwerfungsvorschläge machen; dieser aber wies jeden Vergleich zurück, ja er forderte gegen sich die blutigste Vergeltung heraus, indem er den fürstlichen Abgesandten enthaupten ließ. Sein muthlos gewordenes Heer suchte Münzer dadurch zum Kampfe anzueifern, daß er einen zufällig erscheinenden Regenbogen als Anzeichen göttlicher Hülfe bezeichnete und die Kanonenkugeln mit seinem Mantel auffangen zu wollen versprach. Ein geistliches Lied singend, erwarteten die Bauern den Angriff. Furchtbar wütheten die Geschütze in den dicht gedrängten Massen der Bauern; schnell war die Wagenburg erstürmt, und in wilder Flucht suchten Münzer und seine Scharen die Rettung. Die Schlacht fand am 15. Mai 1525 statt. Die meisten der Bauern fielen im Kampfe oder auf der Flucht; nur verhältnißmäßig Wenige wurden gefangen und dann hingerichtet, darunter Thomas Münzer selbst und sein Genosse Pfeiffer. — Nachdem auch Johann von Sachsen seine Truppen nach Thüringen geführt hatte, gelang es, die noch übrigen vereinzelten Haufen der Bauern in Meiningen, im Erzgebirge u. s. w. zu zerstreuen oder zu vernichten.

Nach dem Kriege war die Lage der Landleute mindestens eben so gedrückt wie vorher. Nur in wenigen deutschen Ländern wurde der Aufstand als eine schwer gebüßte Verirrung angesehen und milder beurtheilt, in den meisten dauerte das Rachegefühl der Sieger noch lange fort. Die Kurlande, wo Luther's Einfluß mächtig war, waren von der Bewegung nicht ergriffen worden. Luther selbst aber bekannte später, daß er sich hinsichtlich der Fürsten und an den Bauern geirrt habe!

In Süddeutschland waren dem Sieg der Fürsten und Ritter über die Bauern Maßregeln zum Schaden der Reformation gefolgt; auch in Sachsen suchte Herzog Georg von Meißen die norddeutschen Großen gegen Luther's Lehre einzunehmen, „in Betracht des Bösen, das daraus geflossen"; in seinem eigenen Lande trat er der Ausbreitung der neuen Lehre mit steigender Härte entgegen. Die Fürsten und Städte fingen nun an, für oder gegen die alte Kirche Partei zu nehmen; Besprechungen fanden statt, welche die späteren

Digitized by Google

Religionsbündnisse einleiteten. — Während aber eine große Anzahl der Gebildeteren im Volke in Süd und Nord der reformatorischen Richtung sich anschlossen, blieb die Zahl der dafür eintretenden Machthaber eine geringe. Die wenigen der Reformation geneigten Fürsten hielten daher engeres Zusammenhalten um so mehr für geboten, und so traten, als am 11. Dezember 1525 der Reichstag zu Augsburg eröffnet wurde, die Strengkatholischen unter Herzog Wilhelm von Bayern und die Evangelischgesinnten unter Kurfürst Johann von Sachsen einander geschlossen gegenüber. Doch nur etliche der einflußreicheren Reichsstände hatten sich hier eingefunden, so daß beschlossen ward, einen neuen Reichstag nach Speyer für den 1. Mai 1526 auszuschreiben, wo man unter Zuthun der Fürsten ein Uebereinkommen in Betreff des „heiligen Glaubens" herbeiführen wollte.

Bis dahin hatte der Kaiser, welcher sich noch immer im Kampfe gegen den König Franz von Frankreich befunden, sich entschieden dem Papstthum günstig gezeigt; nun erhielten die katholischen Fürsten von Karl die bündigsten Versprechungen. Dem gegenüber schlossen nunmehr etliche evangelische Fürsten zu Gotha im Februar 1526 ein Bündniß, dem bald noch andere Reichsstände beitraten. Beiderseits gerüstet, begannen die Reichsstände zu Speyer die Unterhandlung. Besonders die städtischen Abgeordneten trugen dazu bei, den Verhandlungen einen Charakter zu geben, wie ihn die katholische Partei nicht erwartet hatte. Ein vermittelnder Vorschlag gelangte zur Berathung; den Ausschlag gab der Umstand, daß inzwischen die Beziehungen des Papstes zum Kaiser offen feindselige geworden waren. Zu Reichstag kam man dahin überein, jeder Reichsstand möge es in Religionssachen so halten, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getraue. Dadurch war den evangelischen Fürsten und Städten die Befugniß von Reiches wegen zugestanden, ihren Landen eine von der römischen Hierarchie unabhängige, durch Reichssatzungen nicht nothwendig bedingte kirchliche Organisation zu geben, wie sie den Bedürfnissen ihrer Länder entsprach. — Mancherlei Anläufe in dieser Richtung traten ins Leben; auf die Kirchenorganisation Sachsens wirkte Luther selbst thätig ein. Sobald dies erreicht war, ließ Luther den Streit gegen die katholische Kirche zurücktreten; seine Predigten enthielten weniger Angriffe und Kritiken auf katholische Glaubenssätze, sie wurden vielmehr anregende und belehrende Ansprachen an das Volk. — Der gelehrte Streit wurde meist mittels Druckschriften fortgeführt.

Unterdessen gewann auch die Kirchenreform eine festere Begründung, wobei es den Evangelischen sehr zu statten kam, daß die Führer der katholischen Partei in Zwiespalt gerathen waren. Denn als Erzherzog Ferdinand 1526 Böhmen und Ungarn erwarb, hatte er die ehrgeizigen Absichten des Herzogs Wilhelm von Bayern auf Böhmen durchkreuzen müssen und diesen sich zum Gegner gemacht. — Der unterdessen abgeschlossene Friede mit Frankreich schien Karl V. freiere Hand gegen die Evangelischen gewähren zu wollen; der im Jahre 1529 drohende Türkensturm aber bewog den Kaiser, Gewaltmaßregeln zu verschieben. Zapolya, welcher in Ungarn als Thronbewerber dem Erzherzog Ferdinand erlegen war, hatte den Sultan Soliman zum Kriege gegen Oesterreich angespornt, und der Kaiser konnte gegen die furchtbare Macht der Türken der Hülfe sämmtlicher Reichsfürsten nicht entbehren. Um diese zu erlangen, schrieb er einen Reichstag nach Speyer aus (Februar 1529), auf welchem die katholische Partei jedoch zu entscheidendem Uebergewicht gelangte. Sie meinte, den Evangelischen viel zugestanden zu haben, als sie ihnen nur jede weitere Förderung der religiösen, Bewegung untersagte und die definitive Entscheidung über die künftige Ordnung der Dinge einer neuen, binnen Jahresfrist abzuhaltenden Versammlung vorbehielt. Dagegen protestirten die evangelischen Stände feierlich; indeß auch sie, obgleich in ihren theuersten Interessen schwer bedroht, bewilligten dem Kaiser Unterstützung gegen die Türken. Infolge dessen gab Soliman die Belagerung von Wien bald auf und beschränkte sich darauf, sich in Ungarn festzusetzen.

Kurfürst Johann legte den verbündeten Fürsten zu Schmalkalden 17 Glaubenssätze in lutherischem Geiste vor, von deren Annahme der Eintritt in den Bund *evangelischer Stände* abhängig erklärt wurde. Der Kaiser beeilte sich, den Protest der Evangelischen mit

Digitized by Google

Drohungen zu beantworten. Unter sich zwiespältig, besuchten und beschickten die Letzteren, worauf wir später zurückkommen werden, im Juni 1530 den Reichstag zu Augsburg.

Schon 1525 waren eine Anzahl katholischer Fürsten, und unter ihnen auch Joachim, zu einem Bündnisse wider die Anhänger Luther's zusammengetreten. Der eifrige Landgraf Philipp brachte im folgenden Jahre ein Gegenbündniß zu Stande. Häupter dieses Bundes wurden, wie wir wissen, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen.

Die Protestation von Speyer. Auf dem Reichstage zu Speyer 1529 war seitens der katholischen Fürsten durchgesetzt worden, jener früher in Speyer gefaßte Beschluß solle für aufgehoben gelten, die Katholiken mithin ihre Religion nicht ändern dürfen; wo Luther's Lehre noch nicht eingedrungen sei, solle sie auch nicht eingeführt werden; wo sie aber sei, solle man es damit nicht weiter treiben. — Gegen diesen Beschluß legten die evangelischen Stände eine Gegenerklärung, Protestation, ein. — Daher der Name Protestanten.

In dieser Erklärung heißt es: „In Sachen, die Gottes Ehre und jeder Seele Heil und Seligkeit betreffen, und worin sie Gott, den Erhalter des christlichen Glaubens, vor Allem und allein anzusehen schuldig: darin könnten sie Menschen nicht gehorchen. Sie forderten Glaubens- und Gewissensfreiheit; das Ansehen Gottes gelte ihnen mehr, als das des Papstes; die Aussprüche der Bibel ehrten sie über Menschensatzungen." Nun schrieb der Kaiser den in der Geschichte dieser großen kirchlichen Bewegung ewig denkwürdigen Reichstag zu Augsburg aus. Der Kurfürst von Sachsen gab dem Reformator und seinen geistlichen Mitstreitern auf, die vornehmsten Unterscheidungslehren des evangelischen Glaubens schriftlich aufzusetzen. So entstanden die „Torganer Artikel". —

Der vom Kaiser angesetzte Tag nahte, und von allen Seiten strömten jetzt wieder geistliche und weltliche Herren zusammen. Am 13. Mai zog Joachim in Begleitung seiner beiden Prinzen, Joachim und Johann, des Bischofs von Lebus, Georg's von Blumenthal, der Frankfurter Gelehrten Anprecht, Elgersmann und Wimpina sammt einem Gefolge von Edelleuten und Dienern von Berlin aus, um sich nach Augsburg zu begeben. Er traf eher als der Kaiser dort ein, weshalb er diesem bis Innsbruck entgegenzog.

Zehn Jahre früher hatte ein armer, bis dahin unbekannter Mönch vor Kaiser und Reich gestanden, jetzt traten an seiner Stelle Fürsten und Herren auf, bereit, wie er, Gut und Blut für Glaubens- und Gewissensfreiheit zu wagen. — Luther verweilte während des Reichstages auf der Feste Koburg, wo er nach der Bestimmung seines Landesherrn wie ein Fürst gehalten wurde und auf brieflichem Wege den Seinen Rath ertheilte. Hier dichtete er auch das herrliche evangelische Glaubens- und Siegeslied: „Ein feste Burg ist unser Gott."

Der Reichstag zu Augsburg. Am Abend vor dem Fronleichnamsfeste, den 15. Juni, hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in die altberühmte Reichsstadt. Sogleich begannen die Verhandlungen mit den Ständen. Joachim bezeigte sich dabei äußerst thätig, und es kamen seine Kenntnisse und seine Beredsamkeit den Katholiken sehr zu statten. Bei allen öffentlichen Gelegenheiten bat man ihn, das Wort zu ergreifen, ja die Bischöfe hatten ihn sogar bei Bewillkommnung des Kaisers zu ihrem Sprecher gewählt. Was man nun zunächst von den evangelischen Fürsten verlangte, war, daß sie der Fronleichnamsprozession beiwohnen, wie auch, daß die evangelischen Prediger in den Kirchen Augsburgs ihre Predigten einstellen sollten. Fest und bestimmt lehnten die Fürsten dies Ansinnen ab; daraus ließ sich erkennen, welche Schwierigkeiten weiterhin hervortreten würden. —

Schon ehe der Kaiser erschienen war, hatte Melanchthon das Glaubensbekenntniß der evangelischen Stände in einfacher, klarer, bündiger Sprache angefertigt. Dies Glaubensbekenntniß hat später unter dem Namen der „Augsburgischen Konfession" eine große geschichtliche Bedeutung erlangt. Bis zur Stunde ehrt es die evangelische Kirche als ihre vornehmste Bekenntnißschrift. Luther gab seine Zustimmung zu derselben, fügte aber lächelnd hinzu: „So sanft und leise kann ich nicht treten als Magister Philipp."

Kurfürst Johann von Sachsen meinte, daß den Gottesgelehrten bange werden könnte.

Digitized by Google

„Liebe Herren", sagte er zu ihnen, „traut Ihr's nicht zu behaupten, so sehet, daß Ihr Land und Leute nicht ins Unglück bringt." Aber sie antworteten: „Gnädiger Herr, wollt Ihr nicht bei uns stehen, so lasset uns allein bei Kaisers Majestät uns verantworten." Jetzt sprach Johann zuversichtlich: „Da sei Gott vor, daß Ihr mich ausschließt; ich will meinen Herrn auch mit bekennen, mein Kurhut und mein Fürstenmantel sind mir nicht so theuer, denn das Kreuz Christi; jene bleiben in der Welt, dieses begleitet mich in den Himmel. Thut, was Recht ist, Gott zu Lob und Ehren; mich und mein Land müsset Ihr nicht ansehen." Und der Fürst von Anhalt fügte hinzu: „Ich habe Anderen zu gefallen manchen schönen Ritt gethan; sollte ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und zu Gehorsam mein Pferd satteln und mit Daransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?"

Die Augsburgische Konfession. Am 25. Juni 1530 wurde die Bekenntnißschrift in der bischöflichen Kapelle vor der Reichsversammlung durch Dr. Christian Bayer, dem Kanzler des Kurfürsten von Sachsen, mit kraftvoller Stimme vorgelesen, und zwar so, daß selbst die Tausende von Menschen, die auf dem Schloßhofe in lautloser Stille standen, die Worte verstehen konnten. Dann wurden die Schriften in deutscher und lateinischer Sprache dem Kaiser überreicht. Kurfürst Johann sagte dabei: „Dies ist mein Bekenntniß, hiervon ich keinen Nagel breit weichen will. Es gehe mir darüber, wie Gott will!"

So traten die wackeren Fürsten ein für ihren Glauben, der ihnen „über Gut und Namen hochheilig" war. Einzelne der bisherigen Gegner waren durch dies glaubensmuthige Auftreten für die evangelische Sache gewonnen worden, andere wurden milder und versöhnlicher gegen die Lutherischen gestimmt. Zu den Letzteren gehörte Joachim's Bruder, der Erzbischof von Mainz. Joachim dagegen blieb in entschiedenster Gegnerschaft und sprach für strenge Maßregeln. Eine friedliche Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche wurde unmöglich, als der Kaiser durch Eck, Cochläus und Wimpina eine sogenannte „Resolution" zur Abschwächung des Eindrucks, welchen die Augsburger Konfession hervorgerufen hatte, ausarbeiten ließ und den Evangelischen eine Vertheidigung nicht gestattete. So recht aus Herzensgrund hatte der Kaiser jener Resolution seinen Beifall nicht schenken können, dennoch erklärte er die Protestanten hierdurch für widerlegt. Gewaltsame Gegenreformation wurde in Aussicht gestellt, und die Noth drängte den Protestanten jetzt die Ueberzeugung auf, daß man um der reinen evangelischen Lehre willen selbst der höchsten irdischen Obrigkeit, dem Kaiser, den Gehorsam verweigern dürfe.

Nun erfolgte der kaiserliche Reichstagsabschied. In denselben ward gesagt: alle von den Protestanten vorgenommenen Aenderungen der Lehre oder der Kircheneinrichtung seien verdammt; man wolle ihnen noch eine Frist bis zum 15. April des nächsten Jahres (1531) lassen, Alles in den früheren Zustand zurückzuführen und sich mit den höchsten weltlichen und geistlichen Mächten, mit Kaiser und Papst, wieder zu vereinigen; wer sich deß weigere, solle gestraft werden an Leib, Leben und Gut. — Damit war der Reichstag geschlossen.

Der Schmalkaldische Bund. Das Jahr 1531 kam heran, und die evangelischen Fürsten und Stände mußten auf das Schlimmste gefaßt sein. Sie traten nun — sieben Fürsten, zwei Grafen und elf Stände — am 26. Februar in Schmalkalden unter Sachsens und Hessens Vorstandschaft zu einem zunächst auf sechs Jahre giltigen Schutz- und Trutzbündnisse zusammen, um, sollte man Gewalt gegen sie anwenden wollen, den evangelischen Glauben mit dem Schwerte in der Hand zu schützen. Auch Luther wurde in eine neue Stellung gegen den Kaiser gedrängt. Bis jetzt hatte er von jeder gewaltsamen Widersetzlichkeit gegen das Reichsoberhaupt abgemahnt. Nun aber erklärte er: „Ich mag zwar nicht fürchten, der sonst so gnädige Kaiser werde gegen die Freunde des Evangeliums das Schwert ziehen. Sollte es aber dennoch geschehen, so sage ich, daß er als ein Knecht des Papstes und des Teufels handelt, und nicht als ein edler, echter deutscher Kaiser. Dann gilt das Wort: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen!" —

Digitized by Google

Der Nürnberger Religionsfriede. Die Rüstungen der Evangelischen verfehlten ihren Eindruck auf den Kaiser nicht. Dennoch wären ohne Zweifel die Verbündeten unterlegen, wenn der Kaiser schon damals zu einem Angriffe hätte schreiten können. Aber die inneren Zerwürfnisse der katholischen Partei hatten durch die Wahl Ferdinand's zum römischen König eine erbitterte Form angenommen und zwangen den Kaiser, vorläufig von allem gewaltsamen Vorgehen gegen die Evangelischen abzustehen. Als er es betrieb, daß sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, zum König von Deutschland erwählt würde, drohte ernster als je äußerste Gefahr von Seiten der Türken, und um derselben mit Aussicht auf Erfolg begegnen zu können, war er auf des gesammten Deutschen Reiches Hülfe angewiesen. Daher nahm er eine freundliche Miene gegen die evangelischen Reichsstände an und bot die Hand zum Frieden. Luther gab den Letzteren den Rath: „Wenn Gott grüßt, ist es Zeit, ihm zu danken.“ So kam am 23. Juli 1532 der „Nürnberger Religionsfriede“ zu Stande. Nach ihm sollte bis zu einem endgiltigen Reichsbeschluß kein Reichsstand des Glaubens wegen belästigt und angegriffen werden. Doch ward diese Vereinbarung von Seiten des Kaisers nur als ein vorläufiges Auskunftsmittel angesehen, und die Evangelischen, die das recht gut durchschauten, blieben wach. Und sie thaten wohl daran. Denn der Kaiser brachte ein solches Heer auf, daß Soliman den Zusammenstoß mit demselben nicht erst erwartete, sondern die Ausführung seiner feindlichen Absichten auf günstigere Zeiten verschob. Doch auch nachher nahm das von den Türken besetzt gehaltene Ungarn sowie das Verhältniß zu Frankreich und dem Papst die Aufmerksamkeit und Kraft des Kaisers Karl V. fortwährend in Anspruch, so daß nun die Protestanten zur Kräftigung ihrer Stellung weitere Schritte thun konnten. — Ungeachtet dessen fanden auch jetzt Bewegungen sozialer Natur, die ihren Gegnern Schädigung zu bereiten drohten, bei ihnen eben so wenig Unterstützung, ja auch nur Duldung, wie früher während der bäuerlichen Aufstände.

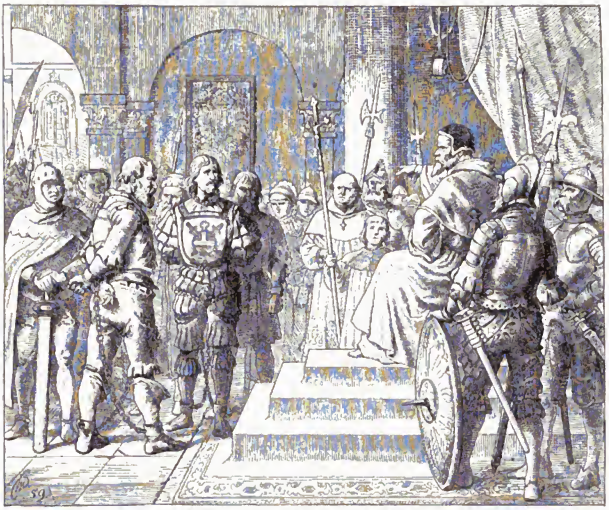
Wiedertäufer. Mit dem Bauernaufstande fallen die Bestrebungen jener Sekte zusammen, welche, die Kindertaufe verwerfend, die Taufe nur an Erwachsenen vollzog und Jeden, der zu ihnen übertreten wollte, noch einmal taufte. — Sie erhoben sich in Schwärmen, nachdem Luther seine große That vollführt hatte. Sie fanden Anhang namentlich in Sachsen; aber ihr Einfluß reichte weiter, durch Franken nach der Schweiz hinein. Sie rühmten sich göttlicher Offenbarungen, träumten von dem Heraufkommen des himmlischen Reiches auf Erden, forderten die Fürsten auf, zu ihnen überzutreten, wenn sie nicht das Schwert der Gewalt verlieren wollten, verkündeten Gütergemeinschaft und Gleichheit aller Christen, nachdem die Neugewonnenen auch die geistige Wiedergeburt erlangt hatten.

Es war keineswegs im Jahre 1525 gelungen, diese Fanatiker völlig zu vernichten. Trotz der härtesten Verfolgungen verbreiteten sich ihre Anhänger immer weiter, nach dem Rhein, Westfalen, Holstein bis in die Niederlande, von wo aus Jan Matthys aus Harlem seine Apostel zur Verbreitung der neuen Lehre aussandte, die in Münster sowol an den bisherigen protestantischen Geistlichen wie an den Bürgern fanatisch aufgeregte Mitarbeiter „am heiligen Werke der Wiedergeburt“ fanden. Münster ward der Sammelpunkt der eifrigsten Anhänger dieser Sekte und es gelang ihnen hier im Jahre 1534, den Rath der Stadt durch ihre Glaubensgenossen auf ihre Seite zu bringen, einen der Ihrigen, Knipperdolling, zum Bürgermeister zu erheben, ja endlich alle Magistratswürden an Leute ihres Schlages zu bringen. Jetzt wurden alle Andersgläubigen verjagt und ihrer Habe beraubt. Ausbreiten konnte sich aber diese Sekte nicht weiter, da der Bischof von Münster mit Hülfe benachbarter Fürsten die unbotmäßige Stadt schon im April 1534 zu belagern begann. — Mit Ausdauer vertheidigten die Wiedertäufer „das neue Zion“; der Prophet Jan Matthys fiel im Kampfe; es trat an seine Stelle der aus Leyden übergesiedelte Jan Bockold, gemeinlich Johann von Leyden genannt. Lebhaften Geistes und beredt, belesen in der heiligen Schrift, wußte dieser maßgebenden Einfluß zu gewinnen, und nun setzte er im Verein mit Knipperdolling und dem hessischen Prediger Rothmann allerlei Neuerungen durch, welche

Digitized by Google

Recht und Sitte ins Gesicht schlugen. Wer sich widersetzte, verfiel dem Schwerte. Während dieser Schreckenszeit, als der wollüstige Schwärmer Jan von Leyden im Königsmantel das Regiment führte, herrschte unter diesem „Heiligen“ die widerwärtigste Mischung von Frömmigkeit und Heuchelei, Genußsucht und Blutdurst.

Der Hauptsturm auf die Stadt am 30. August 1534 ward tapfer abgeschlagen, selbst Knaben und Frauen unterstützten die Männer. Jetzt ließen der Bischof Franz von Waldeck und der Landgraf von Hessen der Stadt die Zufuhr abschneiden, um die Belagerten auszuhungern. Die einzige Hoffnung, welche denselben noch blieb und sie zur Ausdauer veranlaßte, war auf Holland gerichtet, wo sich Glaubensgenossen von ihnen zusammenscharten und dem Rheine zuzogen. Unterdessen griffen in der Stadt Hunger und Mangel immer empfindlicher um sich und die Verkündigungen der Propheten erwiesen sich als unzuverlässig.



Die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof von Münster. Nach Camphausen.

Doch blieben die Führer entschlossen, den Tod der Ergebung vorzuziehen. Endlich erleichterte Verrath der Losungsworte den Belagerern einen nächtlichen Ueberfall. — In der Nacht vom 24. Juni 1535 ward die Stadt erstürmt, die Mehrzahl der Wiedertäufer niedergehauen oder gefangen; auch der „König des neuen Zion“ gerieth in die Gewalt des unerbittlichen Feindes. Jan, Knipperdolling und Krechting wurden unter furchtbaren Martern hingerichtet, Jan's Körper in einem Käfig an einem hohen Thurm der Stadt aufgehängt. — Hier und an anderen Orten wurden die Verirrungen der Wiedertäufer auf das Grausamste geahndet. Nachdem dieselben eine Zeit lang heimatlos umhergeirrt, geriethen sie allmählich in Vergessenheit. Lutheraner sowol wie Katholiken hatten zu ihrer Unterdrückung eifrig beigetragen; aber nur gegen diesen gemeinsamen Feind hatten sie zusammengestanden, ihre Feindschaft war dabei immer dieselbe geblieben; während der Papst immer lebhafter in Karl V. drang, die lutherischen und reformirten Ketzer mit Feuer und Schwert auszurotten.

Die letzten Jahre Joachim's I. Joachim war fast ein ganzes Jahr von der Mark entfernt geblieben. Während er aber auswärts gegen die evangelische Lehre kämpfte, faßte diese immer festeren Fuß in seinem eigenen Lande. Vorzüglich wurde sie gefördert durch den 1526 zum Bischofe von Brandenburg gewählten Matthias von Jagow, der recht eigentlich als Gründer der neuen Lehre in der Mark zu betrachten ist. Luther sagte in Bezug auf ihn: „Ach, Gott gebe uns solche Bischöfe mehr!" Namentlich sorgte er für Verbreitung der lutherischen Bibelübersetzung und regte auch außerdem evangelischen Sinn und evangelisches Wesen an, so viel er es vermochte. Stände und Adelige thaten ebenfalls das Ihrige; auf Schlössern und in den Städten wurden die Geistlichen genöthigt, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen, einzelne Adelige und Stadtobrigkeiten stellten geradezu evangelische Geistliche als Haus- oder Kirchenprediger bei sich an. Letzteres geschah z. B. in Königsberg in der Neumark, in Drossen, in Belitz, in Züllichau. Aus Brandenburg machten sich schon 1531 die Mönche heimlich davon und schafften somit Gelegenheit, bessere Geistliche zu berufen. Wittenberg, die Pflanzschule des evangelischen Geistes, war nicht im Stande, so viele Geistliche heranzubilden, als in Deutschland allerorten verlangt wurden.

Religiöse Wirren. In Stendal kam es leider zu einem förmlichen Aufstande. Der als Kanzelredner sehr beliebte Franziskanermönch Kuchenbecker trat zur evangelischen Lehre offen über und veranlaßte die Gemeine, lutherische Lieder zu singen. Die Bewegung ward allgemeiner, der Zulauf zu dem Prediger größer, und die Rathsherren waren in nicht geringer Besorgniß, wenn sie der Folgen gedachten, die bei der Rückkehr Joachim's nach Brandenburg für sie entstehen könnten. Da sie nicht meinten, allein der Bewegung Herr werden zu können, sandten sie zu den Markgrafen Joachim und Johann, die bereits von Augsburg zurückgekehrt waren, und denen der Vater während seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes übergeben hatte, und baten diese um Beistand. Bald erschien auch der Landeshauptmann Busso von Alvensleben nebst zwei Räthen in Stendal, forderten die Bürgerschaft auf das Rathhaus und verlangten, der kurfürstlichen Verordnung gegen das Singen und Lesen lutherischer Lieder und Schriften von Stund an Folge zu geben, was auch versprochen ward. In der nächsten Nacht wurden einige Leute verhaftet, auch hieß es, der Franziskanermönch Kuchenbecker wäre „gesagt und gestochen" worden. Es war dies nicht der Fall. Kuchenbecker hatte nur aus Besorgniß vor der Gefangennehmung das Kloster verlassen und hielt sich bei einem Bürger versteckt. Es entstand ein Auflauf, und man begehrte mit wüstem Geschrei die Freilassung der Gefangenen. Plötzlich erschien der Mönch unter der Menge. Aber statt in evangelischem Sinne von allen Gewaltthätigkeiten abzumahnen, forderte er die Leute zum Widerstande auf und sagte: „So Jemand um seinetwillen etwas thun wolle, so wäre es jetzt Zeit." Das ward Veranlassung zu einem offenen Aufruhr. Den fürstlichen Räthen gelang es kaum, sich durch eilige Flucht auf das Rathhaus zu retten. Dort aber wurden sie nun vom Pöbel förmlich belagert. Man zertrümmerte die Fenster und suchte die Thür zu erbrechen. Auf den Hülferuf der Bedrohten gelang es endlich den besonneneren Bürgern, den Pöbel von weiteren Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. In der folgenden Nacht wurden jedoch einige Häuser der Priester geplündert.

Vorgänge dieser Art konnten der guten Sache nur schaden. Die Strafe blieb auch nicht aus. Kaum war Joachim ins Land zurückgekehrt, so sandte er seinen Sohn Johann mit 1000 Reitern nach Stendal, um Gericht zu halten. Die Stadt mußte allen Schaden ersetzen und 10,000 Goldgulden Strafe zahlen. Außerdem verlor Stendal — und das war der härteste Schlag, der die Stadt traf — die bisherige Zollfreiheit in der Altmark und Priegnitz. Die Rädelsführer wurden zum Tode verurtheilt; doch heißt es, der Kurfürst habe, auf Fürbitten seines Sohnes Johann, diese Strafe in Verbannung verwandelt.

Wiewol sich der Kurfürst aller Religionsverfolgungen in seinem Lande enthielt, soll er doch alsbald darauf bei der Nachricht von dem Abschlusse des „Nürnberger Religionsfriedens", durch welchen den Evangelischen Duldung zugesagt ward, in großer Heftigkeit erklärt haben:

Digitized by Google

„Lieber wolle er Land und Leute verlieren, ja ſterben und verderben, als in einen ſolchen Frieden willigen.“

Wieder gegen die Türken. Der Kaiſer hatte von den deutſchen Fürſten Hülfe gegen die Türken verlangt, und auch die evangeliſchen Fürſten entzogen ſich dem Rufe nicht.

Markgraf Joachim vom Kaiſer zum Ritter geſchlagen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Das Reich ſtellte 24,000 Mann. Dieſe Macht vereinte ſich mit der des Kaiſers und des Königs Ferdinand. So konnte jetzt dem drohenden Feinde, der verheerend durch Ungarn heranzog, um den Halbmond zum zweiten Male vor den Mauern Wiens aufzupflanzen, ein Heer von 87,000 Mann entgegengeſtellt werden. Die einzelnen Heerhaufen der Türken wurden vernichtet, und der Großherr Soliman mußte ſich (1532) auf den Rückzug begeben.

Des Kurfürsten Sohn Joachim, der die brandenburgische und sächsische Reiterei befehligte, zeichnete sich in diesem Kriege durch ritterliche Tapferkeit in dem Maße aus, daß ihn der Kaiser im Angesichte des Heeres zum Ritter schlug. Erst im folgenden Jahre kehrte der Kurprinz nach Brandenburg zurück, und die Berliner bereiteten ihm einen prächtigen Empfang. Im Festtagsschmucke zogen ihm im Gefolge des Kurfürsten die Geistlichkeit, der Adel sowie die Stadtobrigkeit entgegen. Mit Thränen der Rührung schloß ihn der Vater in seine Arme, Gott preisend, daß er ihm den Sohn erhalten und ihm durch dessen Wiedersehen so große Freude in seiner Bekümmerniß bereitet habe. Unter Glockengeläute und dem Schalle kriegerischer Musik zog der Kurprinz durch die mit Ehrenpforten geschmückten Straßen, die bis zum Schlosse mit Blumen bestreut waren. Türkische Gefangene folgten dem Sieger; erbeutete Waffen, Fahnen und Roßschweife wurden ihm nachgetragen. Was aus den türkischen Gefangenen geworden ist, findet man nirgends verzeichnet. „Vielleicht", sagt ein neuester Chronist, „hat man sie christianisirt, und müßte man Etymologen fragen, ob nicht vielleicht die den Namen Türck führenden Berliner noch ein Milligramm osmanischen Blutes in sich haben." —

Bald danach fühlte der Kurfürst das Herannahen seines Lebensendes. Er schrieb nun seinen letzten Willen nieder und bestimmte, mit Umgehung des von Albrecht Achilles aufgestellten Hausgesetzes, daß nach seinem Tode der jüngere Sohn, Johann, die Neumark, das Herzogthum Krossen und die brandenburgischen Besitzungen in der Lausitz, Joachim dagegen die märkischen Stammlande nebst der Kurwürde erhalten sollte. Er blieb bis zum letzten Augenblicke seines Lebens ein Gegner des „wittenbergischen Wesens", was nicht nur daraus zu ersehen ist, daß er sein Verhalten gegen seine Gemahlin Elisabeth nicht änderte (sie kehrte erst nach seinem Tode ins Land zurück), sondern auch aus dem Umstande, daß er seine Söhne beschwor, der „Ketzerei des Lutherthums" mit allen Kräften entgegenzutreten und „dem alten christlichen Glauben" treu zu bleiben. Wenn es klar zu Tage liegt, daß er in diesem Punkte dem Irrthum verfallen war, so wird ein Jeder bei seiner Erinnerung billig desjenigen Guten gedenken, das sein reger Wille dem Lande bereitet hat. Er starb im Jahre 1535. Die fürstliche Leiche ward im Kloster Lehnin neben der seines Vaters beigesetzt. Später wurde auch sie nach dem Dome zu Cöln an der Spree übergeführt. Außer den Söhnen überlebten ihn drei Töchter: Anna, Elisabeth und Margaretha.

Joachim II., genannt Hector, und Johann von Küstrin. (1535—1571.)

Der letztwilligen Verfügung des Vaters gemäß trat nun Joachim II. als sechster Kurfürst die Herrschaft der eigentlichen märkischen Stammlande an, indeß sein Bruder Johann, gewöhnlich Johann von Küstrin genannt, die Verwaltung der Neumark, des Herzogthums Krossen und der brandenburgischen Besitzungen in der Lausitz übernahm.

Beide Söhne hatten, wie mitgetheilt wurde, von ihrem den Wissenschaften mit ganzer Seele ergebenen Vater eine außerordentlich sorgfältige Erziehung erhalten. Joachim's II. wissenschaftliche und gesellige Bildung gewann ihm die Achtung und Bewunderung des Kaisers Karl V. wie auch der Gelehrten seiner Zeit. Der große Mitbegründer der Reformation, Philipp Melanchthon, dieses milde, sonnige Gemüth, bezeugt Letzteres, indem er an Joachim II. schreibt: „Da Euer Wohlwollen für wissenschaftliche Bestrebungen in ganz Deutschland bekannt ist, so pflegen die Gelehrten ihre Studien Euch zu zeigen und vorzulegen." Von Charakter war Joachim durchaus versöhnlich und wohlwollend, ja mild bis zur Schwäche, obgleich es auch Augenblicke gab, in denen der den Hohenzollern gemeinsame Zornesblitz aus ihm hervorbrach. In der fürstlichen Tugend der Freigebigkeit ging er offenbar bisweilen zu weit, wie denn auch seine Prachtliebe dem Lande theuer zu stehen kam. „Des gemeinen Friedens", heißt es in einer von Steinheim in Wittenberg herausgegebenen Chronik, „hat er sich allewege aufs Höchste angenommen. Allen Afterreden, Verlemmdungen und aller Heuchelei, welche Gifte sonsten an Höfen sehr regieren, war er todfeind."

Digitized by Google

Joachim Churfürst A88

Digitized by Google

Erste Beziehungen des Kurfürsten mit Luther. In welchem Grade Joachim's II. Gedankenkreis von der protestantischen Lehre bereits berührt war, sahen wir schon bei der Schilderung des Reichstages zu Worms, wo er die Priester durch eine Frage in nicht geringe Verlegenheit gesetzt hatte. Mit Luther's Schriften war er längst schon vertraut. Daß das Beispiel seiner frommen Mutter Elisabeth, die von den Söhnen gleich nach des Vaters Tode ins Land zurückgeführt worden war, keinen geringen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, läßt sich ermessen. Vier Jahre vor des Vaters Tode hatte Joachim eine Unterredung mit dem Reformator, wobei er ihn unter Anderm fragte, weshalb er so heftig gegen die großen Herren eifere. Luther antwortete: „Gnädiger Herr, wenn Gott will das Erdreich fruchtbar machen, so muß er lassen vorhergehen einen guten Platzregen mit einem Donner und danach darauf fein mählich regnen lassen; item, ein weidenes Rüthlein kann ich mit einem Messer zerschneiden, aber zu einer harten Eiche muß man eine scharfe Axt, Keile und Sägen haben, man kann sie dennoch kaum spalten." Auch sind aus jener Zeit Briefe des Kurfürsten vorhanden, die von einem schriftlichen Verkehr mit Luther zeugen.

Von dem Bruder Joachim's II., dem Markgrafen Johann, sind ebenfalls Thatsachen bekannt geworden, die auf seine Hinneigung zu der neuen Lehre vor dem Antritte seiner Herrschaft schließen lassen. Es mag schon das heldenmüthige, gottbegeisterte Auftreten Luther's in Worms auf ihn, der als zwölfjähriger Prinz dem Reichstage beiwohnte, einen unverlöschbaren Eindruck gemacht haben. Als junger Mann begab er sich, gleich seinem Bruder Joachim, mehrmals heimlich zur Mutter und trat durch Vermittlung derselben in Verkehr mit Luther.

Die Stellung der Söhne gegenüber der die Welt immer mehr bewegenden religiösen Frage war freilich vor dem Tode des Vaters heikelig genug. Hier der Vater als der entschiedenste Gegner, dort die Mutter als die eifrigste Anhängerin der Reformation. So wurden ihnen von den Eltern, den ihnen theuersten Menschen, völlig widerstrebende Gegensätze mit gleicher Glut angepriesen. Ihre Herzen mochten früh schon auf Seiten der Mutter schlagen, und doch der Vater — welch ein Mann! Er vertrat die alte, in ihrer Art ebenfalls ehrwürdige Anschauung, daß die Kirche sich erneuen solle auf dem Grunde ihrer Verfassung. Es war dies ein Gedanke, mit dem die deutsche Nation, wie wir wissen, bereits länger als einhundert Jahre lang gerungen, und den zu verwirklichen leider der römische Oberpriester und die Geistlichkeit auch nicht den geringsten ernsten Willen bezeugt hatten! „Verbesserung an Haupt und Gliedern!" — die Priesterschaft lächelte im Stillen über solch eine Forderung, wenngleich sie die Miene annahm, als finde sie dieselbe gerecht und billig. Doch ihr nachgeben, auch nur um einen Finger breit, würde ja darauf hinauslaufen, den Deutschen Macht über die Kirche einzuräumen! „Die tollen, trunkenen Deutschen werden ja auch weiterhin hoffen und harren — sie sind ja — geduldig!" — Nun war aber die deutsche Geduld endlich zu Ende gegangen, und die Römlinge wurden mit Schrecken inne, wie wenig sie in die Tiefe des deutschen Charakters zu blicken vermocht hatten.

Als Joachim und Johann ihre Herrschaft antraten, zeigte es sich, daß bereits fast das ganze Land von dem Geiste der Reformation durchdrungen war. Melanchthon sagt darüber in einem Briefe an Justus Jonas: „Das Volk dürstet wunderbarlich nach der heiligen Lehre, ein großer Theil des Adels begehrt ihrer, und der Kurfürst billigt sie, indem er nämlich nicht ohne Gründlichkeit über sie urtheilt und seinem Volke die Hoffnung erhält, daß er die Kirche reformiren werde. Es widerstreben aber die Pfaffen, davon das Land eine große Menge hat, und die ich nirgends verderbter und dümmer, ich möchte sagen barbarischer gefunden habe. Sie sind unwissend, roh, anmaßend, widerwärtig, von unglaublicher Halsstarrigkeit und aufgeblasen durch die Meinung, die sie von ihrer Weisheit und Gelehrsamkeit haben. Die sind es, die theils mit Gewalt, theils mit List widerstehen."

Johann, entschiedener von Charakter als sein Bruder, ging zunächst in der Anerkennung der protestantischen Lehre vor, er berief Prediger aus der Wittenberger Schule ins Land

Digitized by Google

und nahm selbst im Jahre 1538 das Abendmahl auf evangelische Weise. — Joachim dagegen verfuhr zögernd. In ihm behauptete immer noch der Gedanke, daß den Mißständen durch allgemeine Kirchenversammlungen abzuhelfen sei, die Oberhand, wie das aus einem Schreiben an seinen Schwiegervater, den König Sigismund von Polen, hervorgeht, der ihm wegen seiner dem Protestantismus sich zuneigenden Gesinnung Vorhaltungen gemacht hatte.

„Es sei ihm Gewissenssache", heißt es in diesem Schreiben, „bei dem Zwiespalte in der Religion tüchtige Lehrer anzustellen, um das Ansehen des Gottesdienstes und die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten, die völlig daniederlige. Als ein gerechter Fürst könne er alle Gebrechen und Irrthümer der Kirche nicht mit Feuer und Schwert vertheidigen. Weit entfernt, sich von der allgemeinen Kirche zu trennen, bekenne er sich zu der wahren Lehre derselben, werde sich einer Kirchenversammlung, auf die er bisher vergeblich gewartet habe, und welche die Päpste nicht berufen wollten, nicht entziehen, das Christenthum auch ferner, wie er bereits im Felde gegen die Türken bewiesen, mit Gut und Blut vertheidigen und wünsche Eintracht." Auch gegen den Kaiser ließ er sich in ähnlicher Weise aus.

Joachim nimmt das Abendmahl nach evangelischer Weise. Indeß gingen drängendere Schreiben von den Ständen und auch von mehreren Städten bei Joachim ein, in denen die Bitte ausgesprochen wurde, der evangelischen Lehre die öffentliche Anerkennung nicht länger zu versagen. So kam das Jahr 1539 — das vierte Jahr seiner Regierung — heran. Da beschloß er, wie sein Bruder Johann schon ein Jahr zuvor gethan hatte, das Abendmahl nach evangelischer Weise zu nehmen. Zu dem Orte, an welchem dies geschehen sollte, wählte er Spandau, den Wittwensitz seiner frommen Mutter Elisabeth. Zahllose Scharen des Volkes aus den umliegenden Städten und Dörfern strömten zu dem für die Feier bestimmten Tage — dem 1. November — herzu. Die Stände des Landes und die berühmtesten evangelischen Prediger der Kurmark waren dazu berufen worden. Jetzt noch zeigt man das Haus in Spandau, in welchem Joachim den Beginn der Feier mit Sehnsucht erwartete. Unter dem Läuten der Glocken bewegte sich, den Kurfürsten und seine Familie an der Spitze, der feierliche Zug nach der Nicolaikirche. Der zum Propst von Berlin erwählte Prediger Georg Buchholzer hielt die Predigt, und der Kurfürst nebst seiner Familie, viele Hof- und Staatsbeamte, eine große Anzahl von Edelleuten und Alle, die sonst noch Verlangen danach trugen, empfingen aus der Hand des ehrwürdigen Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, das heilige Abendmahl in evangelischer Weise.

Das war ein großer Augenblick für die Zukunft des Landes. Von da ab nahm das brandenburgische Herrschergeschlecht, wie auch das Volk, Abschied auf immer von jenem Geiste, der unsere Nation der Knechtschaft einer auswärtigen Macht unterworfen hatte.

Zugleich erließ der Kurfürst eine Verordnung, durch welche den Gemeinden anheimgegeben ward, ihren Gottesdienst nach evangelischer Weise einzurichten. Der größte Theil des Adels und die meisten Städte machten davon sogleich Gebrauch. Berlin schon am folgenden Tage. — Bald darauf ward eine Kirchenordnung verkündigt, bei deren Bearbeitung der Kurfürst Luther, Melanchthon und andere berühmte Gottesgelahrte zu Rathe ziehen ließ.

Kirchenordnung für die Mark. In derselben heißt es unter Anderem: „Alle Bemühungen des Kaisers, die vorhandenen erschrecklichen Irrthümer und Mißbräuche in der Kirche zu heben, wären vergeblich gewesen, und eine allgemeine Kirchenversammlung sei sobald nicht zu hoffen. Ihm sei die Sorge für seine Unterthanen von Gott aufgetragen, und damit nicht teuflische Sekten und Lehren überhand nähmen, habe er, nach Berathung mit den besten, gottesfürchtigen, treuherzigen, erleuchteten Gelehrten und den vornehmsten Prälaten und Räthen, eine Kirchenordnung, die dem Worte Gottes gemäß, verfaßt, um abscheuliche Mißbräuche abzuschaffen, gute Kirchengebräuche als gute Mitteldinge beizubehalten, wodurch er sich nicht von der wahren Kirche trenne, bei welcher er immer verharren wolle."

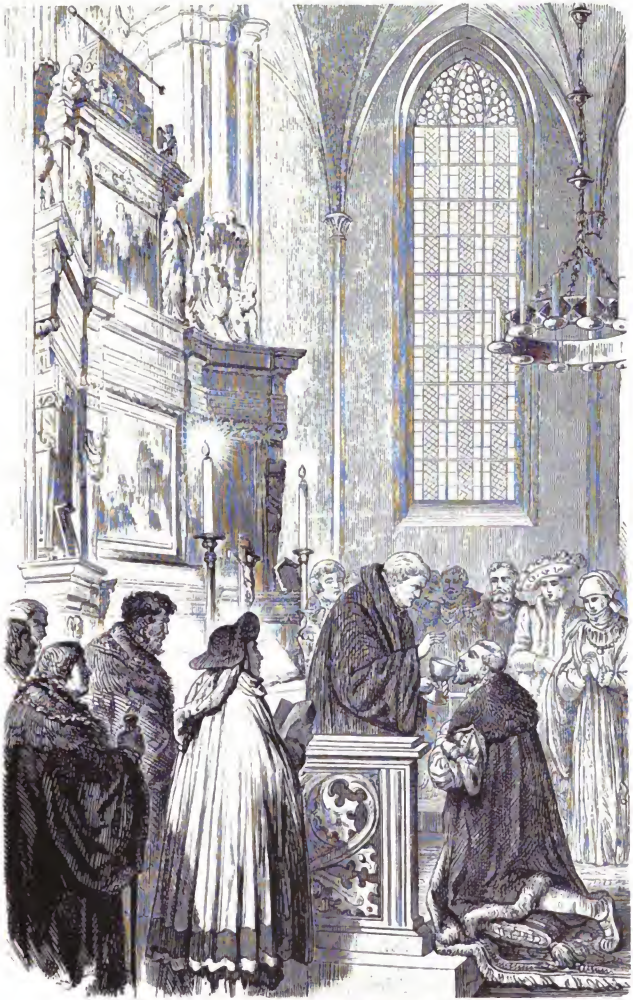
Digitized by Google

Manche alte Kirchengebräuche wurden demgemäß noch beibehalten, was eifrigen Protestanten Sorge machte und sie bewog, sich an Luther zu wenden. Dieser beruhigte sie, indem er Gebräuche dieser Art als Nebendinge bezeichnete und auf die Hauptsache, die gewonnen sei, die Predigt des Evangeliums und den Gebrauch der beiden Sakramente nach den Einsetzungsworten, verwies. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, schrieb er an den Propst Buchholzer, so möge er ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein sammtenes, seidenes oder leinenes Meßgewand anlegen. „Und hat Euer Herr der Kurfürst", fährt er fort, „an einer Chorkappe nicht genug, die Ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke übereinander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papstthum Ornata genannt hat. Haben auch Ihre Kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einer Prozession, daß Ihr umhergehet, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern Israel um Jerichow gingen." — „Denn solche Stücke, wenn nur Abusus (Mißbrauch) davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ich's mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und so fröhlich sein! Und wenn mir der Papst diese Stücke frei ließe gehen und predigen, und hieße mich (mit Urlaub) eine Bruch umhängen, ich wollt's ihm zu Gefallen tragen." — — — „Denn es ist ein frei Ding und menschlicher Andacht Ordnung und nicht Gottes Gebot. Denn Gottes Gebot ist allein nöthig, das andere ist frei."

Die Mönche. Aus vielen Klöstern gingen die Mönche heimlich davon und nahmen an Kirchengut, so viel sie vermochten, mit. Manche Schätze wurden vergraben, um gelegentlich geholt zu werden. Ein gewaltsames Vertreiben der Mönche oder Priester, die bei ihrem Glauben verblieben, fand nirgends statt. Das Kloster Lehnin ward im Jahre 1542 aufgehoben. (Es hatte dasselbe also 362 Jahre bestanden.) Die wenigen Mönche, die im Kloster blieben, empfingen dort ihren Unterhalt bis an ihr Lebensende. Auch der Prior, Subprior und Senior blieben im Kloster. Ihr Schreiben an den Kurfürsten, in welchem sie ihre Bitten über die Art ihrer Verpflegung aussprachen, ist wichtig genug, um hier angeführt zu werden. Man sieht aus demselben, an welch ein gutes Leben sie sich gewöhnt hatten, und wie sehr sich dies unterschied von der Enthaltsamkeit ihrer Vorgänger, die unter den Askaniern das Kloster gebaut hatten. Dabei ist noch zu erwägen, daß sie, um nicht den Vorwurf der Prasserei auf sich zu laden, ihre Forderungen ihren Wünschen gegenüber sicherlich um Vieles ermäßigt haben. Sie baten „um nachgeschriebene Provision: zum Mittagsmahl vier Essen (Gerichte), zum Abendbrot drei Essen, für einen jeden Bruder vier Brote, alle Woche eine Tonne Bier, alle Jahr acht Tonnen Wein, alle Nothdurft an Kleidern, Schuhen und Bettgewand, einmal in der Woche barbiren, alle vierzehn Tage einmal baden, alle Monzeit für vier Groschen Semmeln, die Woche einmal frische Butter, Käse nach Bedarf, nach Gelegenheit der Jahreszeit Obst, als Aepfel, Birnen u. s. w., für die Kranken Gewürz, als Pfeffer, Safran, Ingwer und Näglein, Muscat, Rosinen, Mandeln, Zucker, auf Neujahr einen Pfefferkuchen und zu Mitfasten ebenfalls, einem jeden Bruder sein Kleid jährlich zu waschen: wofern Jemand Freunde bei sich hat, daß man die aus der Küche speise; Fische drei Tage in der Woche, in der Fastenzeit aber durchaus."

Sowol ihre, als auch die Wünsche anderer Klosterbrüder gingen in Erfüllung. Die Klöster wurden theils als Kammergüter des Landesherrn eingezogen, theils an Adelige als Lehen gegeben, theils in wohlthätige Anstalten oder Schulen verwandelt. Für Schulen wurde überhaupt in der Mark eifrig Sorge getragen; auch die Universität zu Frankfurt, die als Hauptgegnerin der Reformation so außerordentlich heruntergekommen war, suchte der Kurfürst durch Heranziehung tüchtiger Lehrerkräfte wieder zu heben. — Der Uebergang Brandenburgs zur Reformation war somit in friedlicher und damit dem Geiste des Evangeliums vollkommen entsprechender Weise vor sich gegangen.

Digitized by Google



Joachim II. empfängt das Abendmahl. Nach Ludwig Burger.

Digitized by Google

Die ersten Religionskriege.

Der Lebensabend Luther's war herangekommen. Manches gestaltete sich trüber, als er erwartet und gewünscht hatte. Viel war noch zu thun, um Das zu erringen, was ihm als das Bild evangelischer Freiheit vorschwebte. „Das ist nun meine Arbeit", sagte er, „Gott gebe, daß Andere nach mir es besser machen. Bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes Stündlein verleihe." Im Jahre 1546 baten ihn die Grafen von Mansfeld, die Schlichtung eines Streites zwischen ihnen zu übernehmen. Obgleich schon sehr schwach, entzog er sich einem solchen Friedenswerke nicht, sondern er unternahm eine Reise, die für den gewünschten Zweck nöthig war. „Wenn ich", sagte er, „die Grafen von Mansfeld werde versöhnt haben, so will ich heimziehen und mich in meinen Sarg legen." In Eisleben angekommen, fühlte er sich ernstlich krank, und am 17. Februar ahnte er, daß seine letzte Stunde gekommen sei. „Wie, wenn ich hier bleiben müßte, wo ich getauft bin?" sagte er. Freunde eilten herbei und umstanden sein Lager. Als er das Nahen des Todes fühlte, sprach er: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Freunde, betet zu Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn der leidige Papst zürnt hart mit ihm. — Ich gehe dahin, aber wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet." Er schloß die Augen. Da ihn aber Dr. Jonas fragte: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre, die Ihr gepredigt habt, sterben?" so antwortete er mit kräftiger Stimme: „Ja, ja!" — und entschlief. Es war am 18. Februar 1546.

In ihm starb der erste große Volkslehrer der Deutschen, der Gottesmann, dessen Wort auf sein Volk wie ein fruchtbarer Gewitterregen auf ein dürstend Erdreich herniedergefallen war.

Luther, der es ahnte, daß man auch das Mittel des Schwertes nicht würde unversucht lassen, die gewonnene evangelische Freiheit wieder zu vernichten, hatte zu Gott gefleht, ihn nicht den Ausbruch eines Religionskrieges erleben zu lassen. Kaum war er entschlafen, da rührten sich die Römlinge und Karl V. begann heimlich gegen die protestantischen Fürsten zu rüsten. Es gelang ihm, durch Versprechungen den Herzog Moritz von Sachsen zur Untreue gegen seine Glaubensgenossen zu bewegen, und nun erklärte er öffentlich — dies geschah noch im Todesjahre Luther's — er werde einige Fürsten züchtigen, die unter dem Scheine der Religion ihn in seinen kaiserlichen Rechten gekränkt und damit den Frieden des Reiches gestört hätten. Bald darauf sprach er über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen die Reichsacht aus, entband damit also deren Unterthanen von Pflicht und Gehorsam gegen sie. Der Papst weihte dies rücksichtslose Verfahren durch fromme Worte und bot Allen, die an dem Kreuzzuge gegen die protestantischen Ketzer Theil nehmen würden, Ablaß.

Da loderte die alte Begeisterung für die gute Sache in den protestantischen Fürsten empor, und sie traten zu einem engen Schutz- und Trutzbündniß zusammen.

Die verbündeten Fürsten hatten sich kurz zuvor zu Gewaltthätigkeiten gegen den Herzog von Braunschweig, den Schwiegervater Johann's, hinreißen lassen. Darüber empört, war dieser von dem Bündnisse zurückgetreten. Dazu kam, daß er sich, wie auch sein Bruder, der Kurfürst Joachim, durch des Kaisers Wort, „es handle sich keineswegs um Religionssachen", täuschen ließ. Als von den protestantischen Fürsten an Joachim die dringende Mahnung erging, ihrem Bündniß beizutreten, da es sich, trotz der kaiserlichen Versicherung, in der That um nichts Anderes als um Unterdrückung des evangelischen Glaubens handle, antwortete er daher: „Es wäre den Verbündeten heilsamer, wenn er nicht zu ihnen überträte. Denn geschähe das Unglück, daß der Kaiser sie besiege, so könnte er dann als Vermittler und Friedensstifter für sie eintreten. Sollte es aber offenbar werden, daß der Kaiser wirklich im Sinne habe, den evangelischen Glauben auszurotten, dann wolle auch er nimmer fehlen."

Digitized by Google

Schlacht bei Mühlberg. Die vereinigten protestantischen Fürsten erklärten, daß sie nun zur Vertheidigung ihres Glaubens zum Schwerte griffen und zogen den Kaiserlichen, ehe diese es sich versahen, entgegen. Nachdem es ihnen gelungen, den Feind zum Rückzuge zu nöthigen, kehrte der Kurfürst von Sachsen nach seinen Erblanden zurück, um den auf des Kaisers Seite stehenden Moritz von Sachsen daraus zu vertreiben. Aber schon im Frühling des nächsten Jahres fiel der Kaiser mit großer Macht in Sachsen ein und nahm seine Stellung bei Mühlberg. Beide Heere trennte die Elbe. Da ward den Kaiserlichen von einem Bauer eine seichte Stelle im Flusse verrathen, das Heer der Sachsen unvermuthet überfallen und trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr geschlagen; ja es gelang den Kaiserlichen sogar, den Kurfürsten Johann Friedrich gefangen davonzuführen. Philipp von Hessen zog sich mit seiner Heeresabtheilung zurück.

Die Verkündigung des Todesurtheils über Kurfürst Johann Friedrich während des Schachspiels.

Jetzt glaubte der Kaiser, gewonnenes Spiel zu haben, und er beschloß, den Widerstand beider Fürsten schwer zu ahnden. Sein vermuthlich meist aus Spaniern bestehendes Hofgericht verurtheilte den Kurfürsten von Sachsen zum Tode. Der Kurfürst empfing die Benachrichtigung von dem harten Spruche als er gerade mit dem berühmten Maler Lucas Cranach dem Aelteren, der seinem Gebieter freiwillig während seiner Gefangenschaft getreulich Gesellschaft leistete, beim Schachspiele saß.

Kaum hatte Joachim von Brandenburg von der Verurtheilung Kenntniß erlangt, als auch er sich beeilte, seinem Worte getreu, ins Lager des Kaisers zu gelangen. Er wußte es durchzusetzen, daß das Todesurtheil zurückgenommen wurde. Doch blieb der Kaiser bei der Forderung, daß Friedrich von dem ferneren Besitz seines Landes abstehe, weil es dem Vetter desselben, Moritz von Sachsen, zugesagt worden war.

Digitized by Google

Ruhig unterschrieb der fromme Fürst die Verzichtserklärung. Als man aber von ihm forderte, er solle seinem evangelischen Glauben entsagen, antwortete er fest: „Er wolle lieber noch den Hals verlieren, als von seiner Religion sich abwendig machen lassen."

Auch der Landgraf Philipp von Hessen gerieth durch Hinterlist und Wortbruch in die Gefangenschaft des Kaisers. Es war ihm unter der Bedingung, daß er sich unterwerfe, Verzeihung zugesichert worden. Er erklärte sich bereit dazu. Das Schriftstück, das er zu unterzeichnen hatte, enthielt die Klausel: „Ohne einigen Gefängniß." Der Landgraf kam, „ließ sich öffentlich zu des Kaisers Füßen auf beide Kniee nieder, indeß der Kanzler, wie man übereingekommen war, die Unterwerfung und Abbitte vorlas".

Am Abende waren die Fürsten beim Herzog Alba zu Tafel, unter ihnen auch Joachim. Als sie sich vom Tische erhoben, erklärte Alba den Landgrafen für seinen Gefangenen, indem er sich auf die von ihm unterzeichnete Erklärung berief und sie vorzeigte. Da war das Wort „einigen" in „ewigen" verwandelt, so daß es nun hieß: „Ohne ewigen Gefängniß!" Ueber eine solche Falschheit gerieth Joachim dermaßen in Zorn, daß er sein Schwert aus der Scheide riß und mit den Worten: „Das sind Bösewichtsstücke und spanische Ränke!" auf den Herzog Alba eindrang. Seine fürstlichen Freunde vermochten ihn nur mit Mühe zurückzuhalten. — — Der Kaiser war als Sieger aus dem ersten Religionskriege hervorgegangen. Der Landgraf Philipp saß in harter Gefangenschaft, den Kurfürsten Friedrich schleppte der Kaiser überall mit sich umher. Sollte der junge schöne Baum der evangelischen Freiheit wieder gänzlich verdorren? —

Das Interim. Der Kaiser ging nun noch entschiedener vor. Er sprach wieder von einer Kirchenversammlung, die Alles, was das religiöse Leben beträfe, regeln solle. Bis dahin hätte eine Vorschrift, die er aufstellte, zu gelten (das „Interim"). Hierdurch ward den Protestanten nur die Priesterehe und das Abendmahl in beiderlei Gestalt zugestanden. Johann Friedrich war empört über diese Vorschrift, und er soll, als man seine Unterschrift zu derselben begehrte, ausgerufen haben: „Lieber Blut als Tinte!" Joachim machte Versuche, dem Interim in der Mark Eingang zu verschaffen, aber die evangelischen Geistlichen wollten davon nichts wissen, und das Volk meinte:

„Das Interim, das Interim,
Das hat den Schalken hinter ihm."

Der neue Kurfürst Moritz von Sachsen wurde der ihm vom Kaiser zugewandten Beute nicht froh. Er erkannte jetzt, zu welchem unheilvollen Werke er durch seinen Ehrgeiz sich hatte verführen lassen; besonders schmerzte es ihn, daß der Kaiser den Fürsten, dessen Land er jetzt inne hatte, nun schon fünf Jahre lang gefangen mit sich umher führte. Er rüstete sich daher heimlich gegen den Kaiser, wußte den günstigen Augenblick zu wählen und stand plötzlich mit einem Heere vor Innsbruck, wo Karl zur Zeit gerade Hof hielt. Nur mit genauer Noth vermochte sich dieser durch die Flucht zu retten.

So wurde der Kaiser der Folgen seines Sieges durch den Fürsten beraubt, mittels dessen Hülfe er denselben errungen hatte. Er gab jetzt nicht nur seinen Gefangenen frei, sondern schloß auch mit den Fürsten (1552) zu Passau einen Vertrag, durch welchen den Evangelischen das freie Bekenntniß ihrer Lehre und die Religionsfreiheit zugestanden wurde.

Augsburger Religionsfriede. Drei Jahre nachher, im Jahre 1555, kam endlich zu Augsburg der nach dieser Stadt genannte Religionsfriede zu Stande. Beide Parteien gelobten sich in demselben, sich einander fernerhin nicht mehr feindlich begegnen zu wollen. Den Protestanten ward das Recht zuerkannt, die vor dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter zu behalten; bei späteren Uebertritten von Geistlichen sollten dagegen die Kirchengüter der katholischen Kirche verbleiben. Den weltlichen Fürsten ward das Recht zugesprochen, verlangen zu dürfen, daß ihre Unterthanen sich zu ihrer, der Fürsten, Religion bekannten; jedoch sollte einem jeden Unterthan gestattet sein, auszuwandern, wenn er willens sei, sich einem andern Bekenntniß anzuschließen.

Digitized by Google

Damals entstand das Sprüchwort: „Weß das Land, deß der Glaube", welcher Grundsatz ebenso unberechtigt als unheilvoll war. — Die Katholiken befanden sich durch das neue Abkommen jedenfalls gegen die Protestanten im Vortheil. Dennoch war den Letzteren das unschätzbare Gut der Gewissensfreiheit zugesichert worden, ein Gut, das immer noch nicht genugsam gewürdigt wird, für das die Menschheit jedoch Denen, die mit geistigen und leiblichen Waffen für dasselbe gestritten, zu ewigem Danke verpflichtet ist.

Karl's V. Weltmonarchie und ihr Ausgang. Seine hochfliegenden Pläne hätte Karl V., welcher der Anfrichtung einer Weltherrschaft zustrebte, vielleicht in Erfüllung gehen sehen und dann auch ganz Italien wieder unter seine Herrschaft gebracht, wäre er zur Höhe seiner großen Aufgabe emporgestiegen, als die Auffindung einer neuen Welt eine neue Zeit mit neuen Ideen gebar und zu neuen Zuständen neue Menschen und erleuchtete Herrscher verlangte. So aber verkannte der von pfäffischen Menschen erzogene und sein Leben lang von Römlingen umgebene Karl V. seinen weltgeschichtlichen Beruf. Statt entschlossen an die Spitze der Reformation zu treten, statt sich über das Papstthum zu stellen in richtigem Begreifen nothwendig gewordener neuer Lebens- und Glaubensformen gegenüber dem Abgestorbenen, gänzlich Veralteten — gestattete er dem römischen Kirchenoberhaupte womöglich noch größere Gewalt über die Geister und Gewissen.

Als Karl V. es verschmähte, der Nationalheld der Reformation zu werden und sich im Kampfe gegen den Geist einer neuen Zeit immer neue Enttäuschungen gefallen lassen mußte, da war es keineswegs der Gedanke allein, die Einheit des Glaubens zu retten, der sein Verhalten vorherrschend bestimmte.

Ehrgeiz und religiöser Eifer hatten gleichen Antheil, als er im Jahre 1541 zur Bekriegung der Ungläubigen Seezüge nach Tunis und Algier unternahm. Er ließ sich hierbei sowol von einer engherzigen, kostspieligen Politik leiten, als er der Sucht des spanischen bigotten Volkes nach Abenteuern und neuen Kreuzzugsfahrten folgte. So wenig ihn nun auch bei diesen Seezügen das Glück begünstigte, so sehr berechtigte ihn doch, nach dem glücklich beendeten Schmalkaldischen Kriege, das erlangte Uebergewicht in Deutschland zu der Hoffnung, seine ganze Machtfülle an seinen Sohn, den düstern Philipp II., vererben und auch dessen Wahl zum deutschen Reichsoberhaupt durchsetzen zu können. Bereits hatte er zu solchem Endzwecke auf dem Reichstag zu Augsburg seinen Bruder Ferdinand, der, wie wir wissen, von ihm mit den österreichischen Erblanden belehnt worden war und alle Aussicht hatte, Nachfolger Karl's zu werden, zurücktreten, ja mittels Vertrags vom 9. März 1551 vermocht, seinen Absichten Vorschub zu leisten.

Ferdinand I. Im Geheimen aber widerstrebte derselbe sammt seinem Sohne, dem Erzherzog Maximilian, den weitausschauenden Plänen Karl's, und Beide unterstützten nach Kräften die Abneigung der Kurfürsten, welche die Uebermacht Spaniens keineswegs zu besiegeln gedachten und daher Ferdinand zum König erwählten. Damit sah der „Gebieter zweier Welten" das Werk seines Lebens vernichtet. — Man denke sich die Folgen, wenn der finstere Philipp auch über Deutschland geherrscht und mit seinen glaubenseifrigen Spaniern und Wallonen die frischen Blüten eines kaum erwachten religiösen und nationalen Lebens hätte völlig niedertreten lassen können! — Nur infolge des widerwilligen Verhaltens Ferdinand's ward es dem Kurfürsten Moritz, dem späteren „Arm der Reformation", und vormaligen Waffenbruder des Kaisers, mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften möglich, diesen zu überrumpeln und ihm den obengedachten Religionsfrieden abzuzwingen.

Aber auch Ferdinand und seine Nachfolger waren nicht die Männer, den Glanz des deutschen Kaiserthums wieder heller aufleuchten zu machen. Derselbe verblich vielmehr trotz der päpstlichen Gunst immer mehr, und seitdem drängte sich Frankreich mit Geschick, Glück und Erfolg in den Vordergrund der politischen Schaubühne; unser Vaterland aber ist in dem Grade tiefer und tiefer gesunken, je höher sich Frankreich erhob. Und aus dieser tonangebenden Stellung sind die Franzosen bis zum Jahre 1870 auch nicht wieder gewichen.

Digitized by Google

Die Nachfolger Karl's V. blieben nur dem Scheine nach die weltlichen Oberhäupter der europäischen Christenheit als „Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation".

Unzufrieden mit sich und der Welt faßte Kaiser Karl V. im J. 1556, für Viele unerwartet, den Entschluß, der Herrschaft über zwei Welten zu entsagen, Ferdinand in Deutschland, seinen Sohn Philipp II. dagegen in Spanien regieren zu lassen. Er führte seine Absichten auch wirklich aus und begab sich nach dem Mönchssitz St. Juste in Spanien, wo er als Klosterbruder sein Leben beschloß. Doch hat er auch hier seinen Frieden nicht finden können. In seinem Grübeln wollte er durchaus ein Mittel ersinnen, um die Uhren, welche er zum Theil selber verfertigt hatte, sämmtlich gleichmäßig gehen zu machen. Da ihm dies aber nicht glücken wollte, soll er eines Tages entmuthigt ausgerufen haben: „Ich Thor! diese winzigen Dinger wollen schon nicht übereinstimmen, und doch meinte ich die Macht zu besitzen, so viele verschiedene Menschen aus verschiedenen Völkern, so verschieden an Religion, Sitten und Charakter, zur Uebereinstimmung zu bringen? Wie konnte ich Wurm nur solches glauben!"

Dergleichen Betrachtungen machten ihn nur noch schwermüthiger; zudem schadete die gänzlich veränderte Lebensweise seiner Gesundheit. Zu seinem tiefen Seelenleiden gesellte sich eine tödliche Erkrankung — er starb am 21. September 1558.

Die Bücher-Censur. Noch vor Luther's Auftreten gegen das Papstthum, schon im Jahre 1501, war von Papst Alexander VI. eine Bulle erlassen worden, welche das Erscheinen aller Bücher und Schriften von einer vorher stattzufindenden Prüfung ihres Inhaltes seitens der Erzbischöfe oder ihrer Stellvertreter und der Inquisitoren abhängig machte. Es schien dies der Kirchengewalt um so nothwendiger, als gerade in den Sprengeln der Erzbischöfe von Köln, Mainz, Trier, Magdeburg Preßerzeugnisse hervortraten, welche die Inquisition als „ketzerische Pest" bezeichnete. Alexander's Nachfolger verfuhren in demselben Sinne. In allgemeiner Ausdehnung trat jedoch die geistliche Censur erst durch die Bulle von Leo X. (15. Mai 1515) in Kraft. Alles ohne Erlaubniß Gedruckte, besonders ketzerische Schriften, sollte, gemäß dem Verlangen des zum Reichstag abgeordneten päpstlichen Abgesandten in Beschlag genommen und verbrannt oder sonstwie vernichtet, die Urheber gefährlicher Preßerzeugnisse, Drucker und Verkäufer, aber zur Strafe gezogen werden. Auch die Kaiser fanden Maßregeln gegen die durch rasche Weiterverbreitung der Buchdruckerkunst entstandene Erregung der Gemüther ersprießlich. Es verbreitete sich im Jahrhundert der großen Kirchenverbesserung die Censur bald über alle Länder Europa's — Der Reichstag von Speyer verbot im Jahre 1570 nicht nur alle Schmähschriften, schmähende Abbildungen und Gedichte, sondern die Polizeiverordnung aus dem Jahre 1577 verlangte ausdrücklich, daß innerhalb des gesammten Reichsgebietes nichts gedruckt werden sollte, ohne daß die zuständige Behörde Kenntniß davon genommen habe. Das Bestehen von Druckereien wurde auf die Universitäts-, Reichsstädte und Residenzen beschränkt. Ferner wurde bestimmt, daß die Verfasser oder Dichter stets ihren Vor- und Zunamen anzugeben hätten und daß auf jeder Schrift der Ort und die Jahrzahl des Erscheinens aufzuführen sei.

Die Censur erstreckte sich natürlich auch auf die Zeitungen, welche allerdings erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus der handschriftlichen und brieflichen Gestalt in gedruckte Form überzugehen begannen. — Die über die Presse verhängten Hemmungen erscheinen uns heute in einem ganz andern Lichte. Denn bisher hatten die Neuigkeits- oder Zeitungsblätter es für angemessen gehalten, ihre Geburtsstätte mit einem Geheimniß zu umgeben. Nur die größeren Blätter, wie die Nürnberger und Augsburger Zeitung, trugen an ihrer Stirn regelmäßig einen und denselben Druckort; im zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts begegnen wir zahlreichen Nummern, deren einziges Merkmal hinsichtlich ihres Zusammenhanges mit dem bezüglichen Zeitungsunternehmen in der Nummer oder Signatur besteht. — In Berlin genoß die Presse eine gewisse Freiheit, die später Ursache eines ernsten Meinungsaustausches zwischen dem Grafen

Digitized by Google

von Schwarzenberg und den österreichischen Staatsmännern wurde. — In den Reichsstädten bildete entweder der Rath die Censurbehörde, oder eine von ihm abhängige Revisionsbehörde hatte den Zeitungsvertrieb, alle Schriften, Flugschriften ꝛc. zu überwachen. Nur in Frankfurt am Main, dem damaligen Hauptorte des Buchhandels und Bücherdrucks bestand eine „kaiserliche Bücherkommission", die auch die Flugschriften und die sogenannte „kleinere Literatur" zu beaufsichtigen hatte. Das erste Privileginm für ein Wochenblatt wurde vom Kaiser Ferdinand II. 1619 dem Frankfurter Buchhändler Joh. Theob. Schönwetter verliehen; jedoch bereits am 31. Juli 1621 zurückgezogen, da die Haltung des Blattes den kaiserlichen und katholischen Interessen mißgünstig erschien, „allerhand Schmähungen ohne Diskretion verbreitete und durch Bestechung erlangte Geheimnisse in einer dem Gemeinwesen schädlichen Weise veröffentlichte und dadurch nicht geringes Mißtrauen vernrsachte."

Erbverbrüderung mit dem Herzoge von Liegnitz. Joachim II. war mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau befreundet und auch weitläufig verwandt. Beide Fürsten schlossen nun eine Erbverbrüderung, das heißt einen Vertrag, dem gemäß im Fall des Aussterbens des einen Herrscherhanses dessen Besitzthümer an das andere fallen sollten, wie Verträge dieser Art bereits mit Pommern (Grimmitzer Vertrag), Sachsen und Hessen bestanden. Es sollte demnach, je nach den Umständen das Herzogthum Liegnitz an Brandenburg, oder ein Theil von Brandenburg an Liegnitz fallen.

Die Herzöge von Liegnitz hatten sich zwar schon vor zweihundert Jahren freiwillig unter böhmische Lehnsherrschaft begeben; aber das Recht, über ihr Land nach freiem Ermessen verfügen zu können, war von den böhmischen Königen nicht bestritten worden. Dies Recht war dem jetzt regierenden Friedrich II. sogar etliche Jahre früher von dem Könige von Böhmen, Wladislaus, bestätigt worden, indem es in der darüber ausgestellten Urkunde hieß: „die Fürsten von Liegnitz können besagte Lande schriftlich durch Testament, oder mündlich auf ihrem Sterbebette vergeben, verkaufen, versetzen, verwechseln u. s. w." Der folgende böhmische König Ludwig hatte diese Urkunde bestätigt; ja selbst der Bruder Kaiser Karl's V., Ferdinand, dem acht Jahre früher die Krone von Böhmen zugefallen war, hatte Anfangs gegen diese Berechtigung der Herzöge von Liegnitz nichts einzuwenden gehabt.

So wurde denn die Erbverbrüderung zwischen Joachim und Friedrich auf Grund klaren Rechtes am 18. Oktober 1537 abgeschlossen, in ihrem Haupttheile dahin lautend, „daß, wenn Herzog Friedrich's Linie aussterben sollte, dessen sämmtliche Liegnitz'sche Lande, Liegnitz, Brieg, Wohlau, den Hohenzollern-Brandenburgern — dagegen, wenn die Linie von Hohenzollern-Brandenburg zuerst erlöschen sollte, alle und jede böhmische Lehen Brandenburgs (als Krossen, Züllichau und sieben andere dort aufgezählte Herrschaften) dem Hause Liegnitz zufallen sollten." Als dieser Vertrag abgeschlossen war, verheirathete Joachim seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann Georg, mit des Herzogs Friedrich Tochter Sophie, und seine Tochter Barbara mit Georg, dem zweiten Sohne des Herzogs.

Neun Jahre später erklärte König Ferdinand diesen Vertrag für ungiltig. Jetzt sei er, wie seine Meinung lautete, Lehnsherr, und was der Herzog von Liegnitz mit den früheren Lehnsherren, den Königen von Böhmen, abgemacht habe, kümmere ihn nicht.

Was vermochte der Herzog von Liegnitz gegen Ferdinand, dem ja außer seiner eigenen bedeutenden Macht auch noch die seines Bruders, des Kaisers Karl V., zu Gebote stand? Er mußte auf dem Kaisertage zu Breslau die Urkunde jenes Erbvertrages herausgeben. Tief gekränkt kehrte er nach Hause heim und starb bald darauf aus Verdruß über die ihm widerfahrene Unbill. Kurz vor seinem Tode aber hielt er in einer Nachschrift zu seinem Testamente die Erbverbrüderung dennoch als noch zu Recht bestehend aufrecht. Nun stellte Ferdinand auch an Joachim das Verlangen, die Urkunde herauszugeben. Dieser aber weigerte sich standhaft, das ungerechte Verlangen zu erfüllen. So verblieb die Urkunde in Berlin, in der Folge oft begehrt von österreichischer Seite, aber immer verweigert von den Hohenzollern, bis Der erschien, der jenem klaren Rechte Achtung zu verschaffen wußte.

Digitized by Google

Zustände im Innern.

Unter der langen Regierung beider Fürsten erfreute sich die Mark eines ungestörten Friedens. Handel und Gewerbe gediehen, namentlich blühte die Tuchweberei in der Altmark empor; es wird behauptet, daß allein Stendal gegen 800 Meister dieses Gewerbes zählte, die jährlich bedeutende Massen von Tuchen ins Ausland versandten. Ebenso einträglich erwies sich der Hopfenbau, auf dessen frühe Anpflanzung in Brandenburg hinzuweisen ist. Die Kultur des Hopfens, eine der am schwierigsten anzubauenden Pflanzen, ist zugleich ein Beweis für den gesunden Verstand und den Fleiß der brandenburgischen Bevölkerung. In einem der bedeutendsten Hopfenländer des Rheinlands, dem Unterelsaß, brach sich diese Pflanze erst Anfang dieses Jahrhunderts Bahn. — Den reichsten Gewinn aber warf der Heringshandel ab, jährlich, wie behauptet wird, nahe an eine Million Thaler.

Saubatz. Nach einem alten Holzschnitt von Feyerabend.

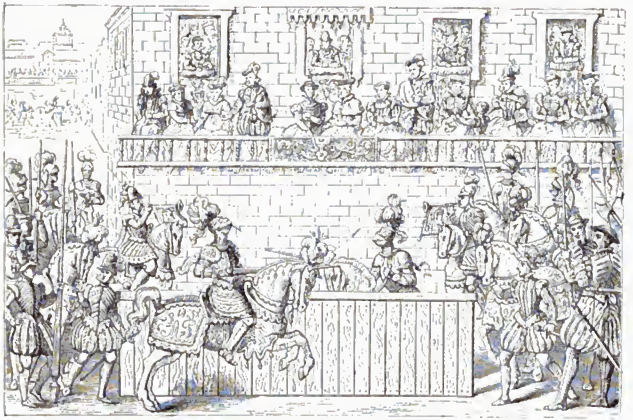
Weiterhin befanden sich im Lande bei Neustadt-Eberswalde zwei Kupferhämmer und bei Freienwalde eine Papiermühle, die noch heute bestehen, im Gange, und die bei Belitz aufgefundenen Salzquellen boten dem Lande ein Erzeugniß, das bisher theuer von auswärts hatte bezogen werden müssen. Beiläufig sei hier noch erwähnt, daß während der Regierungszeit Joachim's II. die ersten Thaler in der Mark geprägt wurden.

Joachim war ein lebensfroher Herr, der Pracht und Feste mehr liebte, als dem Lande gut war. Im Thiergarten bei Berlin konnte man Wild allerlei Art sehen; mitunter wurden zur Belustigung des Landesvaters und des Volkes wilde Thiere, Auerochsen, Bären, Wölfe, gegen einander gehetzt. Jährlich fand ein Wettrennen in Berlin statt, und Edelleute und Bürger kamen von weit herzu, um an dem Rennen Theil zu nehmen. Die Preise waren: ein festlich aufgeputzter Stier, ein Schwert, ein Bogen und ein — Schwein. Wer das Schwein erhielt, empfing das schallende Gelächter des Volkes als Zugabe.

Bei Gelegenheit fürstlicher Besuche oder zur Feier froher Familienereignisse drängten sich Feste an Feste, namentlich hielt Joachim noch viel auf Turniere, und er hatte zur Abhaltung derselben zwischen der Domkirche und der Spree eine Stechbahn bauen lassen. — Ein prächtiges Turnier fand zur Feier der Doppelheirath zwischen Joachim's und des Herzogs von Liegnitz Kindern statt. Sechzig Ritter in schwerem Zeuge (in voller Rüstung)

Digitized by Google

raunten gegen einander. Beinahe hätte auf diesem Feste Johann von Küstrin, der durch Wilhelm von Braunschweig in die Schranken gefordert worden war, sein Leben verloren. Als nämlich beide Fürsten auf einander trafen, glitt der Speer des Herzogs von dem Schilde seines Gegners ab, und die Spitze fuhr nach dem Halse Johann's. Glücklicherweise waren die eisernen Halsberge, die Johann trug, so fest, daß die Spitze sie nicht zu durchdringen vermochte. Von dem gewaltigen Stoße war indessen der Lanzenschaft zerbrochen. — Wie kostspielig die Hofhaltung des Kurfürsten war, geht unter Anderm daraus hervor, daß allein täglich 285 Hofbediente aus der fürstlichen Küche gespeist wurden. Kostbare Tapeten wurden aus den Niederlanden für schwere Summen bezogen; dem Dome zu Berlin schenkte Joachim eine aus gediegenem Golde gearbeitete und mit Edelsteinen verzierte Gruppe des Erlösers und der heiligen Jungfrau und die aus Silber gearbeiteten Bildsäulen der Apostel.



Turnierscene aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Die alte Hofburg wurde niedergerissen und prächtiger wieder aufgebaut. Da der Fürst ein großer Liebhaber der Jagd war, entstanden auch an vielen Orten Jagdschlösser.

Joachim's Prachtliebe sowie seine Freigebigkeit erforderten natürlich gesteigerte Einnahmen. Dazu kamen noch die Ausgaben für einen Feldzug gegen die Türken, für den Besuch der Reichstage, auf denen es Sitte geworden war, mit großem Pomp aufzutreten, für Gesandtschaften sowie für Umwandlung Spandau's in eine Festung. Alles dies bewirkte, daß die kurfürstliche Kammer in Schulden gerieth. Die Stände mußten sich dazu verstehen, die Bierziese zu erhöhen; auch die Geistlichkeit und der Adel blieben in Bezug auf diese Steuer nicht in ihrer bisherigen Ausnahmestellung. Bald jedoch war wieder eine neue Steuer nöthig, deren Genehmigung die Stände aber an die Gegenbewilligung knüpften, „keine wichtige Sache, die das Land anging, auch kein Bündniß mit fremden Fürsten, ohne Beirath und Bewilligung der Stände einzugehen", wozu sich auch Joachim verstand. Die Ritterschaft trat infolge dieser Genehmigung zu einem engern Verbande (die Landschaft) zusammen, der späterhin sich bedeutenden Einfluß zu verschaffen wußte.

Zurückberufung der Juden. Da auch die neue Steuer noch nicht hinreichte, neben der Erhaltung des fürstlichen Hofstaates die aufgelaufenen Schulden zu decken, so kam der

Kurfürst auf den Gedanken, die Juden wieder ins Land zu rufen, um durch das von ihnen zu beziehende Schutzgeld der kurfürstlichen Kasse aufzuhelfen. Es geschah, und bald bezog Joachim jährlich über 42,000 Thaler an Schutzgeld von den Nachkommen Abraham's. Was halfen nun die früher erlassenen strengen Gesetze gegen den Wucher? Schon um das bedeutende Schutzgeld zusammenzubringen, mußten sich die Juden dem Wucher zuwenden, wie sich ihnen dazu Gelegenheit bot, wodurch wiederum der Haß der Landeseinwohner gegen sie heraufbeschworen wurde. Man nannte sie allgemein „Hamansgesindel". Infolge der fortdauernden Geldverlegenheiten des Kurfürsten gewann namentlich der schlaue Jude Lippold durch seine glücklichen, dem Landesherrn zugute kommenden Unternehmungen des Letzteren Gunst. Daß Lippold selbst dabei am besten fuhr, geht daraus hervor, daß er, der arm ins Land gekommen war, nach wenigen Jahren bereits über einen großen Reichthum gebot. Er wußte stets Geld herbeizuschaffen, sobald der Kurfürst ihn dazu aufforderte — natürlich nicht aus seiner Tasche, sondern aus den Taschen des Volkes; und er ist nur insofern als ein „gerechter Mann" zu bezeichnen, als er seine Glaubensgenossen eben so wenig schonte wie die Landeskinder. Lippold, vom Kurfürsten zum Münzmeister ernannt, hatte die Kostbarkeiten seines Herrn zu verwalten, ebenso seine geheimen Ausgaben, die nicht immer guten Zwecken dienten. So lud Lippold schweren Haß auf sich, freilich ohne zu ahnen, welch einem Verderben er entgegenging.

Trotz seiner Mängel war der Kurfürst bei seinen Unterthanen beliebt. Es lag in seiner Natur ein Zug ungeheuchelten Wohlwollens, der ihm alle Herzen gewann, so daß man wol über seine Schwächen seufzte, doch auch ihn wieder entschuldigte und auf das viele Gute hinwies, das dem Lande durch ihn bereitet worden war. Oeffnete er nicht bereitwillig den trefflichen Männern, die ihn umgaben, seinen Räthen, das Ohr?

Die kurfürstlichen Räthe. Da ist vor allen Dingen zu nennen der Kanzler Lamprecht Diestelmeyer, ein Mann von erprobter Rechtlichkeit und vorzüglicher Kenntniß in Staatsgeschäften. Er war es, der in dem Kurfürsten den Gedanken anregte, auf die Mitbelehnung seines Hauses mit dem freilich damals weit entfernten Preußen hinzuarbeiten, worüber weiterhin ein Mehreres zu sagen sein wird. Ferner ist zu nennen Thomas Matthias, Bürgermeister von Berlin und fürstlicher Rentmeister, von dem die Zeitgenossen nicht Rühmens genug zu machen wissen. Während mancher augendienerische Günstling am Hofe sich zu bereichern wußte, blieb Matthias arm; ja er verwandte seine wenige Habe noch zum Wohle seines Fürsten und seines Landes. Die Liebe und das Vertrauen, das der Kurfürst zu beiden Männern hegte, ehrt sie sowol als ihn selbst.

Johann von Küstrin. Ganz anderer Art war sein Bruder Johann von Küstrin. Dieser führte eine fast bürgerliche Haushaltung. Sparsamkeit, Keuschheit, Einfachheit, Fleiß hatten ihre Stätte in seiner Hofburg aufgeschlagen. Die frühe Morgenstunde findet ihn schon wach; ehe er nicht ein Kapitel der heiligen Schrift gelesen hat, geht er an kein irdisches Geschäft. Dann aber nimmt ihn die Sorge für seines Landes Wohl vollständig hin. Jetzt empfängt er Gesandte, um mit eigenen Ohren die Botschaften fremder Fürsten zu vernehmen, oder ihnen Antwort zu ertheilen; dann liest er Eingaben seiner Unterthanen, prüft Entwürfe seiner Räthe, oder erscheint plötzlich in den Sitzungen der Gerichte, um zu hören, wie das Recht in seinem Lande gehandhabt wird. Nach allen Seiten hin erstreckt sich seine landesväterliche Thätigkeit. Da er in der Größenlehre und Meßkunst von Jugend auf wohlerfahren war, wird nach seinem bis ins Kleinste gehenden Entwurfe eine Geschützgießerei angelegt; unter seiner Leitung werden Küstrin und Peitz zu Festungen umgeschaffen. Pulvermühlen werden angelegt, und bald erhebt sich in Küstrin ein Zeughaus, das eine bedeutende Zahl von großen und kleinen Feuerwaffen birgt. Bei den Uebungen der Mannschaft ist der Unermüdliche gewöhnlich gegenwärtig, und die Mannszucht, die er eingeführt hat, wird so streng gehandhabt, daß auf leichtsinniges Schwören und Ausstoßen gotteslästerlicher Worte nach einer dreimaligen Uebertretung unabwendbar Todesstrafe erfolgt.

Digitized by Google

Schlittenfahrt und Kaßbarkeit auf dem Eise in einer nordostdeutschen Stadt. Nach N. de Bruyn.

Digitized by Google

Eifrig beförderte Johann den Ackerbau, legt Land- und Wasserstraßen an und sucht die Gewerbe zu heben. Wie er sich kriegsbereit hält, um, wenn es sein muß, einem Feinde die Stirn bieten zu können, so trifft er andererseits durch Aufsammeln von Getreide Vorkehrungen, einem etwa eintretenden Mißjahre sorglos entgegengehen zu können. Wie sparsam er sonst ist — an Schulen, Kirchen, an Arme giebt er mit vollen Händen, so daß das Volk ihn durch den Namen „Vater der Armen und Geistlichen" ehrt. Aber er weiß auch, wie der beste Wille des Fürsten nicht selten am schlaffen Willen oder am Widerstande Derer scheitert, die ihn ausführen sollen. Darum durchreist er das Land, und um zu hören und zu sehen, wie es zugeht, verschmäht es nicht, sich in die niederen Kreise des Volkes zu mischen, der Leute Gespräche zu belauschen und sie auszufragen.

Einst tritt er in der Kleidung eines dänischen Gesandten in eine Dorfschenke. Er spricht mit der Wirthin dies und das, und fragt endlich auch, ob man mit dem Landesherrn zufrieden sei. Das redselige Weib fängt nun an zu klagen. Es sei wol Manches an dem Fürsten zu loben, aber da sei die schwere Bierziese und dann der Bau der unnützen Jagdschlösser, die viel kosteten, ohne daß das Land etwas davon habe. In diesem Augenblicke tritt ein Edelmann in die Schenke. Er erkennt den Fürsten und begrüßt ihn als seinen Landesherrn. Die Frau steht wie vom Donner gerührt, aber Johann reicht ihr die Hand und sagt, gegen den Edelmann gewandt: „So gut deutsch, wie dieses Weib, hat noch keiner von meinen Räthen mit mir gesprochen!"

Ihm gleicht in der Sorge für des Landes Wohlfahrt seine Gemahlin. Sie legt kleine Wirthschaften an, verwaltet sie selbst und verwendet die Einnahmen zu Wohlthaten für Arme. Sie ist die Gründerin der ersten Apotheken in der Neumark, denen sie die Verpflichtung auferlegte, an Arme unentgeltlich Arzeneien auszuliefern. Wie Joachim oft die Freigebigkeit übertrieb, so Johann die Sparsamkeit, die bisweilen in Geiz und Härte ausartete. Dennoch war Beider Wirken vorherrschend von Nutzen für ihre Länder.

Joachim stand bereits im sechsundsechzigsten Lebensjahre und erfreute sich noch einer rüstigen Gesundheit, so daß weder er noch irgend Jemand an seinen nahen Tod dachte. Im November des Jahres 1570 ward der lebensfrohe Fürst während einer Schlittenfahrt umgeworfen; aber statt darüber auf seine Diener zu zürnen oder sich zu beklagen, rief er scherzend: „Hier liegt das Haus Brandenburg und thut einen tiefen Fall!" — Bald darauf begab er sich nach Köpenick zur Jagd. Bei dieser Gelegenheit empfing er die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Bruders Johann. Von diesem Augenblicke an war seine Stimmung wie umgewandelt. Nur Gedanken an Gott, Tod und Ewigkeit erfüllten seine Seele und bildeten den Stoff zu seinen Gesprächen. Heiterer Scherz war für immer aus seiner Umgebung verschwunden. Am Abende des 2. Januar 1571 ließ er sich von seinem Hofprediger Luther's Predigten über die Weissagung Simeon's vorlesen, wonach er sich mit ihm und mit seinen Räthen über Tod und Auferstehung, über das Leiden und Sterben Jesu unterhielt. Dies dauerte bis Nachts 2 Uhr. Dann begab er sich in tiefer Bewegung in sein Schlafgemach, zeichnete das Bild des Kreuzes auf sein Bett und starb in derselben Nacht. Sein letztes Wort war: „Das ist gewißlich wahr und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen."

So war er eher heimgegangen als sein Bruder Johann, dessen Erkrankung ihn so sehr aufgeregt hatte. Dieser überlebte ihn indeß nur um elf Tage. Joachim ward im Dome zu Cöln an der Spree beigesetzt; Johann fand in Küstrin seine Ruhestätte.

Aus der Regierungszeit Joachim's bleibt uns ein wichtiger und auch bereits berührter Gegenstand zu erörtern übrig: die Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen, aus der ganz außerordentliche Folgen für das Land hervorgingen.

Dies legt uns die Pflicht auf, einen Blick auf die Geschichte dieses Landes zu werfen.

Digitized by Google

Die Hohenzollern in Preußen.

Das alte Preußenland.

Die Länder an der Ostsee, welche das eigentliche Königreich Preußen, heute die Provinz Preußen, bilden, über hundert Meilen nordöstlich der Mark Brandenburg gelegen, waren den Alten schon durch den Griechen Pytheas (etwa 300 Jahre v. Chr.) bekannt; sie sind jedoch nur genannt worden, wenn von dem schon in grauer Vorzeit sehr beliebten Bernstein, welcher durch die Seefahrer von der Küste des Samlandes geholt wurde, die Rede gewesen ist. Heute wissen wir jedoch aus Oppert's Erforschung der Keilinschriften, daß schon im zehnten Jahrhundert v. Chr. Karawanen aus Asien über Rußland nach der Ostsee abgingen, um jenes fossile, bald wachsgelbe, bald braunrothe Harz zu fischen. Der kaum erwähnte griechische Reisende nannte das Land Mentenomon, die Bewohner „Guttonen" (Gothen) und deren Nachbarn „Teutonen", beides unzweifelhaft deutsche Stämme. Nach der großen Wanderung der Gothen nahmen Stämme slavischen Ursprungs die verlassenen gothischen Wohnsitze ein, setzten sich in dem Küstenhinterland fest und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Resten der früheren germanischen Bevölkerung.

Die Skandinavier des Mittelalters nannten das Festland nördlich von Polen Gotaland; das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts geschriebene Igorlied spricht von den schönen gothischen Mädchen am Ufer des blauen Meeres. In polnischen Schriften aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts werden die Preußen Geten genannt; der Polenkönig Boleslaus I., welcher siegreich gegen die Preußen kämpfte, wird auf seinem Grabdenkmal als Sieger über die Gothen gefeiert. Der Alterthumsforscher Wilhelm Kellner behauptet, es seien die Preußen Nachkommen und Reste jener Gothen, die im Laufe des zweiten Jahrhunderts n. Chr. nach Süden an die Grenzen des Römischen Reiches zogen; die altpreußische Sprache aber sei eine Mischung von Altgothischem mit der Mundart der unterworfenen finnisch-ugrischen Urbevölkerung gewesen. — Der im elften Jahrhundert lebende Bischof Adam von Bremen berichtet in seiner Kirchengeschichte über die Preußen: „In ihren unzugänglichen Sümpfen halten sie sich frei von fremdem Joche."

Der aus verschiedenen Clanschaften bestehende Volkszweig, durch welchen das Land östlich der Weichsel den Namen erhielt, die Porussi (Borussi, Prussi), betritt erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts den geschichtlichen Schauplatz. Ueber diesen Namen spricht sich Johannes Voigt dahin aus, daß derselbe aus der polnischen Präposition po — bei, an, nach — und dem Namen Russen, zusammengezogen „Po-Russen, P'Russen und

Digitized by Google

Prussen", stamme, also „die gegen die Russen hin Wohnenden" bedeute. Gaudentius, der Begleiter und Lebensbeschreiber des heiligen Adalbert, nannte den Namen zuerst.

Das Vorwiegen des germanischen Ursprungs bei den Preußen geht daraus hervor, daß die Ueberreste der germanischen Urbevölkerung, wenigstens nach dem Meere zu, kräftiger und stärker als die Slaven erscheinen. Die äußere Erscheinung der Bewohner, ihr schlanker, kraftvoller Körperbau, die blühende, ja fast röthliche Gesichtsfarbe, das blaue Auge und das blonde Haar der Prussi wies auf ihre Abstammung hin, während die landeinwärts hausenden Stämme entschiedener auf den Typus der Slaven schließen lassen. Sie werden schwarzhaarig, dunkeläugig und minder kraftvoll gebaut geschildert.

Die Männer trugen einen bis zum Knie reichenden kurzen Rock oder einen weiten Kittel von grobem weißen Stoff. Der Rock wurde von einem mit glänzendem Erz und Bernstein geschmückten breiten Gürtel zusammengehalten. Der Unterkörper war durch Beinkleider, der Fuß durch Bastschuhe geschützt. Ein langer Bart wallte bis auf die offene Brust herab, eine spitze Mütze von Pelzwerk oder Wollenzeug deckte das Haupt. Die Frauen trugen ein langes Gewand von lichtem oder hellfarbigem Linnen, das auf der Schulter vermittels einer Spange zusammengehalten ward. Ohrringe, Armspangen, Halsketten, gefertigt aus Erz, Bernstein oder farbigem Thon, dienten Alt und Jung zum Schmuck.

Die kriegstüchtigen Männer bedienten sich im Handgemenge eines schweren Streitkolbens, wogegen sie mit kleineren Wurfkeulen, die sie sicher zu schleudern wußten, den Feind schon aus der Ferne empfingen. Gerade diese kleinere Waffe ward dem Feinde oft in hohem Grade verderblich. Außerdem wußten sie auch Wurfspieße, Lanzen, Streitäxte, Bogen und Pfeile mit seltener Geschicklichkeit zu handhaben. Ihre Edlen liebten es, kostbare Waffen, besonders ein prächtiges Schwertgehänge, zu führen, ebenso ihre Rosse zu schmücken. Der schon genannte Adam von Bremen berichtet zum Lobe dieses wenn auch sehr rohen, so doch gar streitbaren und freiheitliebenden Volkes, daß es in hohem Grade menschenfreundlich gesinnt, stets willig und bereit gewesen sei, Schiffbrüchigen oder von Seeräubern Verfolgten Hülfe entgegen zu bringen. Zu betteln erlaubten sie Keinem. Der Dürftige ging frei von Haus zu Haus und aß, so viel ihm behagte; wie ihre gastlichen Bräuche, so wird ihnen auch die strenge Einhaltung des gegebenen Wortes und das treue Festhalten an den überlieferten Sitten nachgerühmt. — Die Prussi bewohnten die dichten, meist unzugänglichen Wälder, welche sich aus dem Innern des Landes bis ans Frische Haff erstreckten. Hier hausten noch zahlreiche Wölfe, das mächtige Elen sowie der gefürchtete riesige Auerochs. An lichten Stellen der Wildniß befanden sich ihre Ansiedelungen, aus rohen, nicht selten buntbemalten Hütten bestehend. Brüche, Moräste, Seen und eine Menge Gewässer, welche, gleich der Sirguna, öfters einen Theil des Landes unter Wasser setzten, erschwerten den Zutritt zu diesen Dörfern; denn zwischen den Sümpfen und auf dem meist grundlosen Boden konnte sich nur der Bewohner des Landes zurechtfinden.

Von dem Religionswesen der Preußen ist wenig bekannt. Sie verehrten ihre Götter, wie die Germanen, in heiligen Hainen, den sogenannten Romove. An diesen schwer zugänglichen, tief in dem Walde gelegenen, geheimgehaltenen Stätten, um moosbewachsene, tausendjährige heilige Eichen versammelte sich das Volk zur Begehung seiner religiösen Feste und zur Darbringung der Dankopfer für den Beistand der Götter oder zu deren Besänftigung. Ihr Götterkönig hieß Perkunos, ihr Frühlingsgott Potrimpos, der Segenspender. Dem Pikullos, dem düstern Gott des Todes, dienten die Leichenpriester, Tulissonen und Liegaschonen, die in dem heiligen Bergwalde hausten und einer alten Sitte des Volkes gemäß unter schauerlichen Klageliedern die Scheiterhaufen umringten, auf denen die Leichname der Helden verbrannt wurden. Magila, die Quälerin, hieß die Sühnegöttin, welche in Fällen der Bedrängniß vielfach von den Frauen angerufen wurde. — In dem Romove am Pregel hütete der „Kirweit" oder Oberpriester des Volkes das heilige Feuer. Als vornehmste Opfer galten weiße Rosse, welche besonders dem Todesgotte dargebracht wurden.

Digitized by Google

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Opfer der Preußen im heiligen Haine. Zeichnung von Hermann Vogel.

Digitized by Google

Aber es waren leider auch Menschenopfer gebräuchlich. Kriegsgefangene Helden überlieferte man mit Roß und Rüstung dem Flammentode. Nach jedem Siege hatten die Gefangenen das Los unter sich zu ziehen; wer eine der hellen Bernsteinkugeln aus der Urne hervorlangte, kam mit dem Leben davon, wenn er auch dem Schicksal der Sklaverei verfiel; wer unter den Kugeln aber die schwarze zog, war unfehlbar verloren.

Der Götterkönig Perkunos redete zu den Priestern in den heiligen Hainen, unter denen die Götterstitze Wallewona und der Romove auf Samland mit obenan standen, und verkündete ihnen hier im Windesgebrause und unter Sturm und Wettern seinen Willen. Ihm zu Ehren lassen die Griwe, die hochgeachteten Priester, in ihren wallenden weißen Kleidern, an deren Saum Runenzeichen hinliefen, auf den Altären und den Jahrhunderte alten Baumstümpfen den Wohlgeruch der heiligen Bernsteinfeuer emporlodern. Weiß gekleidete Priesterknaben schüren das heilige Feuer; sie hüten und füttern auch die heiligen Schlangen, das Sinnbild des ewig sich erneuernden Frühlings, dem diese Reptile geweiht waren. Willig und gehorsam folgt jeder Prusse, weß Standes er auch sei, dem Griwule, einem kleinen weißen Stabe mit eingeschnittenen Runen, sei es zum Feste, sei es zu Berathungen oder Volksversammlungen, oder zum Kampfe gegen die Landesfeinde.

Der Oberpriester übte eine außerordentliche Gewalt über diese Naturkinder aus, wie denn überhaupt die Priester als Richter und Gesetzgeber bei weitem größeren Einfluß hatten, als die Fürsten und Häuptlinge. Zur Aufrechterhaltung ihrer Macht unterließen sie es nicht, im Volke die Begeisterung für den alten Glauben zu nähren, indem sie den Verlust desselben als den Untergang der Freiheit des Landes hinstellten.

Das Volk war noch zu roh und unbändig, als daß es sich zu einem politischen Ganzen oder Staat hätte vereinigen lassen. Es ließ sich nur die Herrschaft seiner Stammeshäuptlinge oder der gewählten Kriegsfürsten gefallen. Ueber die einzelnen Gaue, Sam- und Ermland, Notangen, Pogesanien, Barten, Pomesanien, Sudauen u. s. w., herrschten einzelne Fürsten, die von ihren Wehrburgen aus, etwas sorgfältiger ausgeführten Festen aus Stein und Holz, ihre unbotmäßigen Landsleute in Zucht und Gehorsam zu halten suchten. Diese Wehrburgen lagen meist auf den Gipfeln der Hügel, und von ihnen loderten die Feuerzeichen empor, wenn Feinde das Land bedrohten. So lange die Deutschen noch nicht dem Banner des Schwarzen Kreuzes gefolgt waren, gab es unaufhörlich Streit mit den benachbarten Polen, deren Fürsten die Unabhängigkeit der Preußen während Jahrhunderte langer Kämpfe anfochten. Doch glückte es ihnen, nur über den Landestheil, welcher Pommerellen heißt, zu einer beschränkten Oberhoheit zu gelangen. Ihre Versuche, die Prussi zu regelmäßigem Tribut zu zwingen, endigten ohne Erfolg. Ebenso erwehrten sich diese der öfters die Küsten beunruhigenden Dänen; auch die Grenzgebiete nach Pommern hin waren Jahrhunderte lang reichlich mit Blut getränkt.

Die ersten christlichen Sendboten in Preußen.

Bischof Adalbert von Prag. Kein slavisches Volk hat mit solcher Zähigkeit an seinem alten Glauben festgehalten wie die alten Preußen, was sich aus den örtlichen Eigenthümlichkeiten des Landes leicht erklärt; bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lassen sich noch Spuren heidnischer Sitten verfolgen.

Es war um das Jahr 996 oder 997, als der aus edlem böhmischen Geschlecht hervorgegangene Adalbert (Edelganz), Bischof zu Prag, den hochherzigen Entschluß faßte, den heidnischen Preußen das Evangelium zu predigen. Der Herzog Boleslaw von Polen, zu welchem er sich zunächst begab, bestärkte ihn in seiner guten Absicht, wahrscheinlich um deswillen, weil er hoffte, daß in dem Maße, in welchem der Glaube an die heidnischen Götter dahinschwände und das Christenthum Aufnahme bei den Preußen fände, diese von ihrem Widerstande gegen die polnische Oberherrschaft ablassen möchten, und hierdurch das längst erstrebte Ziel, die Unterwerfung des Landes, um so gewisser erreicht werden würde.

Digitized by Google

Begleitet von Gaudentius, dem Bruder des Herzogs, dem Priester Benedikt und dreißig Bewaffneten, fuhr Adalbert nun zu Schiffe den Weichselstrom hinab und landete bei Danzig. Hier hatten seine Predigten den besten Erfolg, denn es ließen sich eine große Zahl der von allen Seiten herbeiströmenden Zuhörer taufen. Ob Adalbert sich eines Dolmetschers, ob er, wie es die sächsischen Priester früher in der Mark gethan hatten, sich der lateinischen oder seiner Landessprache bediente, ist aus den geschichtlichen Nachrichten nicht ersichtlich.

Erhobenen Herzens segelte er am nächsten Tage weiter, erreichte das Meer und landete an der Küste Samlands. Nur von dem Priester und dem Bruder des Herzogs begleitet, ging er hierauf landeinwärts, indeß das Schiff mit den Bewaffneten zurücksegelte. Bald kam er in eine Ortschaft, es sammelten sich die Bewohner um ihn, und er begann seine Predigt. Als man vernahm, daß er gekommen sei, die alten Götter zu stürzen, drang man zornig auf ihn ein; doch nahm ihn der Häuptling des Ortes in seinen Schutz. Von diesem, der ihm Herberge und Speise bot, ward ihm am nächsten Morgen bedeutet, seinen Glaubenseifer zu bezähmen, da ihn sonst unfehlbar der Tod treffen werde. Der Häuptling bot ihm sogar ein Schiff an, um in die Heimat zurückzukehren. Adalbert begab sich an die Küste, bestieg auch das Schiff, fuhr jedoch nicht in die Weichsel zurück, sondern stieg nach einer fünftägigen Fahrt auf einem andern Punkte der Küste ans Land und begab sich wiederum in eine Ortschaft, um seinen Bekehrungsversuch zu wiederholen. Er fand jedoch den gleichen Widerstand und ward genöthigt, den Ort zu verlassen.

Psalmen singend, hatten die drei Männer eben einen im Walde gelegenen sonnigen Platz erreicht und sich niedergelassen, um von den gehabten Anstrengungen ein wenig auszuruhen, als sie von einer Schar Preußen, an deren Spitze sich ein Griwe (heidnischer Priester) befand, eingeholt wurden. Es scheint, als sei der Ort, auf dem sich Adalbert mit seinen Begleitern befand, den Preußen besonders heilig gewesen; denn sie gaben ihm mit wilden Geberden und Ausrufungen zu erkennen, daß er denselben verlassen solle. Seine Begleiter folgten der Aufforderung, er jedoch nicht. Nun stürmten die ergrimmten Feinde auf ihn ein und legten Hand an ihn, indem sie ihn fesselten. Die Genossen erschraken, doch er rief ihnen zu: „Trauert nicht, meine Brüder! denn ihr wisset, wir erleiden solches Alles nur um des Namens unseres Herrn Jesu Christi willen, welcher allein ist Herr über Leben und Tod!“ Da trat aus dem Haufen der Feinde ein Priester hervor und schleuderte ihm einen Wurfspieß in die Brust. Indem er Blick und Hände gen Himmel hob und zu Gott für seine Mörder betete, ward er noch von sieben Lanzen durchbohrt. Seinen Begleitern fügte man kein Leid zu, und sie erreichten glücklich die Heimat.

Nach dem edlen Adalbert sind noch manche glaubenseifrige Männer unter den starrsinnigen Preußen erschienen, um ihnen das Evangelium zu lehren — doch gleich erfolglos. Fischhausen bei Pillau wird als der Ort bezeichnet, wo Adalbert seinen frommen Eifer mit dem Leben bezahlen mußte. Boleslav erhielt den Leichnam — wie es heißt gegen Silber, das ihn aufwog — zurück, und Adalbert fand in Gnesens Hauptkirche seine Ruhestätte, wohin als einem hoch angesehenen Wallfahrtsort die gläubige Menge bis zur Stunde pilgert.

Christian von Oliva. Unweit Danzig, dem Meere nahe, erhebt sich am Fuße waldiger Höhen das Kloster Oliva, eine Gründung des pommerschen Herzogs Sambor, der zu Danzig residirte. Hier walteten zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Cisterciensermönche in segensreicher Weise. Einer der Mönche, Christian mit Namen, ein vom Geiste des Christenthums tief durchdrungener Mann, ward von dem Gedanken ergriffen, den heidnischen Preußen das Evangelium zu predigen, somit das Werk Adalbert's wieder aufzunehmen, und er ließ sich durch keine Vorstellung von seinem Entschlusse abbringen. Er hatte sich in solcher Absicht sowol mit der Sprache als auch mit dem Charakter und der Lebensweise der Preußen vertraut gemacht und lebte der Hoffnung, sein Werk werde nicht ohne Segen bleiben. An den Grenzgebieten zunächst predigend, gewann er wirklich in kurzer Zeit eine ansehnliche Zahl heidnischer Preußen für das Christenthum, ja es begehrten sogar im

Digitized by Google

Jahre 1208 zwei Häuptlinge von ihm die christliche Taufe. Um sie in der neuen Lehre zu befestigen, sandte Christian die Häuptlinge nach Rom, woselbst an ihnen von dem Papste Innocenz III. unter großer Feierlichkeit die Taufe vollzogen wurde. Hocherfreut über den Erfolg und die an denselben sich anschließenden Hoffnungen erhob Innocenz den frommen Mönch zum Bischofe von Preußen. Doch nun brach der Zorn der heidnischen Landesbewohner gegen die Bekehrten aus, und Feuer und Schwert wütheten in den Grenzgebieten, die Christian schon für immer dem Christenthum gewonnen zu haben glaubte. Nur wenige Anhänger des neu ernannten Bischofs kamen mit dem Leben davon.

Die Preußen begnügten sich nicht damit, die Bekehrer und die Bekehrten zu verjagen, sondern sie rächten sich durch Einfälle in benachbarte christliche Gebiete. Namentlich ward das polnische Herzogthum Masovien schwer von ihnen heimgesucht. Dort sanken über dreihundert christliche Kirchen und Kapellen in Asche.

Tod des heiligen Adalbert.

Nun verzweifelte der Bischof daran, durch die Macht des Wortes allein das Christenthum befestigen zu können. Auf seine Vorstellung erhielt er von dem Papste die Erlaubniß, die Hülfe der Nachbarn zu einem Kreuzzuge wider die Preußen anzurufen; den Theilnehmern am Zuge wurde reicher Ablaß zugesagt.

Es währte nicht lange, so war ein starkes Heer beisammen. Ein ansehnlicher Landstrich an der Weichsel ward in Besitz genommen, und es wurde in den nächsten drei Jahren durch Anlegung von Ortschaften und Aufbau von Burgen eifrig daran gearbeitet, die Besitzergreifung zu sichern. Leider aber blieben die Kreuzfahrer nur so lange im Lande, bis nach ihrer Meinung der Ablaß verdient war. Kaum waren sie hinweg, so erschienen die Preußen in den schutzlosen Landstrichen aufs Neue, und wiederum wütheten Feuer und Schwert. Da auch die Pommern an dem Kreuzzuge Theil genommen hatten, wurden auch sie von den Preußen heimgesucht. Das Kloster Oliva ging in Flammen auf, ein Theil der Mönche wurde hinweggeschleppt und ermordet. Aerger noch als bei dem ersten Ueberfall erging es dem Lande Masovien, über das Herzog Konrad herrschte.

Nun strebte der Bischof Christian danach, einen geistlichen Ritterorden ins Leben zu rufen, der seinen Wohnsitz in dem gewonnenen Landstrich nehmen und ein dauernder Schutz desselben werden sollte. Hatte doch ein solcher Orden, die Schwertbrüder, in Livland Bedeutendes zur Befestigung und Verbreitung des Christenthums beigetragen. Christian

Digitized by Google

erlangte auch hierzu die Bewilligung des Papstes und die Zustimmung des Herzogs Konrad von Masovien, und so kam es zur Stiftung des Ordens der „Ritter Christi in Preußen". Ihr Ordenskleid war ein weißer Mantel mit rothem Stern und Schwert. Es ward ihnen die Burg Dobrin an der Drewenz als Hauptort angewiesen, und nach dieser Burg nannte man sie auch die „Ritterbrüder von Dobrin".

Die Preußen, beunruhigt durch die Einfälle der Ritter, und mehr und mehr erkennend, worauf es schließlich abgesehen sei, unternahmen einen Zug gegen die Burg. Herzog Konrad zog ihnen mit den Rittern entgegen, und es kam in der Gegend des heutigen Straßburg zu einem zweitägigen mörderischen Kampfe. Derselbe endigte zu Ungunsten der christlichen Streiter. Der Herzog Konrad und seine Masovier mußten ihr Heil in der Flucht suchen, und die Ritterbrüder hatten es nun allein mit dem ergrimmten überlegenen Feinde zu thun. Die Preußen blieben Sieger. Alle Ritter bis auf fünf, die sich mit ihren Knechten in die Burg retteten, erlagen im Kampfe, und es war dadurch der Landstrich, auf dem man sich zu halten gehofft hatte, wiederum in die Gewalt der Preußen gefallen.

Der Deutsche Ritterorden in Preußen.

Einer andern Ritterverbrüderung war es vorbehalten, das Werk wieder aufzunehmen und zu vollenden. Wie die Ritterorden der Templer und Johanniter, war auch der Deutschorden während der Kreuzzüge in Palästina entstanden. Sein Hauptzweck ging ursprünglich ebenfalls dahin, das Evangelium im fernen Morgenlande verbreiten zu helfen. Der Deutschorden führte Anfangs den Namen „Ritter Hospitaliter unserer Lieben Frauen vom Berge Zion", dann „Deutsche Ritter des Marianischen Ordens" und später abgekürzt „Deutsch-Ordensritter" oder „Deutschorden". Schon in den ersten dreißig Jahren seines Bestehens hatte er sich kräftig emporgearbeitet und besaß in Europa ansehnliche Besitzungen. Jetzt stand als vierter der Hochmeister an seiner Spitze Hermann von Salza, ein Mann von großer Einsicht und Tapferkeit.

Der begeisterte Wille, im Morgenlande sich zu behaupten, war bei den europäischen Völkerschaften zu dieser Zeit in dem Maße abhanden gekommen, als man zu erkennen begonnen hatte, daß in der Nähe für die Befestigung und Ausbreitung des Christenthums vorerst noch übergenug zu thun sei. Deshalb war auch von Hermann von Salza der Hauptort des Ordens von Akka in Syrien nach Venedig verlegt worden. An diesen Orden sich zu wenden, schlug Bischof Christian dem Herzog Konrad vor, wozu dieser, der um dieselbe Zeit von den wilden Lithauern hart bedrängt ward, sich sogleich auch anschickte.

So ward denn eine Gesandtschaft an den Hochmeister des Deutschordens mit der Bitte abgeordnet, einen Theil seiner tapferen Ritter nach Preußen zu senden, damit das fromme Werk der Bekehrung dort nicht länger gehemmt werde. „Der Herzog Konrad", so lautete die Botschaft, „verheißt deinem Orden für die Hülfe das Kulmerland und noch ein anderes Gebiet zwischen Masoviens und Preußens Grenzen zum ewigen freien Eigenthum."

Hermann von Salza, der eben damit beschäftigt war, sich zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Sarazenen zu rüsten, konnte nicht alsbald zu einem Entschlusse gelangen. Allerdings hatte die Aussicht auf Erringung einer unabhängigen Stellung und Verbreitung des Christenthums in den Gebieten der Weichsel für Hermann, der für den Zweck des Ordens wie für dessen Größe und Wohlfahrt gleich begeistert war, etwas Lockendes. Die Besitzungen der Deutschritter im Morgenlande versprachen überdies, das sah er wohl, nicht lange Dauer; ja es schienen schon zu ihrer zeitweisen Erhaltung außerordentliche Opfer erforderlich zu sein. Dennoch ging er vorsichtig zu Werke. Hatte nicht auch vor kurzer Zeit der König von Ungarn dem Orden unter ähnlichen Umständen das Land Burzen in Siebenbürgen versprochen, es ihm aber, nachdem es von den Deutschrittern erobert und durch Ansiedelungen blühend gemacht worden war, wieder abgenommen? Nach langen Verhandlungen wurde endlich dem Orden der Besitz aller der Landstriche, die er in Preußen erobern

Digitized by Google

würde, mit allen Rechten eines deutschen Reichsfürstenthums feierlich zugesagt. Im Jahre 1227 oder 1228 kam der Vertrag zu Stande.

Im Jahre 1237 erfolgte die Vereinigung des Ordens mit dem der „Schwertbrüder" in Livland. Freilich ging die Unterwerfung der unbotmäßigen Preußen noch nicht so rasch vorwärts. Es folgten vielmehr während eines Zeitraums von etwa fünfzig Jahren Kämpfe auf Kämpfe, die endlich nach außerordentlichem Blutvergießen mit dem Siege des Christenthums endeten. — Betrachtet man den Geist, der den Orden in der ersten Zeit erfüllte, so erregt die Erhabenheit und Reinheit des Strebens der Ritter unsere Bewunderung; es gilt hier Dasselbe, was in Bezug auf die erste Zeit des Cistercienserordens gesagt ward. Ein Blick in die Verfassung des Ordens und in das Leben der Ordensbrüder wird diese Behauptung rechtfertigen. Mußte es nicht ein Strahl aus dem innersten Kerne der Christuslehre sein, der die jungen Edelleute aus der Heimat, der Familie hinweglockte und sie bewog, allen Freuden des Lebens zu entsagen, indem sie in den Kreis von Männern traten, die unter den strengen Gelübden der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth standen? Ein Strohsack war des Ritters Lager, eine leichte Decke sein Schutz vor dem Erstarren in ungeheizten Räumen; ein einfacher weißer Mantel mit dem schwarzen Kreuze und darunter ein langer schwarzer Rock bildeten den Haupttheil seiner Kleidung, zumeist Brot und Wasser seine Nahrung. Gebet, Waffenübungen und schwere Kämpfe gegen eine verwegene, kriegsgewohnte, stets neuen Kämpfen entgegenjauchzende Bevölkerung boten den einzigen Wechsel in der ewigen Einförmigkeit eines unwirthlichen Landes. Und das Alles, um dem Christenthum eine neue Stätte zu bereiten! Ob der eingeschlagene Weg zur Verbreitung desselben der rechte war? Noch war der Wille der Ordensbrüder rein; er entsprang aus dem damaligen Höhenpunkte der Erkenntniß, die selber wieder ein Ausfluß der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts war.

Nun sandte der Hochmeister im Jahre 1231 den tapfern und klugen Hermann Balk mit einer kleinen Schar von Rittern nach der Weichsel. Unterhalb des heutigen Thorn, am linken Ufer der Weichsel gelegen, befand sich eine hölzerne Burg, Vogelsang geheißen — sie ist als die Wiege des Deutschordens-Staates Preußen zu betrachten, denn von dieser Burg aus, die von den Rittern besetzt ward, begann die Eroberung Preußens, zunächst die der Landschaft Kulm. Der Hauptort dieser Landschaft, Alt-Kulm, gerieth durch Verrath eines preußischen Edeln in die Gewalt der Deutschritter. An der Stelle der Burg wurde im folgenden Jahre die Stadt Kulm gegründet. Flamländer aus dem nordwestlichen Deutschland waren die ersten Ansiedler, die von den Deutschrittern herbeigezogen wurden. Mit ihnen zog das flämische Städterecht in ihre neue Heimat ein, und das Stadtrecht von Kulm (das „Kulmer Recht") ward weiterhin auch den übrigen deutschen Städten, die sich in Preußen erhoben, verliehen. Der Eroberung der preußischen Landschaft Kulm folgten bald danach die der zunächst gelegenen Landschaften Pomesanien und Pogesanien.

Aufblühen des Deutschordens. Nach mehreren Jahrzehnten gebot das schwarze Kreuz über den ganzen Ostseestrand. Je mehr der Deutschorden die Grenzen seines Gebietes vorschob und sie zu behaupten wußte, desto mehr wuchs in Deutschland das Vertrauen zu ihm, und es kamen in steigender Anzahl deutsche Ansiedler herzu, die sich in seinem Gebiet niederließen und Ortschaften gründen halfen. Bald blühten, Dank der deutschen Thatkraft, empor: Elbing, Kulm, Thorn, Stuhm, Memel und an den Bischofssitzen sowie den Orten, wo die Ritter Komthureien, Burgen oder Vogteien errichtet hatten, so um Bartenstein, Braunsberg, Christburg, Heilsberg, der Königsburg (das heutige Königsberg), Lenzenburg, Marienwerder ꝛc., bildeten sich neu emporstrebende Mittelpunkte deutschen Kulturlebens, und von hier aus befestigten sich mehr und mehr der Einfluß und die Macht der deutschen Ordensritter.

Um Mitte des zwölften Jahrhunderts waren Pomesanien und das Kulmer Land von Deutschen besetzt und größtentheils kolonisirt, und Gaue, welche sich noch in leidlicher

Digitized by Google

Unabhängigkeit erhalten, wie Sudauen, Schalauen und Nadrauen, sahen sich in ihrer Selbstständigkeit nur zu oft von ihren sich weiter ausbreitenden Nachbarn bedroht. Der Geist, welcher bis dahin die Ritterschaft beseelte, hatte in den letzten Jahrzehnten mancherlei Wandlungen erfahren. Den mit herangezogenen Bischöfen kam es damals schon mehr darauf an, weltliche Güter für sich zu gewinnen, als am Seelenheil der schwer zugänglichen heidnischen Landesbewohner unverdrossen fortzuarbeiten. Den Heißspornen unter den Rittern dagegen war das verstockte heidnische Wesen der Prussi ein Greuel, und für ihre barbarischen Sitten fehlte ihnen das rechte Verständniß. Die Oberen sahen sich nicht selten genöthigt, harte Strafen über Diejenigen zu verhängen, welche sich in ihrem Eifer zu bedenklichen Uebergriffen hatten hinreißen lassen. Solch ein Vorfall war es auch, der den zwölf Jahre andauernden Rassenkampf im Jahre 1261 verursachte, als der Komthur Walrad, um einige der unbotmäßigsten Clane aus dem Samlande und Notangen unschädlich zu machen, jene Edlen zu sich verlockte und den Ort, wo sie sich zum Trinkgelage versammelten, in Flammen aufgehen ließ. Schon vorher hatte sich allerorten Zündstoff in Menge angehäuft. Empfanden die Preußen schon die ihnen aufgezwungenen Dienste bei Erbauung oder Verstärkung der Ordensburgen Balga, Christburg, Kreuzburg u. a. als eine unerträgliche Last, so waren ihnen seitdem noch mehr Frohnden, eine Erhöhung der Abgabe des Zinskorns ꝛc. auferlegt worden. Rücksicht auf die Gewohnheiten und Ueberlieferungen der Landesbewohner zu nehmen, fand man für unnütz. In ihrem christlichen Eifer führten die Ritter den Unterworfenen selbst die Kinder hinweg, um diese, entfernt von ihrer Heimat, in deutscher Sitte und im alleinseligmachenden Glauben erziehen zu lassen. Trauernd sah der Preuße seine Göttereichen niederstürzen, seine heiligen Haine schänden und die Bilder seiner Götter in den Staub sinken. — Damals, als jene Gewaltthat zu Lenzenburg am Frischen Haff verübt wurde und jene zwanzig Häuptlinge den Feuertod erlitten — da zerstreuten sich deren im Burghof auf Rückkehr ihrer Gebieter harrende Schildträger und Mannen nach allen Theilen des Landes und verkündeten die gräßliche, unerhörte Mär.. Es traf sich, daß just zur selben Zeit viele der jungen Edlen, deren Erziehung in Deutschland erfolgt war, nach ihren Wehrburgen und ihren Wäldern zurückgekehrt waren. Auf diese richteten sich nun die Blicke und die Hoffnungen des in seinen innigsten Gefühlen verletzten, nach Wiedergewinnung seiner Freiheit verlangenden Volkes. Die jungen Edlen hatten draußen im Reiche die deutsche Kriegsführung kennen gelernt und wußten nun, worauf sich die Ueberlegenheit der Ordensritter gründete. Im Jahre 1261 verbanden sich die Samländer unter ihrem Kriegsfürsten Glaude, die Ermländer unter dem riesigen Glappo, die Barten unter Dievane, die Pogesanier unter Auctumo, die Notanger unter dem edlen Heinrich Monte, dem Bundesoberhaupte, und überfielen in der Nacht vom 20. auf den 21. September 1261 die Burgen und Sitze der Ritter und die deutschen Ansiedelungen. Die wilden Scharen richteten unter den Ueberraschten ein entsetzliches Blutbad an. Die Ritter wie die herangezogenen deutschen Kolonisten unterlagen in mehreren gräßlichen Kämpfen, so bei Pokarmen und Löbau, hielten sich jedoch in den wichtigsten Ordenssitzen, in Kulm, der Königsburg ꝛc., bis ihnen von den Ordenshäusern in Deutschland Hülfe zugeführt werden konnte. Aber diese Kraftanstrengungen der Deutschordensritter hätten doch nicht ausgereicht, um sich die Preußen zu unterjochen, wenn nicht ansehnliche Kreuzfahrerheere ihnen in den Zeiten größter Bedrängniß wieder Luft gemacht hätten. Preiswürdige Thaten wurden in jenen schweren Tagen von Männern wie Hanno von Sangerhausen, dem Hoch- oder Deutschmeister, durch Dietrich von Bernheim, Konrad von Thierberg, Ludwig von Kronberg, Helwig von Goldbach u. A. vollbracht.

Die Besiegung des tapferen Preußenvolkes erforderte mindestens eben so großartige Anstrengungen, wie diejenigen, die einige Jahrhunderte früher zur Niederwerfung der Sachsen nöthig gewesen waren. Denn in ganz verzweifelter Gegenwehr spannten die Aufständischen immer von Neuem wieder ihre Kräfte an, in der Hoffnung, die verhaßten Deutschen doch noch

Digitized by Google

mit Stumpf und Stiel ausrotten zu können. Aber auch von Seiten der Preußen wurde Alles aufgeboten, um den grimmen Feind zu vernichten; bis über die Weichsel, ja in die Gebiete der pommerschen Herzöge hatten die Aufständischen ihre Waffen getragen, die Bewohner erschlagen oder als Sklaven hinweggeführt.

Die ganze glaubenseifrige Christenheit ward nun aufgeboten, und der Papst erklärte die Heereszüge nach Preußen als auf gleicher Linie mit den Kreuzzügen ins heilige Land stehend. Jahrein, jahraus zogen jetzt deutsche Fürsten, ja Herren aus allen Theilen von Europa an der Spitze tapferer Scharen herzu, um sich an den Heldenkämpfen in den Küstenländern des Baltischen Meeres zu betheiligen. So erschienen ein Markgraf von Meißen, ein Herzog von Braunschweig, ein Graf von Barby, ein Landgraf von Thüringen, ein Herzog von Oesterreich, ein Markgraf von Mähren.

Schloß Marienburg um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Schon vorher, im Jahre 1255, war der mächtige König Ottokar von Böhmen um Beistand angegangen worden, und auch er erschien im Lande der Heiden mit gewaltiger Heeresmacht, begleitet von einer zahlreichen Ritterschaft. Doch wie sehr seine Ritter, Knappen und Mannen auch dareinschlugen — selbst ihm war die Niederwerfung der streitbaren Preußen mißlungen. Er büßte in den unzugänglichen Wäldern, Sümpfen und Morästen des wilden Landes den besten Theil seines Heeres ein. Dessen gedachten die Landesbewohner, wenn neue Bedrängnisse, neue Kreuzzüge gegen sie ins Werk gesetzt wurden.

Gründung von Königsberg. Damals, als an König Ottokar's Erscheinen so große Hoffnungen geknüpft wurden, nannte man ihm zu Ehren einen gerade im Bau befindlichen neuen Ordenssitz die Königsburg (das heutige Königsberg). Zu jener Zeit war auch im Gefolge des Böhmenherrschers ein tapferer junger Degen herzugekommen, der Besitzer einer in den Schweizerlanden gelegenen kleinen Herrschaft: Rudolf von Habsburg, der nachmalige deutsche Kaiser; dann ein anderer deutscher Held, der Askanier Otto III., der zu Ehren seines Landes und dessen Hauptstadt im Preußenlande eine Burg gleichen Namens (Brandenburg) anlegte, welche der Mittelpunkt einer Stadt wurde, die heute noch blüht.

In langjährigem Kampfe hatte sich die beste Manneskraft der Preußen verblutet; das Land war entvölkert, die Wohnstätten waren verwüstet, brachliegende Felder dehnten sich von einer Ordensburg zur andern aus. Den Rittern vom Deutschen Orden dagegen, wie schwer auch sie gelitten, fehlte es nicht an frischem Zuzug und zu heiliger Begeisterung erglühenden Kämpfern. Und so gelangte das Kreuz zuletzt zum Siege über das Heidenthum; aber es herrschte geraume Zeit nur über Leichenstätten und Einöden. Ein tapferes Volk, das sich nicht hatte in eine neue Zeit finden können, hatte sich zu Tode gerungen. Der Kampf war ein grausig blutiger gewesen; der Sieg des Ordens um so entschiedener.

Welche Weisheit, wie viel Thatkraft und Ausdauer waren erforderlich, um auf Trümmern und Gräbern einen neuen Staat aufzurichten! Aber der Orden zeigte sich der großen Aufgabe gewachsen. Er hatte im heißen Ringen um sein Fortbestehen nicht nur seine Kraft und seinen Beruf zum Herrschen, er hatte auch seine Weisheit, zu regieren und Neues zu schaffen, dargethan. — In der Christenheit hat es keinen ritterlichen Orden gegeben, dessen Ruhm dem des Deutschordens gleichgekommen wäre.

Hermann v. Salza. Nach R. Schweinitz.

Die Hochmeister verlegten ihren Sitz zunächst von Venedig nach Marburg und dann nach Preußen selbst. Hier baute der Orden — etwa hundert Schritte von der Nogat — eine stattliche Burg, die man zu Ehren der Mutter des Heilandes die Marienburg nannte. Im Jahre 1276 ward der großartige Bau (der später in Trümmer sank, aber in neuerer Zeit wieder erstanden ist) vollendet; im Jahre 1306 schlugen hier die Hochmeister ihren Sitz auf. Das in der Nähe der Burg liegende Dorf ward zur Stadt, Marienburg, erhoben.

Eine halbe Stunde weit ins Land hinein dehnten sich bald die drei Burgen der Ordensresidenz von der Nogat aus, wo die schlanke Warte des sagenreichen Buttermilchthurmes mit seinen finsteren Kerkern die Grenze bezeichnete, hinter welcher feste Mauern, Kirchen, Vorraths- und Wohngebäude wechselten, bis das „hohe Schloß" mit hochansteigendem Kirchthurme den gewaltigen Bau schloß. Schon Konrad von Thierberg hatte 1274 eine Burg, „das oberste Haus", gebaut; Siegfried von Feuchtwangen fügte 1309 den Prachtbau seiner Residenz als mittlere Burg hinzu; die Vorburg lagerte außerhalb des Schlosses. — Mit dem Orden verfiel auch die prachtvolle Burg: polnische Starosten hausten in ihr; dann diente sie bald als Fabrik, bald als Magazin, bald als Speicher, indem man die prächtigen Säle durch eingezogene Böden trennte, Fenster vermauerte und andere verderbliche Neuerungen vornahm, — ja man wollte sie sogar abbrechen, um die Steine zu verwerthen. Unter König Friedrich Wilhelm IV. ward nicht allein der Zerstörung Einhalt gethan, sondern man stellte sogar einen Theil der Burg in seiner alten Gestalt wieder her.

Hinter der Zugbrücke an der Nordfaçade wölbt sich das prachtvolle Eingangsthor, geschützt von zwei gothischen Spitzthürmchen, zwischen denen an rother Schloßwand von grauem Steinschild das hochmeisterliche Wappen zu schauen ist, den schwarzen Adler in der Mitte. Rechts und links ziehen sich die stattlichen Zinnen der Vormauern hin, hinter denen in dreifacher Reihe die gothischen Fenster blinken. Nach der Stadt zu wendet sich das kolossale Viereck des obern und hohen Schlosses mit dem großen Kapitelsaal und der Annengruft in der Schloßkirche und dem Pfaffenthurm daneben. Durch einen Graben und eine Zugbrücke getrennt, liegt ihm am Schloßhofe gegenüber die mittlere Prachtburg mit

Digitized by Google

ihren hochsteigenden Stockwerken, wo sich der „große Remter“, die Meisterwohnung, mit schlanken Zinnen und schmuckreichen Giebeln befindet.

Von den drei langen Flügeln des mittleren Schlosses ist nur der prachtvolle westliche ganz erhalten, welcher die Wohnung des Hochmeisters und einige Remter enthielt. Vier Stock hoch thürmt sich die Schloßwand an der Nogatseite auf; Fenster reiht sich in schlankem Spitzbogen an Fenster, die von zierlicher Stukkatur eingefaßt sind; Pfeiler steigt kühn empor über Pfeiler, Gewölbe über Gewölbe, und sechs vortretende schlanke Granitpfeiler mit Reliefiguren tragen die obere Mauerwand mit ihren Zinnen.

Durchwandern wir rasch das Innere des Schlosses. Vom Burghofe aus gehen wir durch das Gemach des Thorwarts, um zur Haupttreppe zu gelangen, welche zu dem hochgewölbten Bogenflur des „Ganges“ leitet. An der äußern Mauer steigt der Brunnen 17 m durch alle Stockwerke hinauf, so daß man in jedem Stockwerk Wasser schöpfen kann, und in des „Meisters Handfaß“, einem steinernen Becken im obersten Stock, sich noch immer Wasservorrath sammelt. Links vom Gange zieht sich des Meisters großer Remter fast durch das ganze Stockwerk. Ein einziger Granitpfeiler von $1\frac{1}{2}$ m Stärke ragt schlank und leicht in der Mitte des sonnenhellen Saales empor und stützt oben zahlreiche Gurtbogen, einem steinernen Palmbaum vergleichbar. Er trägt das prachtvolle Gewölbe, in welches das Sonnenlicht von drei Seiten durch bunte Glasfenster fällt und sich in magischen Lichtspielen über Wand, Decke und Boden ergießt. Achteckige Granitpfeiler streben zwischen den Spitzbogenfenstern empor, aus denen man eine reizende Aussicht auf die grüne unabsehbare Niederung mit ihren Dörfern und Bauernhöfen, auf die blinkenden Stromadern und die bewaldeten Höhen mit ihren Burgen und Städten hat. Dort erinnert die am Kamin eingemauerte steinerne Kugel an die Gefahr, als 1410 durch Verrath die Granitsäule zerschossen und die Ordensherren von dem einbrechenden Gewölbe zerschmettert werden sollten; drüben vergegenwärtigt uns die marmorne Schenkbank an der Wand die heiteren Festtage der Ritter; droben vom Fenster aus schauen wir im bunten Glasgemälde des Hochmeisters Bild, wie er aus des Kaisers Hand den schwarzen Adler für seinen Wappenschild empfängt. In mannichfacher Weise umwehen uns hier Erinnerungen an die glänzenden Tage des Ordens, als hier Gesandte empfangen und festlich bewirthet wurden, als die Stände sich hier versammelten, oder die Gebieter des Ordens rauschende Feste feierten unter Musik und Becherklang.

Hermann v. Salk. Nach N. Schweinitz.

Der prachtvolle „Bogenflur“ bringt uns durch ein Vorzimmer in des Meisters kleinen Remter, wo derselbe mit wenig auserlesenen Ordensgebietern tafelte. Die Wappen der Hochmeister schmücken die Wände und Fenster, ein Tragpfeiler trägt die gewölbte Decke; Steinsitze, welche an den Wänden entlang laufen, laden zu behaglicher Ruhe und traulicher Unterhaltung ein; Oeffnungen im Fußboden lassen im Winter erwärmte Luft aus dem Kellergewölbe durch alle Zimmer und Säle dringen. Neben diesem Remter befinden sich des Meisters freundliches Wohngemach, seine Hauskapelle mit drei kleinen Spitzbogenfenstern und sein Schlafgemach. Die Raths- und Aktenzimmer waren in dem Erdgeschoß angebracht, unter diesem wohnte die Dienerschaft in dem geräumigen oberen Kellergeschoß.

In dem Seitenflügel des Schlosses nach Norden zu befindet sich der große Prachtsaal des Konventremters, welcher durch zwei Stockwerke emporsteigt und den Ordensrittern

Digitized by Google

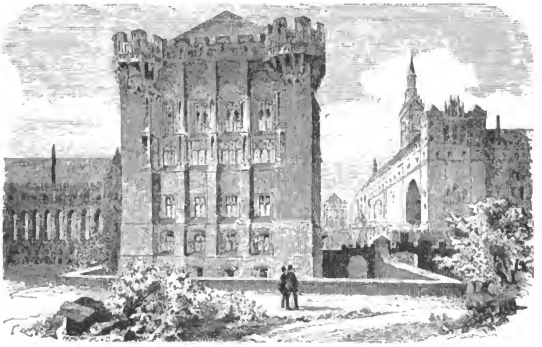
als Sammelplatz zu geselliger Unterhaltung diente. An Schönheit und Sinnigkeit des Schmuckes ist er von keinem ähnlichen mittelalterlichen Bauwerk erreicht, und in diesem Geiste von den Förderern des Schloßbaues wiederhergestellt worden. Drei schlanke achteckige Pfeiler tragen gleich Lilien das leicht geschwungene kelchartige Gewölbe des 19 m langen Saales, farbige Mosaikbilder mit Blumenarabesken schimmern und schillern auf dem Boden, wenn das Licht durch die bunten Glasscheiben der hohen Fenster über sie hinstreift, während die steinernen Bänke am Fenster zur Aussicht auf das malerische Panorama der Niederung einladen. Welch ein heiteres Leben hat sich vormals hier am Schenktisch der gewaltigen Halle entfaltet! An der nördlichen und östlichen Wand aber haben Meister der Gegenwart die leeren Räume mit zehn Bildern gefüllt, in denen die ehrwürdigen Gestalten der Ordensmeister auf Goldgrund strahlen. Da beschwört Walpot von Bassenheim als erster Hochmeister mit erhobener Rechten die Ordensregel, indem er aus dem weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz die Linke hervorstreckt, um sie auf ein Buch zu legen. Daneben erscheint der erste Hochmeister Hermann von Balk, in der Linken die Ordensfahne mit dem Marienbilde, in der Rechten das gesenkte Schwert, die Ordenstracht leicht über den Kettenpanzer geworfen und mit dem rechten Fuße über ein gestürztes Götzenbild schreitend. Auf das Schwert gestützt, schaut Meinhard von Querfurt in die Ferne, sinnend, wie er des Landes Wohlfahrt fördern könne, während Hermann von Salza, auf dem Helm die Krone und den goldenen Adler auf dem schwarzen Kreuze, seine Heldengestalt kühn emporreckt; Siegfried von Feuchtwangen, die Linke aufs Schwert gestützt, trägt in der Rechten das Modell des Schlosses, Luther von Braunschweig dagegen als Minnesänger die Laute in der Hand; der greise Dietrich von Altenburg Winkel, Zirkel und Kirchenmodell, Winrich von Kniprode steht unter rankendem Weine kampfbereit, das Schwert fest gefaßt, das Gesetzbuch in der Linken; auch Ulrich von Jungingen, die breitgewölbte Brust ganz in Eisen gehüllt und die Sturmhaube fest aufs Haupt gedrückt, hat Lanze und Schild zum Kampfe ergriffen, wogegen Heinrich von Plauen mit sorgenvollem Antlitz die Linke auf die Ordensfahne hält und das schartige Schwert mit der Rechten schwingt. — Wie ein Bilderbuch veranschaulicht uns der farbenreiche Saal das vielbewegte Leben, das sich in dieser Ordensburg in Freud und Leid, in Eifer und Thatkraft entfaltete. Wenn dort am Schenktisch heimkehrende Ritter festlich bewirthet wurden, wenn zum Becherklang in froher Stimmung das Trinklied erscholl, wenn Abenteuer und Schwänke erzählt wurden, saß hier am Fenster vielleicht ein Novize und gedachte wehmuthsvoll seiner fernen Eltern, seiner verlassenen Braut und seiner dahingeschwundenen Jugendtage; denn er hatte ja den Lockungen der Welt, der Familie und dem äußlichen Glück entsagt, und es galten für ihn nur noch Kampf um des Glaubens willen, Gehorsam und klösterliche Enthaltsamkeit.

Doch wir steigen das Schloß hinab und begeben uns über den Burghof nach der ehrwürdigen Marienkirche mit ihren hohen Fenstern und der goldenen Pforte, so genannt, weil die prächtige Eingangsthür dereinst vergoldet war. Ihre reich verzierten Pfeiler und Bogen sind phantastisch umweht von Blättern, Bildern und sinnigem Figurenwechsel und trotz aller Mannichfaltigkeit doch wieder in schönem Ebenmaß gehalten. Rauten, Thürmchen und Zickzacklinien von schwarzglasirten Ziegeln auf rothem Grunde steigen in geraden Linien an den Giebeln empor, leichte Bogen aus Ziegeln schwingen sich von einem Fächerwerk der Rautenlinie zum andern, hier und da wölben sich zierliche Nischen, so daß die Wand wie mit einem Schleier behangen erscheint.

Unter himmelblau strahlender Nische, von goldenen Sternen funkelnd, findet sich an der Nordseite der Burg, da, wo die Mauer hoch aus dem Graben aufsteigt, das 8 m hohe Mosaikbild der heiligen Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Golden scheint das Unterkleid durch das rothe Obergewand, aus der Hand steigt schlank das Lilienscepter empor, mit dem sie die Christenwelt regiert.

Digitized by Google

Verschollen und verklungen ist jene thatenreiche Zeit; das Rittergeschlecht ist ausgestorben und das moderne Leben hat es sich in den ehrwürdigen Räumen bequem zu machen gesucht; unten aber in der Annengruft der Marienkirche ruhen die Deutschmeister unter schweren Grabsteinen. Nicht mehr sammeln sich Priester und Ritter vor dem prachtvollen Altarbild der Mutter Maria oder auf den steinernen, reich verzierten Emporkirchen; verstummt ist der Weckruf: „Winrich, der Orden wankt!“ — denn das gewaltige Bauwerk ist nur ein stummer Zeuge vergangener Herrlichkeit und Thatkraft. Doch nein! seine Wiederherstellung ist auch ein beredter Zeuge des in den Herzen der Preußen lebenden Patriotismus. Einflußreiche Männer vereinten sich, dieses ehrwürdige Denkmal deutscher Baukunst zu retten. Der Oberpräsident von Schön regte zum Aufbau an, der Superintendent Häbler entdeckte die alten Zeichnungen, der Oberdeichinspektor von Gersdorff schmückte die Gemächer mit bunten Fenstern, Prof. Johannes Voigt sammelte Nachrichten über den alten Bau, und Städte und Landschaften, Adel, hohe Militärs und die königliche Familie traten zusammen, um die besten Reste des Schlosses zu retten.



Die Marienburg von der Nogatseite.

Da liest man denn über den erneuten Zinnen über dem großen Remter als Förderer u. A. die Namen eines Dohna, Hülsen, York; ein Königsberger Buchhändler stellte das „Handfaß“ wieder her, der König das Fundament u. s. w., so daß der Bau auf volksthümliche Weise restaurirt worden ist. So kann man mit Max von Schenkendorf singen:

„Oft, wenn im wunderbaren Schimmer
Des Schlosses Trümmer vor mir stehn
Im Sonnenschein, glaub' ich noch immer
In seiner Jugend es zu sehn.

Dann nehm' ich als ein gutes Zeichen
Den Neubau für die Gegenwart,
Daß auf den Trümmern, auf den Leichen
Sich Kraft und Heimatsliebe paart.“

Des Ordens goldene Zeit. Als nun der Widerstand der Preußen gebrochen war, begann statt des nach Blut lechzenden Schwertes die Pflugschar in dem von der Natur gesegneten Lande zu walten. Fortgesetzt langten neue Scharen Ansiedler aus Norddeutschland, vornehmlich aus Westfalen, an und sicherten den Besitz des mit der Pflugschar nun gänzlich eroberten Landes. Mit dem Christenthum bürgerten sich immer mehr deutscher Sinn und deutscher Fleiß ein, und bald blühten überall neue Städte und Dörfer empor; Saatfelder grünten, wo sonst wildes Gethier in undurchdringlichem Dickicht gehaust hatte, und Hirt und Herden sah man auf grünen Auen, die früher unzugängliche Moore gewesen waren.

Digitized by Google

Seine höchste Blüte erreichte der Orden unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1381). Das Landgebiet des Ordens umfaßte die ganze heutige Provinz Preußen, die hinterpommerschen Kreise Lauenburg und Bütow und von den zum heutigen Regierungsbezirk Bromberg gehörigen Kreisen Chodziesen und Czarnikau den nördlich von der Netze und westlich von der Küddow gelegenen Theil — im Ganzen etwa 1230 Geviertmeilen. Das Land zählte 480 Ordensschlösser, 55 befestigte Städte, 2000 Höfe und 19,000 Dörfer. Die Jahreseinkünfte des Ordens betrugen 1,600,000 Dukaten. Das Ordensland Preußen war nächst den burgundischen Niederlanden und dem maurischen Spanien das bevölkertste Land Europa's, und es stand hinsichts der Wohlhabenheit nur den Niederlanden und allenfalls den Handelsrepubliken Venedig und Genua nach. Man nannte später die Regierung Winrich's von Kniprode des Ordens goldene Zeit. Landbau, Gewerbe, Handel, Rechtspflege, Kunst, Wissen, kirchliches Leben — auf allen diesen Gebieten war Segen und Gedeihen. Wie bedeutend die Bevölkerung in den Städten war, und in welchem Umfange der Handel getrieben wurde, geht unter Anderem daraus hervor, daß im Jahre 1352 die Pest in Danzig 13,000 Menschen dahinraffte, ohne daß die Stadt dadurch zu Grunde gegangen, und daß bei einem Sturme allein 60 Kauffahrteischiffe im Hafen der Stadt untergingen, ohne daß deren Wohlstand vernichtet worden wäre. Der Orden gebot um diese Zeit, außer über zahlreichen Besitz, vorzüglich in Deutschland, in Livland, Kurland, Preußen und Pommerellen, vom Peipussee bis zur Leba und beherrschte nicht weniger als 150 Meilen Küstenland der Ostsee.

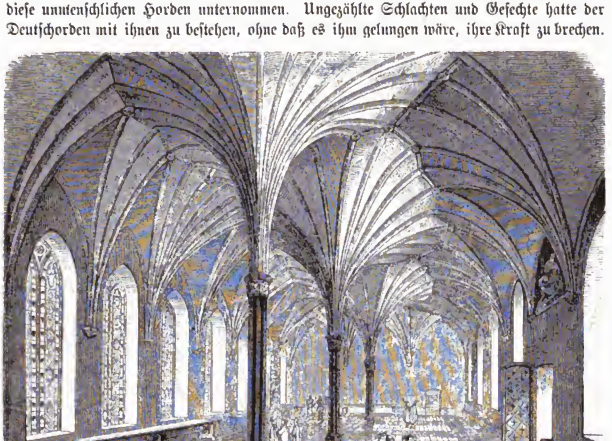
Verfall des Ordens. Der Orden hatte seine Mission nach einer gewissen Richtung hin erfüllt. Preußen war erobert, das Christenthum eingeführt. Jetzt galt es, das gewonnene Gebiet zu sichern und das Land in geordneter Weise zu regieren. Reichthümer hatten sich aufgehäuft, die zu Genüssen verlockten.

Umwandlungen in Bezug auf die Sitte geschehen unmerklich, allmählich. Als es endlich mit Händen zu greifen war, wie weit der Orden sich von seinem ursprünglichen Geiste entfernt hatte, erwachte das Gewissen in Einzelnen, und diese mahnten, in das frühere Geleis wieder einzulenken. Es war zu spät. Ein ernster Versuch dieser Art ging im Jahre 1302 von dem Hochmeister Gottfried von Hohenlohe aus, aber er fand im Ordenskapitel den entschiedensten Widerstand. Dreißig Jahre später stand Werner von Orselen an der Spitze des Ordens. Seine Bemühungen, die Ritter zu der früheren Entsagung zurückzuführen, fanden wenig Nachahmer und endeten damit, daß ihn einer derselben niederstach.

Die meisten Ordensmeister waren aber keineswegs von einem gleichen Geiste beseelt, wie die eben genannten. Ihre Tafelgenüsse legten Zeugniß davon ab, daß sie die Regeln der Stifter nicht mehr achteten. Da gab es Koriander-, Caneel- (Zimmt-) und Cubebenkonfekte, Datteln, Rosinen, Mandeln, englischen Käse, italienische, ungarische Weine und Rheinweine. Für Rheinweine, bestimmt für die Tafel des Hochmeisters, war in der letzten Zeit allein jährlich eine Summe von 400 Dukaten ausgesetzt gewesen. Gaukler, Sänger, Pfeifer, Fiedler, Lautenschläger aus Bremen, Schweden, Prag, Mailand, Burgund und Schwaben traf man beständig in der Marienburg. Die fromme Andacht war verstummt an der ehrwürdigen Stätte. — Bei den Mahlzeiten der Ritter, sagt ein Chronist, hörte man nichts Anderes, als von schönen Frauen, Pferden und Hunden reden. Und wenn es noch dabei geblieben wäre! Die jungen Ritter, die Aufnahme in den Orden fanden, mußten noch am Altare das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen, aber das Halten des feierlichen Gelübdes ward nicht mehr verlangt. Ein Regiment solcher Art untergrub sein eigenes Bestehen. Geistlichkeit, Städte und Landbewohner fühlten mehr und mehr den Druck des ihnen auferlegten Joches, und wer weiß, was jetzt schon geschehen wäre, wenn nicht Gefahren von außen her den Orden und das Land bedroht hätten.

Digitized by Google

Kriege mit Lithauen und Polen. Die Lithauer, die in ältester Zeit den Russen zinsbar gewesen sein sollen, wurden im dreizehnten Jahrhundert von einem Großfürsten regiert. Sie zeichneten sich durch Kühnheit, Kraft, List und Grausamkeit aus, und es standen ihre Kriegszüge mit blutiger Schrift in der Erinnerung der Zeitgenossen verzeichnet. Ihr Gebiet erstreckte sich eine Zeit lang von der Düna bis zum Dnjestr, vom Niemen und dem polnischen Bug bis zu den Quellen des Dnjepr und Donetz, war also viel größer als das Polnische Reich. Noch im vierzehnten Jahrhundert wurden öfters Kreuzzüge gegen diese unmenschlichen Horden unternommen. Ungezählte Schlachten und Gefechte hatte der Deutschorden mit ihnen zu bestehen, ohne daß es ihm gelungen wäre, ihre Kraft zu brechen.



Der Konventremter zu Marienburg.

In der Schlacht bei Rudau 1370, in der die Deutschritter Sieger blieben, fielen allein auf Seiten der Letzteren mit dem Ordensmarschall 20 Komthure und 200 Ritter. Im Jahre 1328 wurden 70,000 gefangene Lithauer nach Preußen in die Knechtschaft geführt, die an den Festungswerken der Städte und der Burgen arbeiten mußten. Die Zahl der Gefallenen und der weggeführten Gefangenen mag auf jeder Seite in einem Zeitraume von fünfundachtzig Jahren leicht eine Viertelmillion betragen haben. Längst war es dem Orden bei Bekriegung dieser Barbaren keineswegs mehr um Verbreitung des Christenthums, sondern nur noch um die Ausdehnung seiner Herrschaft zu thun.

Im Jahre 1381 ward Jagiello Großfürst von Lithauen. Er begehrte die Hand der polnischen Königin Hedwig und gelobte, wenn er nicht zurückgewiesen würde, das Christenthum anzunehmen, es in seinem Lande einzuführen und Lithauen mit Polen zu vereinigen. Als nun das gewünschte Ehebündniß zu Stande gekommen war, wurden in Lithauen die Götzenbilder mit ihren Hainen zerstört; das Christenthum ward wol eingeführt, aber in Formen, die von seinem Inhalte kaum eine Ahnung zu erwecken vermochten.

Digitized by Google

Jagiello hatte bei der Taufe den Namen Wladislaus angenommen. Der fromme Vorwand, die Lithauer im Namen des Christenthums zu bekämpfen, fiel nun für den Deutschorden weg. Gleichwol drangen seine Scharen unter ihrem weniger glücklichen Hochmeister Konrad Wallenrod, unterstützt durch Zuzug vieler Ritter aus Deutschland, wiederum in Lithauen ein; doch wurde das Ritterheer des Deutschordens geschlagen und völlig zersprengt.

Trotz der großen Summen, die der Krieg mit den Lithauern dem Orden kostete, war dieser doch noch reich genug, von Kaiser Sigismund, dessen trauriger Verwaltung der Mark Brandenburg wir bereits gedachten, die Neumark zu kaufen. Da nun ein kriegerisches Zusammengehen Lithauens mit Polen zu befürchten war, so richtete sich das Streben des Ordens zumeist darauf, beide Länder zu entzweien. Dem friedliebenden Hochmeister Konrad von Jungingen gelang es, Polen, das schon Miene machte, seine Waffen ebenfalls gegen den Orden zu kehren, durch einen ihm günstigen Vertrag zufriedenzustellen. Zu früh nahte seine Todesstunde. Da sprach er, keine andere Rücksicht, als des Volkes Wohl im Auge habend: „Wählt nicht meinen Bruder Ulrich, den tapfern Kriegsmann, zum Meister; denn ich fürchte, seine wilde Kriegslust wird den ganzen Orden in unsägliches Leid versetzen!“ Doch der Orden war des Friedens satt und wählte trotz der Warnung des trefflichen Jungingen den kriegslustigen Bruder desselben.

Kaum hatte Ulrich sein Amt angetreten, so verschlechterten sich die Beziehungen zu Polen. Dazu kam eine gegen die Lithauer verübte Grausamkeit. Eine Heeresabtheilung der Lithauer, über die, seitdem Jagiello durch seine Vermählung mit Hedwig König von Polen geworden war, Witold als Großfürst herrschte, gerieth in große Noth, da es ihr an Lebensmitteln fehlte. Nun sandte Jagiello, der, wie eben erzählt, bei der Taufe den Namen Wladislaus angenommen hatte, auf Bitten der Lithauer Schiffe mit Getreide für sie den Niemen aufwärts. Dies mißfiel dem Hochmeister, der große Getreidevorräthe besaß und darauf gerechnet hatte, dieselben den Lithauern für hohe Preise zu verkaufen. Er ließ Schiffe und Getreide wegnehmen und verweigerte darauf mit stolzen Worten die Rückgabe. Gereizt durch diese räuberische und grausame Handlung, zog der Großfürst Witold sein Schwert gegen den Orden. Natürlich drohte nun auch das den Lithauern befreundet gewordene Polen. Der Orden wandte sich an Sigismund und Wenzel, die vergebens zu vermitteln suchten. Es kam zum Kriege, und die Deutschritter hatten es nun mit den vereinten Heeren der Lithauer und der Polen zu thun. Im polnischen Heere befand sich damals auch ein böhmischer Edelmann, Namens Ziska, der sich später in den böhmischen Hussitenkämpfen hohen Ruhm erwarb. Wladislaus eroberte Gilgenburg, brannte es nieder und ließ alle Einwohner grausam hinmorden. Der Ordensmeister zog in der Absicht, Rache zu nehmen, heran.

Schlacht bei Tannenberg. Im Walde bei Tannenberg trafen (1410) beide Heere auf einander. Der Ordensmeister sandte dem Könige durch den Herold zwei bloße Schwerter und ließ ihn auffordern, aus dem Walde hervorzukommen, damit die Schlacht beginnen könne. Wladislaus ergriff mit beiden Händen die Schwerter, indem er rief: „Ich bedarf ihrer nicht, aber ich nehme sie zum Zeichen des Sieges!“ Nun bewegte sich sein Heer hinaus ins Feld, dem Ordensheere entgegen, das sich etwas zurückgezogen hatte, um dem Feinde zur Entfaltung seiner Macht Platz zu machen. Wladislaus gebot über mehr als hunderttausend Mann, hundert Banner flatterten im Morgenwinde. Der Hochmeister hatte seine ganze Streitmacht zusammen, bis auf den Komthur Heinrich von Plauen, der Pommerellen deckte. Sein Heer zählte einundfünfzig Banner.

Die Schlacht begann. Mit Ungestüm warfen sich die Deutschritter auf den Feind. Aber sie fanden tapfern Widerstand. Das Blut floß in Strömen; das Schlachtfeld bedeckte sich mit Todten. Endlich wurden die Lithauer und Tataren zurückgedrängt, die böhmischen und mährischen Hülfsvölker flohen, das Hauptbanner der Polen sank. Da ergriff die Polen der Grimm der Verzweiflung. Eine neue allgemeine Anstrengung!

Digitized by Google

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sieg über die heidnischen Lithauer.

Digitized by Google

Das polnische Hauptbanner erhebt sich wieder, die Ritter beginnen zu weichen. Es währt nicht lange, so wird das Vordringen der Polen unwiderstehlich; die Reihen der Ritter beginnen sich zu lösen, ihr Hauptbanner geräth in die Hände der Polen — diese sind Sieger.

Ueber 100,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen vom Ordensheere der Hochmeister, alle obersten Anführer, die meisten Komthure, 600 Ritter und 40,000 gemeine Krieger.

Die Polen machten viele tausend Gefangene und erbeuteten das reiche Lager der Feinde. Heut noch sieht man auf öder Heidefläche die Ruinen einer vom Orden errichteten Gedächtnißkapelle mit der Inschrift: „Hunderttausend sind hier gefallen!“ —

Nun wälzten sich Wladislaus' Heerscharen im Fluge über das Land, nirgends fand er Widerstand; alle Ortschaften erklärten ihm ihre Unterwerfung. So große Untreue und schneller Wechsel, sagt ein Chronist, war nie erhört worden! — Und doch war es begreiflich — der Orden hatte längst schon keinen Boden mehr im Volke. Er hatte nur durch Gewalt geherrscht, diese aber war verhaßt geworden. — Nur ein Mann hielt noch Stand!

Heinrich von Plauen hieß der Wackere. Der Komthur war, wie schon erwähnt, von dem Hochmeister mit einer Schar zur Deckung Pommerellens zurückgelassen worden. Kaum vernahm er den unglücklichen Ausgang der Schlacht, so warf er sich in die Marienburg. Mit ihr, das sah er, stand oder fiel die Ordensmacht in Preußen; daher beschloß er, sie bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen. Wladislaus erschien vor der gewaltigen Feste, und als er vergebens die Uebergabe verlangt hatte, schritt er zum Sturm. Heinrich schlug diesen sowie alle ferneren Angriffe zurück. Zehn Wochen währte die Belagerung. Da begann es im polnischen Heere an Lebensmitteln zu fehlen; Seuchen rafften Menschen und Thiere dahin. Als nun Wladislaus überdies Nachricht von einem Einfall der Ungarn in Polen empfing, zog er ab, und der Orden ward wieder Herr des Landes.

Ritter vom Deutschen Orden.
Nach Jost Amman aus dem Jahre 1585.

Der tapfere Heinrich ward nun Hochmeister. Ihm kam es zunächst darauf an, das Land schnell in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Mittel jedoch, die er anwandte, erbitterten Ritterschaft und Städte. Er ward — „weil sein harter Sinn nur nach neuen Kriegen mit Polen stehe“ — abgesetzt und starb nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft im Elende. So lohnte man den Mann, der nach besten Kräften dafür thätig gewesen war, den Orden aus höchster Bedrängniß zu retten.

Die Schlacht von Tannenberg hatte über das Geschick des Deutschen Ordens entschieden. Hierdurch ward dessen Vorherrschaft ein Ende gemacht und die ganze Kolonisationsarbeit der Deutschen am Baltischen Meere und in dem Weichselgebiete durch die Polen theils vernichtet, theils auf Jahrhunderte hinaus in Frage gestellt.

Infolge der fortgesetzten Einfälle der Polen sahen sich die Ritter auch weiterhin gezwungen, schimpfliche Friedensbedingungen anzunehmen. Das Ansehen des Ordens sank unaufhaltsam. Seine Gegner, die herrschsüchtigen Bischöfe, die Städte und die „landgesessenen“ Adeligen, erhoben sich immer mehr, je weniger sie sich den Ordensgesetzen hatten unterordnen wollen, weshalb ihnen auch die Antheilnahme an der Regierung des Landes versagt worden war. Unter den „Landgesessenen“ befanden sich eine große Zahl von Nachkommen der altpreußischen Stammeshäuptlinge, welche für ihren Uebertritt zum Christenthume ansehnliche Ritterlehen empfangen hatten. — Mehr noch als alle erlittenen Niederlagen ward der sittliche Verfall des Ordens Ursache, daß die Unbotmäßigkeit ihm gegenüber

Digitized by Google

im Lande fortgesetzt zunahm. Er mußte sich dazu verstehen, den „großen Landesrath“ zu errichten, in welchem Vertreter der Geistlichkeit, der Landadeligen und der Städte Sitz und Stimme hatten. Schon dieser „große Landesrath“ sicherte der Geistlichkeit, dem Landadel und den Städten das Uebergewicht, da diese in demselben 18 Vertreter gegen 7 des Ordens hatten. Die Bemühungen des Ordens, die Bischöfe auf seine Seite zu ziehen, hatten weiter keinen Erfolg, als daß Letztere eine zuwartende Stellung einnahmen. Desto entschiedener hielten die Landadeligen und die Städte zusammen. Sie schlossen im Jahre 1440 den „Ewigen Bund, zu Schutz und Trutz gegen Jedermann.“ Damit war dem Orden der Krieg erklärt, dessen förmlicher Ausbruch sich dadurch nur verzögerte, daß zur Zeit ein kluger und mildgesinnter Mann an der Spitze des Ordens stand.

Preußen wird ein polnisches Lehen. Der Orden hatte den Papst durch Geschenke zu gewinnen gewußt, und dieser schickte auch einen Abgesandten, der den Bund in seinem Namen auflösen sollte. Er fand entschiedenen Widerstand. Ein Edelmann sprach in der Versammlung der Bundesmitglieder: „Der Abgesandte ist Bischof in Portugal; da, wo die Rosinen und Feigen gefallen, da sind noch Leute, die alle Woche drei Sonntage haben: Christen, Juden und Heiden, — warum bekehrt er die nicht? Hier ist er nicht nöthig, hier sind nur gute Christenleute.“ Der Orden versprach Abstellung von mancherlei Uebelständen, aber der Bund traute den bloßen Versprechungen nicht mehr.

Um diese Zeit regierte der schwache Kaiser Friedrich III. über Deutschland; an ihn wandte sich der „Ewige Bund“, schenkte ihm und seinen Räthen eine Summe von 54,000 Goldgulden und erhielt dafür das Recht, sich versammeln zu können. Nun rüstete der Bund und brachte eine Anklage gegen den Orden bei dem Kaiser an. In derselben beschwerte er sich über den Druck, welchen das Ordensregiment übe; des Ordens Münze sei Kupfer statt Silbers; das Hufenmaß um ein Fünftheil verkürzt worden; Kinderlosen habe man das Recht abgenommen, ihr Gut zu veräußern, damit es nach ihrem Tode dem Orden als Eigenthum zufalle. Gewaltsame Eingriffe in das Stadtrecht, Hinrichtungen ohne Verhör und Urtheilsspruch, Ermordung Derer, die gegen den Papst Beschwerde zu erheben beabsichtigten, Beseitigung vieler Ehemänner, um sich ihrer Frauen zu bemächtigen, seien an der Tagesordnung. Die Herren hüteten ihre Rechte, aber dürfe man denn die Unterthanen als völlig rechtlos betrachten? Dies könne weder bei Heiden noch bei Christen gelten. Wenn ein Sohn schuldlos im Angesicht des Vaters ermordet, sein Weib verunehrt würde, habe dieser dann nicht das Recht, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen? „Wir haben uns“, lautete der Schluß der Anklage, „zu jedem Recht erboten; wenn das fruchtlos bleibt, soll der Vergewaltigte nicht das Recht haben, sammt seinen guten Freunden und Gönnern sich gegen solche Rechtsübung aufzulehnen? Zur Nothwehr hat der Ochs seine Hörner zum Stoßen, das Kind in der Wiege die Nägel zum Kratzen.“

Aeneas Sylvius, des Kaisers kluger Kanzler, mißbilligte zwar den Bund der Unterthanen gegen den Orden; doch erkannte auch er an, daß dieser der Unterthanen Recht mißachtet habe. Daher sei es wohlgethan, wenn der Papst vermittelnd einschreite. Davon jedoch wollten die Deutschordensherren nichts wissen. Beim Papst sei die kleinere oder größere Summe Geldes, die gegeben werde, allein entscheidend, wie sein Spruch ausfalle; der Kaiser solle sprechen. Dieser erwiederte: „Was wird euch mein Spruch helfen, wenn Niemand ihn halten will?“ Darauf entgegnete man von Seiten des Ordens: „Wir werden ihre Städte und Mauern zerstören und sie durch Krieg zum Gehorsam zwingen.“ „Wohl“, sagte der schwache Kaiser, „da ihr lieber Krieg als Frieden wollet, so thut nach eurem Begehr!“

Auf beiden Seiten ward nun gerüstet. Am 4. Februar 1454 erschien der Absagebrief des Bundes. „Wir haben euch“, hieß es in demselben, „gehuldigt, weil ihr versprochen, uns bei unseren alten Rechten und Freiheiten zu erhalten und mit uns zu richten Gewalt und Unrecht. Ihr aber habt uns lassen schänden und lästern und uns Meineids und Verrathes beschuldigt, da doch unsere Väter dem Orden treue Dienste gethan; ihr habt uns für

Digitized by Google

eigen (leibeigen) angesprochen, in lästerlichen Schriften bei Kaisern, Königen, Fürsten und Städten Hülfe gegen uns gesucht, und uns an Leib, Ehre und Würdigkeit beleidigt."

Die Städte gegen den Orden. An demselben Tage schon begannen die Feindseligkeiten des Bundes, und nach vierzehn Tagen befanden sich 56 Burgen in seiner Gewalt. Die Marienburg ward belagert, das Anerbieten des Hochmeisters, den Bund anzuerkennen, zurückgewiesen. Eine Gesandtschaft des Bundes begab sich zu Kasimir IV. von Polen, um ihm die Herrschaft über das Land anzutragen. Der König zögerte, er fürchtete den Einspruch anderer Mächte. Als ihm aber gesagt ward, daß man, wenn er sich nicht für den Antrag ungesäumt entscheide, die Herrschaft des Landes einem andern Fürsten übertragen werde, willigte er ein. Er erklärte dem Orden den Krieg, kam nach Preußen und nahm in einer Anzahl von Städten die Huldigung entgegen. Der Orden raffte an Söldnern auf, so viel er aufzutreiben vermochte, und schlug das ihm um das Sechsfache überlegene polnische Heer. Mit dieser einen Schlacht war aber die Gefahr keineswegs beseitigt. Der Bund gebot über reiche Mittel und gewann neue Söldnerscharen; der Orden dagegen konnte nicht einmal den Söldnern, die er im Dienst hatte, Zahlung leisten; er mußte sich entschließen, alle Burgen, Städte und Leute Preußens und der Neumark den Söldnern zu verpfänden, außerdem versprechen, in fünf Monaten den rückständigen Sold zu zahlen. Als nun die Zahlung ausblieb, nahmen die Hauptleute der Soldateska Besitz von der Marienburg und duldeten daselbst nur noch den Hochmeister. In dieser Noth verpfändete der Orden 1454 die Neumark für 100,000 Gulden an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, wie bereits früher erwähnt worden ist.

Doch reichte diese Summe keineswegs hin, die Söldner zu bezahlen. Die Ordensritter sahen sich daher gezwungen, die Marienburg und eine Zahl anderer Burgen den Söldnern zu verpfänden; letztere aber verkauften, nachdem am Verfallstage Zahlung nicht erfolgt war, sämmtliche Burgen für 436,000 Gulden an den König von Polen.

Das war das Ende der Herrschaft des Ordens in der Marienburg. — 148 Jahre hatte er dieselbe innegehabt. Weinend verließ sie der letzte Hochmeister; ein polnischer Statthalter nahm jetzt seinen Sitz in derselben.

Friede zu Thorn. Nun besaß der Orden nur noch im östlichen Theile Preußens Stützpunkte, von denen aus er seinen Kampf gegen den Bund und Polen fortsetzte. Es wurde noch viel gefochten, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt worden wäre. Endlich kam es zu Thorn (1466) zum Friedensschluß. Der Deutsche Orden trat von seinem Gebiet fast die Hälfte, nämlich 563 Geviertmeilen, ab. Er entsagte „für ewige Zeiten" der Herrschaft über die Lande Marienburg, Kulm und das Ermland, nach der heutigen Begrenzung über die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder (doch mit Ausschluß der ihm verbliebenen, heutigen landräthlichen Kreise Marienwerder und Rosenberg); weiterhin über die vorbezeichneten hinterpommerschen und posenschen Grenzbezirke und über die vier, in ihrer Vereinigung das Ermland bildenden heutigen ostpreußischen Kreise Braunsberg, Allenstein, Rössel und Heilsberg. Schwerer noch als diese Landabtretung, so beträchtlich sie auch war, wog der Umstand, daß der Deutsche Orden über den ihm verbleibenden Rest von Ostpreußen (zusammen 667 Geviertmeilen) die Lehnshoheit Polens anerkennen und die Bedingung eingehen mußte: ohne dessen Genehmigung keinen Krieg zu führen und keinerlei Bündniß einzugehen, dagegen Polen bei allen Kriegen mit einer (allerdings nur kleinen) Hülfsmacht zu unterstützen. Damit verschwand der so ruhmreiche und seiner Zeit so mächtige Deutschritterorden aus der Zahl der unabhängigen europäischen Mächte.

Der Hochmeister kam nach Thorn, um den Frieden zu beschwören. Als er sein Knie vor dem König von Polen beugte, hob ihn dieser auf und schloß ihn weinend in seine Arme. Zum Abschiede machte er ihm reiche Geschenke an Rossen, Marderpelzen, Silbergeräth; auch gab er ihm 15,000 Gulden, um seine Söldner bezahlen und entlassen zu können. In Bezug auf die von dem Deutschorden abgetretenen Gebiete wurde Folgendes festgesetzt.

Digitized by Google

Das 76 Geviertmeilen umfassende Ermland wurde zu einem geistlichen Fürstenthum umgewandelt, dessen Regent unter der Lehns- und Schutzherrlichkeit der Krone Polen sämmtliche Regierungsrechte, mit Ausnahme des Rechts über Krieg und Frieden, übte. Die drei großen Städte Westpreußens Danzig, Elbing und Thorn bildeten mit ihren vereinzelten Gebieten (zusammen 34 Geviertmeilen) kleine aristokratische Städterepubliken unter polnischem Schutze.

Der Haupttheil des Abgetretenen, etwa 453 Geviertmeilen, sollte den Bestimmungen des Friedensvertrages im Namen des Königs von Polen durch einen von ihm aus den Landeseingeborenen zu wählenden Statthalter verwaltet werden. Das Land durfte jedoch keineswegs — dies hatten der Landadel und die Städte sich ausdrücklich ausbedungen — als ein Bestandtheil Polens gelten, dasselbe sollte vielmehr im Besitze seiner Rechte, Sprache, Gesetze und ständischen Einrichtungen bleiben.

Bemerkt möge hier gleich werden, daß von Seiten des Königs von Polen diese Vereinbarung, die „pacta confoederationis", je länger, je weniger respektirt wurde. Schon Kasimir IV., der sie beschworen, verletzte sie dadurch, daß er die General-Statthalterschaft aufhob und dafür Westpreußen nach polnischer Weise in drei Woiwodschaften — Kulm, Marienburg und Pommerellen — theilte. Seine Nachfolger gingen noch weiter in der Polonisirung des Landes, so daß Westpreußen bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein zu einem großen Theile slavisches Land geworden war. Im Jahre 1569 erfolgte auf dem Reichstage zu Lublin seine völlige Verschmelzung mit Polen, nur das reiche Danzig vermochte seine Rechte zu erhalten. — Sühne zu fordern für die Schuld, die Polen damit auf sich geladen, blieb der Zukunft vorbehalten.

So war also Preußen in ein Ost- und ein Westpreußen gespalten. Beide Landestheile fühlten gar bald, daß sich ihre Lage durch den Frieden keineswegs gebessert hatte, weder der östliche, unter dem schwachen, von Polen abhängigen Orden, noch der westliche, der schließlich ganz in dem Polnischen Reiche aufgegangen war.

Der letzte Hochmeister von Preußen. Die Erinnerung an die frühere Macht lebte jedoch fort im Deutschorden, und es fanden von Zeit zu Zeit Versuche statt, das drückende Lehnsverhältniß zu Polen zu lösen. Auch von Deutschland her wurden die Ordensglieder dazu aufgemuntert, indem man darauf hinwies, daß Preußen zum Reiche gehöre. Da weder Kaiser noch Reich den Lehnsverband mit Polen anerkannt habe, so gelte er auch nicht. Freilich waren dies nichts mehr als schlechte Trostgründe; denn wenn ein neuerwählter Hochmeister, auf solche fußend, sich weigerte, dem Könige von Polen den Huldigungseid zu leisten, durfte er kaum auf Hülfe von Deutschland rechnen und mußte sich schließlich der polnischen Uebermacht fügen. So war es gegangen bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Da glaubte man zur Wiedergewinnung der Unabhängigkeit etwas Entscheidendes thun zu sollen, und man wählte zum Hoch- und Deutschmeister einen Prinzen aus einem deutschen Fürstenhause, in der Erwartung, daß ein solcher, gestützt auf seine Stellung im Reiche, eher etwas zu Gunsten des Ordens durchführen könne.

Albrecht von Brandenburg. Die Wahl fiel auf den Sohn Friedrich's von Ansbach und Enkel Albrecht Achill's (1511).

Diese Wahl des Markgrafen Albrecht von Brandenburg schien in der That eine glückliche zu sein, da dieser zugleich mit dem Brandenburgischen Fürstenhause und mit dem polnischen Königsgeschlechte verwandt war. In ersterer Beziehung ist das verwandtschaftliche Verhältniß bereits bezeichnet worden; in letzterer ist zu sagen, daß Albrecht der Schwestersohn Sigismund's, des zur Zeit regierenden Königs von Polen, war.

Von Albrecht hoffte man nun bestimmt, er werde die Lehnskette, die Preußen an Polen fesselte, nicht durch einen Lehnseid aufs Neue befestigen, sondern danach streben, sie für immer zu zerreißen; von Sigismund, daß er wol auf seinen Schwestersohn einige Rücksicht nehmen werde! — Aber wie irrte man sich!

Digitized by Google

Sigismund erwies sich zwar seinem Neffen in mancherlei Dingen entgegenkommend, willfährig, jedoch das Erlassen des Huldigungseides meinte er mit Rücksicht auf die Empfindungen seines Landes nicht verantworten zu können. Joachim I., der damals in Brandenburg regierte, legte ein gutes Wort für Albrecht ein, ohne daß das erwünschte Ziel erreicht worden wäre. Es kam zuletzt zum Kriege, der aber von Seiten Sigismund's matt im Angriffe und von Seiten Albrecht's ebenso matt in der Vertheidigung geführt wurde.

Albrecht von Brandenburg, der letzte Hoch- und Deutschmeister.

Ueberdies war die Zahl der Söldner, die Albrecht hatte anwerben lassen können, gering gegen die Heeresmacht, die der König von Polen ihm entgegenstellte; dazu trat der üble Umstand, daß die Mittel zum Kriegführen nur zu bald erschöpft waren. Den Geworbenen konnte infolge dessen der Sold oftmals nicht gezahlt werden, und sie meinten nun um so mehr das Recht zu haben, im Lande mit Gewalt wegnehmen zu dürfen, was sie gebrauchten. Dadurch schwer bedrängt, leitete Albrecht in geschickter Weise Unterhandlungen mit dem Könige von Polen ein, und es kam zu einem vierjährigen Waffenstillstande.

Von Deutschland aus ward leider dem Hochmeister keine Hülfe geleistet. Dort war die Reformation in Gang gekommen, für die und gegen die man zu streiten begann. Auch bis nach Preußen hin blitzten die Strahlen des neuen Lichtes, und es gab auch hier der Geister genug, die Luther's Wort als den Anfang einer bessern Zeit begrüßten. Albrecht ward ebenfalls von der Wahrheit der evangelischen Lehre ergriffen; namentlich machten die Auseinandersetzungen des feurigen Osiander in Nürnberg tiefen Eindruck auf ihn. Auf einer Reise durch Deutschland traf er auch mit Luther zusammen, der es ihm mit kräftigen Worten ans Herz legte, den Orden, der gegen Gottes Gebot bestehe, aufzuheben, sich zu vermählen

Digitized by Google

und ein weltliches Fürstenthum in Preußen zu gründen. In gleicher Weise äußerte sich Melanchthon. Es währte nicht lange, so beschloß Albrecht, den Rath der Reformatoren zu befolgen; er ließ sich durch das Widerstreben einer großen Zahl von Ordensrittern nicht irre machen, und es kam im Jahre 1525 ein Vertrag zu Stande, dahin lautend: 1) Albrecht nimmt den Titel eines weltlichen Herzogs in Preußen an und huldigt in dieser Eigenschaft seinem Oheim Sigismund; 2) die Ordensbeamten, die aus dem Ordensverband austreten, nehmen die Güter, die sie innehaben, als Lehen von Albrecht; 3) Polen sagt dem neuen Herzoge seinen Schutz zu; 4) die Brüder Albrecht's werden mitbelehnt, und das Herzogthum kann erst nach dem Aussterben des Mannsstammes an Polen zurückfallen. — Die Mitbelehnung des Kurfürsten von Brandenburg ward jedoch erst später ausgesprochen.

Was sollten die widerstrebenden Ordensritter thun? Der Orden war machtlos — todt, und es war ein Segen für den besseren Theil der Ritter, daß sie aus den Fesseln, in denen der Orden sie gefangen hielt, frei wurden. Der Vertrag wurde von den Abgesandten der Ritter und der Städte unterzeichnet, und Sigismund belehnte seinen Neffen durch ein Panier mit einem schwarzen Adler feierlich als Herzog in Preußen. Nachdem Albrecht seinen Lehnseid geleistet hatte, schlug ihn der König zum Ritter und sicherte ihm ein Jahrgeld von 4000 rheinischen Gulden zu.

Einer der eifrigsten Beförderer der Reformation in Preußen war der Bischof von Samland. Dieser übergab dem neuen Herzoge alle geistlichen Güter, und bald folgten andere Priester seinem Beispiele. Viele der Ritter traten in den weltlichen Dienst des Herzogs, nahmen Ehrenstellen und Landgüter an und vermählten sich. Die Ritter, deren Zustimmung Albrecht nicht erhalten hatte, riefen Kaiser und Papst an, sie in ihren Rechten zu schützen. Sie konnten jedoch nur erreichen, daß ihnen die außerpreußischen Güter blieben, wo der Orden mühsam, einflußarm und unbeachtet noch lange Zeit hinsiechte. Kaiser und Papst hätten gern ernstlicher geholfen, wenn es nur möglich gewesen wäre. Acht und Bann, die über Albrecht ausgesprochen wurden, entbehrten in Preußen jeglicher Wirkung, indem die Mehrzahl der Unterthanen sich ebenfalls, wie es Albrecht gethan, von der katholischen Kirche losgesagt hatte. — Albrecht lebte bis in die Regierungszeit Joachim's II., des brandenburgischen Kurfürsten, der in der Reihe der Hohenzollern zuletzt vorgeführt und von dessen Tode auch schon berichtet wurde. Eines ist indessen noch nachzutragen: die Mitbelehnung Brandenburgs in Preußen. Damit haben wir den Gesichtspunkt gewonnen, der zum Verständniß der nachfolgenden Ereignisse nothwendig ist.

Als Herzog Albrecht bereits im hohen Alter stand, waren von der fränkischen Linie der Hohenzollern nur noch zwei Fürsten vorhanden, die mit ihm zugleich belehnt wurden. Nun bewarb sich Joachim II. bei dem Könige Sigismund von Polen, dessen Tochter er zur Gemahlin hatte, sowie bei dessen Sohne Sigismund August eifrig um die Mitbelehnung, erreichte jedoch nicht den erwünschten Erfolg. Mit dem Tode Albrecht's erneuerte Joachim auf den Rath seines wackeren Kanzlers Lamprecht Distelmeyer seine Bewerbung. Auch jetzt noch stieß er auf mannichfache Schwierigkeiten, die aber seine Anstrengungen nur verschärften. Es kam zu dem Reichstage von Lublin, auf dem Sigismund erschien, um den Sohn des verstorbenen Herzogs, den jungen Herzog Albrecht, zu belehnen. Dieser war unterdessen für Joachim gewonnen worden. Auch unter den preußischen Ständen hatte sich eine starke Partei gebildet, die dem Antrage Joachim's das Wort redete. Es schien ihnen viel erwünschter, daß Preußen einmal ganz an Brandenburg falle, als daß es über kurz oder lang dem polnischen Reiche vollständig einverleibt würde. Anders dachten natürlich die polnischen Stände. Doch hier thaten Geschenke die erwünschte Wirkung, und so ward dann dem Könige der Wunsch als ein allgemein gehegter vorgetragen und endlich von ihm erfüllt.

Diese Mitbelehnung erfolgte im Jahre 1569. — Joachim feierte dies Ereigniß in Berlin mit großer Pracht, ohne daß er oder irgend wer die volle Bedeutung des Erfolges hätte ahnen können, welchen die Belehnung bald genug für Brandenburg haben sollte.

Digitized by Google

Von Johann Georg bis zu Johann Sigismund.

(1571—1619.)

Johann Georg. (1571—1597.)

Johann Georg, der siebente Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, war bereits fünfundvierzig Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. Er war ein haushälterischer, ordnungsliebender Herr, erfüllt von Mißmuth lange Zeit schon, daß seines Vaters Freigebigkeit und Sinn für frohen Lebensgenuß von Schmeichlern zu seinem und des Landes Schaden vielfach in schnödester Weise ausgebeutet wurde. Als er kaum zur Herrschaft gelangt war, wurden von ihm die Räthe seines Vaters in Ungnaden entlassen; nur den redlichen Kanzler Distelmeyer bestätigte er in seinem Amte. Sein im Grunde berechtigter Widerwille gegen die Umgebung seines Vaters trieb ihn jedoch zu weit. Redlich und treu, wie der Kanzler Distelmeyer, hatte auch Thomas Mathias, der Bürgermeister von Berlin, dem verstorbenen Kurfürsten gedient. Doch auch über ihn wurde eine strenge Untersuchung verhängt, und sein Vermögen mit Beschlag belegt. Obgleich sich nun herausstellte, daß er sich nicht nur nicht bereichert, daß er vielmehr noch Forderungen an die kurfürstliche Kasse habe, konnte er sein Vermögen dennoch nicht zurück erhalten. Nun traten seine Gläubiger mit ihren Forderungen auf, und da er nicht zahlen konnte, ließen sie ihn ins Gefängniß werfen. Dort starb der redliche Mann im Elende.

Uebler noch erging es dem Juden Lippold, der sich als Geldeintreiber dem Volke außerordentlich verhaßt gemacht hatte. Die Untersuchung gab keine Anhaltspunkte gegen ihn. Aber er war vor nicht langer Zeit als armer Bursche in Berlin eingezogen, und jetzt war er, der Münzmeister und Günstling des verstorbenen Kurfürsten, ein steinreicher Mann. „Das kann nicht mit richtigen Dingen zugehen“, sagten seine erbitterten Ankläger; „er muß sich der Zauberei ergeben haben, die es ihm möglich macht, die Handhaben, die wir gegen ihn suchen, unseren Augen zu verdecken! Auf die Folter mit dem ruchlosen Zauberer, bis er gesteht!“ Neue Anklagen wurden erhoben. „Er hat“, hieß es, „dem Kurfürsten einige Tage vor seinem Tode Wein gereicht — er hat ihn vergiftet!“ — Das war jedenfalls eine sehr unsinnige Anklage. So viel mußte ohne Zweifel Lippold voraussehen können, daß mit dem Tode Joachim's seine gute Zeit vorbei sein würde. Der Leichnam des Kurfürsten ward untersucht, von einer Vergiftung indeß nicht die geringste Spur entdeckt. Doch hielten die

Digitized by Google

Feinde an der Thatsache fest, daß Lippold blutarm ins Land gekommen und unterdessen steinreich geworden; folglich war er in ihren Augen ein vermaledeiter Schurke, der den Tod verdient hatte! Neue Anklagen zogen sich daher über seinem Haupte zusammen. Man wollte von einer Unterredung gehört haben, die er mit seinem Weibe im Gefängniß geführt haben sollte. Letztere hätte ihm im auflodernden Zorn vorgeworfen, daß er ein Zauberer sei, der dem verstorbenen Kurfürsten Tränkchen gereicht, wodurch er sich dessen Gunst für die Dauer zu erringen gewußt habe. Der arme Lippold! In einer Beziehung war er allerdings ein Zauberer gewesen. Er hatte als geschickter Finanzmann dem Geldbeutel der Unterthanen beizukommen gewußt, und das wird schwer vergeben, zumal, wenn man sieht, daß die Steuern eine schlechte Verwendung finden, ja, wenn geglaubt werden kann, daß der Steuererfinder einen Theil des Ertrages der Abgaben in seine eigene Tasche fließen läßt.

Die Folterqualen preßten endlich jedes Geständniß aus ihm heraus, das man zu hören wünschte. Darauf hin wurde er gerädert. Seine Eingeweide wurden verbrannt, mit ihnen ein angebliches Zauberbuch, das man bei ihm gefunden haben wollte; die Stücke des geviertheilten Körpers wurden an vier Galgen aufgehängt. Daß unter der vorigen Regierung große Summen Geldes vergeudet und dem Lande eine schwere Schuldenlast aufgebürdet worden war, hatte jedenfalls Lippold in selbstsüchtiger Ueberdienstfertigkeit mit bewirkt. Darin lag seine Schuld, die sich jetzt so schwer rächte. Nur das Verfahren und das Maß der Strafe ist anzufechten. Die Kosten für das Strafverfahren, die man aus seinem Vermögen bestritt, beliefen sich sehr hoch. Für die Wittwe, die mit ihren Kindern zum Lande hinausgetrieben wurde, blieben nur tausend Gulden zurück. Der Judenhaß war wieder erwacht. Was helfen uns die 42,000 Thaler Schutzgeld, die sie der kurfürstlichen Kasse zahlen? hieß es; sie wissen das Zehnfache dafür dem Lande auszupressen! — Die Juden boten eine höhere Summe; der Kurfürst ließ sich jedoch auf keine Verhandlungen ein, und sie mußten das Land verlassen.

Ein schweres Gericht ließ Johann Georg auch über Anna Sydow, die Frau des kurfürstlichen Stückgießers, ergehen. Ihrer Schönheit wegen ward sie die schöne Gießerin genannt. Diese ihre Schönheit war ihr Verderben geworden; denn Joachim hatte sich durch dieselbe verleiten lassen, ein mißfälliges Verhältniß mit ihr zu unterhalten. Sie wurde von dem Kurfürsten „zu ewiger, schmachvoller Gefangenschaft in Spandau“ verurtheilt. Nach ihrem Tode entstand im Volke der Glaube, daß sie von Zeit zu Zeit im Schlosse zu Berlin als „weiße Frau“ erscheine, und daß ihr Erscheinen jedesmal ein nahendes Unheil für das Fürstenhaus verkünde.

Nun galt es, die schwere Schuldenlast des Landes — 2,600,000 Thaler — zu tilgen. Es ward ein Landtag berufen, auf dem die Prälaten und die Ritterschaft eine verhältnißmäßig größere Summe zu tilgen übernahmen, als es in ähnlichen Fällen sonst üblich gewesen war. Aber dies den Herren als einen Beweis von besonderer Hochherzigkeit anzurechnen, kann nur Dem in den Sinn kommen, der die Umstände, unter denen die Schuldübernahme geschah, nicht kennt, oder der absichtlich die Verhältnisse verkennen will. Es wurde ihnen dafür der nicht unbedeutende Kornzoll erlassen, der, nach Droysen, „wahrscheinlich schon hinreichte, das Schuldkapital, welches sie übernommen hatten, reichlich zu verzinsen.“ Fürs Andere wurde ihre Macht über „die Bauern und Unterthanen“ in bedeutender Weise ausgedehnt. So kam es dahin, „daß die Bauern nur noch mittelbar, als Untergebene ihrer Gutsherrschaft, Unterthanen des Landesherrn waren. Und das Patronat gab dem Edelmanne auf seinem Gute auch kirchlich eine herrschaftliche Stellung.“

Vielen von Spanien aus den Niederlanden vertriebenen Protestanten gewährte Johann Georg eine Freistätte in Brandenburg, und die Werkthätigkeit dieser frommen, geschickten Leute, von denen ein Theil sich in den Städten Stendal, Brandenburg, Krossen und Züllichau niederließ, ein anderer Theil sich in den Weichselniederungen ansiedelte, kam dem Lande reichlich zugute.

Digitized by Google

Gymnasium zum grauen Kloster. Der Kurfürst ließ das Schloß in Berlin erweitern, so daß es, wie eine Chronik sagt, „auf das Herrlichste und Prächtigste vollendet ward und in ganz Deutschland seinesgleichen nicht hatte.“ Wichtiger für Berlin war die Gründung des Gymnasiums zum grauen Kloster. Die bisherigen beiden Schulen Berlins genügten nicht mehr.

Johann Georg in einer Schule.

So wurde denn auf die Bitte des Rathes ein Theil des grauen Klosters zur Errichtung einer höheren Schule zugestanden. Es gereicht der damaligen Bürgerschaft Berlins zur hohen Ehre, daß sie hauptsächlich die Mittel zur Errichtung der Schule darbot. Distelmeyer, der wackere kurfürstliche Kanzler, steuerte freiwillig fünfhundert Spezielsthaler bei.

Digitized by Google

Der erste Rektor der Anstalt hieß Jakob Bergemann. Die Einweihung des Gymnasiums fand am 2. November 1574 statt. In den Statuten stand unter Anderem: „Die Professoren und Lehrer sollen nicht über zwei Tage bei ihren Verwandten zur Hochzeit gehen, die Schüler sollen nicht Tanzböden besuchen, nicht im Freien baden, nicht aufs Eis gehen, sich des Fischens und Vogelfangens enthalten und keine Degen und Dolche tragen."

Wie im Laufe der letzten Jahrhunderte vielfach von Fürsten sowol als auch von Stadtobrigkeiten Versuche gemacht worden, die Sitten in Bezug auf Kleidertracht und Aufwand bei häuslichen Festlichkeiten durch strenge Gesetze in engere Grenzen zu bannen, so geschah auch ein Gleiches von Johann Georg. Mochten sich nun die nach ersterer Richtung getroffenen Maßnahmen zum Theil schon als unzureichend erweisen, so zeigte sich ihre Durchführung, was Speisen und Trinken betrifft, noch schwieriger. Hierin ward unausgesetzt Erkleckliches geleistet. Der Vorliebe unserer Altvordern für einen kräftigen Trunk entstammt auch ihre Freude an kunstreichen und kostbaren Trinkgefäßen, woran es nicht fehlte. Um so auffallender erscheint die Geringfügigkeit ihrer Ansprüche hinsichtlich der Tischgeräthschaften, die uns heute durchaus unentbehrlich sind. So war selbst in den besten Zeiten des Mittelalters der Gebrauch der Speisegabel nicht üblich, wenn auch jener der Eßlöffel älteren Ursprunges ist. Karl der Große, Friedrich der Rothbart, Richard Löwenherz, Rudolf von Habsburg, benutzten ihre Finger, wie heutzutage noch unsere Kinder. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg fand die Gabel in weiteren Kreisen Eingang; bis dahin kam das Fleisch, wie schon zur Zeit der Römer, verkleinert auf den Tisch und statt der Löffel bediente man sich immer noch vielfach der Brotkruste, in deren Gebrauch Viele große Fertigkeit erlangt hatten. Ja, selbst im vorigen Jahrhundert waren die dreizinkigen Gabeln noch sehr selten und erst in diesem sind die vierzinkigen Silbergabeln und Messer (mit Stiel aus verziertem Holz, Elfenbein oder Metall) aufgekommen.

Johann Georg starb 1597 im zweiundsiebzigsten Jahre seines Alters. Unter seiner friedlichen Regierung hatte sich der Wohlstand des Landes merklich gehoben.

Joachim Friedrich. (1597—1608.)

Joachim Friedrich, des verstorbenen Kurfürsten einziger Sohn aus erster Ehe, hatte bereits dreiundzwanzig Jahre lang das Erzbisthum Magdeburg verwaltet, und trat nun, zweiundfünfzig Jahre alt, die Herrschaft über Brandenburg an. Er war ein durch bedeutende Bildung, Mäßigung und Milde sich auszeichnender Fürst, dessen zehnjähriges Wirken dem Lande großen Segen brachte.

Nach einer letztwilligen Verfügung des Vaters sollte ein Sohn dritter Ehe, Christian, die Neumark erhalten. Diese Bestimmung gab Anlaß zu Zwistigkeiten in der Familie. Joachim Friedrich wollte das vor 124 Jahren von Albrecht Achilles erlassene Hausgesetz zu durchgehender Anerkennung bringen. Hiernach sollten die märkischen Lande sammt allem Zubehör und allen Rechten immer dem ältesten Sohne des Kurhauses ungetheilt zufallen. Schon einmal war es verletzt worden und zwar durch Joachim I., der seinem zweiten Sohne (Johann von Küstrin) die Neumark zugesprochen hatte. Johann war kinderlos gestorben. Diesem glücklichen Umstande war es zu danken, daß die Neumark wieder an die märkischen Stammlande zurückfiel.

Das Aufblühen des Staates war offenbar bedingt durch die strenge Innehaltung des Hausgesetzes. Dies war es, was den jetzt regierenden Kurfürsten Joachim Friedrich bewog, sich mit einer Vorstellung an den Kaiser Rudolf II. zu wenden, der seines Vaters letztwillige Verfügung gutgeheißen hatte. Der Kaiser sagte, er habe das Testament nicht gelesen, sondern es mit der Bemerkung „vorbehaltlich der Rechte Dritter" bestätigt. So konnte denn der Kurfürst hoffen, seinen Willen zur Anerkennung zu bringen. Zunächst gedachte er nun, seinem jüngeren Bruder Christian, dem eben die Neumark zugesagt worden war, Entschädigung zuzuwenden. Dies schien sich leicht ausführen zu lassen. Denn Markgraf

Digitized by Google

Georg Friedrich von Ansbach, das Haupt der fränkischen Linie der Hohenzollern, war hochbetagt und kinderlos. Mit seinem Tode mußten seine Besitzungen an Brandenburg fallen. An ihn wandte sich der Kurfürst und bat ihn um Vermittlung. Der Markgraf ging bereitwillig darauf ein, und so kam der Hausvertrag zu Gera (1598) zu Stande, dem jedoch die Brüder des Kurfürsten erst nach dem Tode des Markgrafen vorbehaltlos beitraten.

Joachim Friedrich Churfürst

In diesem Vertrage wurde das Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles als bindendes Staatsgesetz anerkannt. Demnach sollten die gesammten Marken mit den zu ihnen gehörigen Herrschaften in der Lausitz, dem Herzogthume Krossen und den Anwartschaften auf Pommern und andere Länder immer dem Erstgeborenen des kurfürstlichen Hauses zufallen und in Franken nie mehr als zwei Fürstenthümer bestehen.

Digitized by Google

Als nächste Erben der fränkischen Fürstenthümer wurden des Kurfürsten Brüder, Christian und Joachim Ernst, bestimmt. (Die Linien derselben starben, beiläufig bemerkt, gegen das Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus. Das Herzogthum Jägerndorf erhielt Johann Georg, der zweite Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich. Allen übrigen Prinzen wurde eine standesgemäße Versorgung zugesagt.

Ohne diesen Vertrag hätte sich das kurfürstlich-brandenburgische Haus kaum zur heutigen preußischen Königsmacht entwickeln können. Doch auch in einer andern Beziehung ist die Regierungszeit Johann Friedrich's von Wichtigkeit. Er war es, der den Grund zu einer geordneteren Verwaltung legte. Von nun an wurden zu Gunsten des ganzen Landes die verschiedenartigsten Beziehungen nach innen und nach außen eifrig im Auge behalten, Um diesen Zweck zu erreichen, erwählte der Kurfürst acht erfahrene Männer, welche zu einer Behörde zusammentraten und alle Angelegenheiten des Landes zu berathen hatten. Die Behörde führte den Namen „Geheimer Staatsrath". Diese Einrichtung ward der Grundstein einer Verwaltung, die in ihrer fortgesetzten Verbesserung sich mehr und mehr segensreich erwies und später einen Beamtenstand von einer Tüchtigkeit hervorrief, wie kein anderes Land einen solchen aufzuweisen hat.

Der übermäßige Glaubenseifer, wie er später unter Johann Sigismund in der widerwärtigsten Weise sich geltend machen sollte, war unter seinem Vorgänger nicht in so auffallendem Grade hervorgetreten, wie sehr auch seitens der Geistlichkeit die Empfänglichkeit des Volkes angeregt wurde. — War unter Kurfürst Joachim II. auf den Gebieten der Kunst ein gewisser Aufschwung bemerkbar geworden, so hatte dieser doch nur vorübergehend Sprossen getrieben. Denn mehr als die Kunst lag Joachim Friedrich die Förderung des wissenschaftlichen Lebens am Herzen. Er gründete in dem Jagdschlosse Joachimsthal (1605) eine sogenannte Fürstenschule, die er freigebig ausstattete. Bestimmungsgemäß sollten auf derselben 120 Schüler aus dem Stande des Adels und der Bürger zu tüchtigen Staatsbürgern ausgebildet werden. Später wurde die Anstalt unter dem Namen „Joachimsthal'sches Gymnasium" nach Berlin verlegt, wo sie bis heute erfolgreich gewirkt hat.

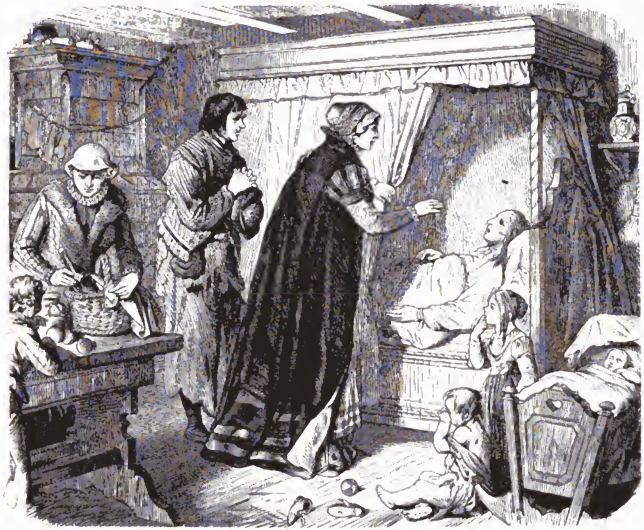
Mehrung der Aussichten auf den Besitz Preußens. Doch wir müssen nun noch einen Blick auf das Herzogthum Preußen werfen, in dem seit 1568, nach dem Tode Albrecht's an Stelle von dessen geisteskrankem Sohne Friedrich die Edelleute schlimm genug wirthschafteten. Wie dem Orden früher das Land gehörte und die Hochmeister nur kraft des Willens der Ordensmitglieder herrschten, so, meinten sie, gehöre jetzt den Edelleuten das Land, und der Herzog übe nur in ihrem Auftrage eine Art Verwaltung aus. Sie strebten mit einem Worte nach Zuständen, wie sie in Polen herrschend geworden. Später bedurfte es großer Anstrengung von Seiten der Hohenzollern, um den Adel, der seine „Rechte" namentlich unter der Herrschaft des kranken Friedrich hatte bedeutend erweitern können, in die ihnen gebührenden Schranken zurückzuweisen. Für jetzt konnte Brandenburg, da ihm blos Mitbelehnung zugestanden worden war, noch keine Macht über Preußen üben.

Trotzdem dachte man daran, dem jungen Herzoge Friedrich eine Gemahlin zu geben, und es ward eine Gesandtschaft an den Hof des Herzogs Wilhelm von Kleve geschickt, um von demselben die Hand seiner ältesten Tochter, Marie Eleonore, für Friedrich zu begehren. Der Herzog willigte ein, und die bedauernswerthe Eleonore ward nach Preußen geführt und dort mit Friedrich vermählt, dessen Krankheit wol damals noch keinen so hohen Grad erreicht hatte. Bald nachher aber steigerte sich dieselbe derartig, daß eine Regentschaft eingesetzt werden mußte. Die aus den Ständen erwählten Räthe, die dem Herzoge zur Seite gestanden hatten, mühten sich vergebens, die Landesgewalt ganz an sich zu reißen; der König von Polen übertrug die Regentschaft (1577) an den Markgrafen Georg Friedrich von Jägerndorf. Dieser starb 1603, und nun ging die Regentschaft an den Kurfürsten Joachim Friedrich über. Darin lag wieder ein Zuwachs der brandenburgischen Aussichten und Ansprüche auf Preußen.

Digitized by Google

Anderes trat hinzu. Aus der Ehe des kranken Herzogs mit der Cleve'schen Herzogstochter Eleonore waren nur Töchter hervorgegangen, und um nun die Rechte Brandenburgs auf Preußen zu erhöhen, verheirathete Joachim Friedrich seinen ältesten Sohn und späteren Nachfolger, Johann Sigismund, mit der ältesten Tochter des preußischen Herzogshauses; ja er zog die Fäden noch enger, denn er selbst, der inzwischen Wittwer geworden war, nahm eine jüngere Tochter des herzoglichen Hauses zur Gemahlin.

So konnte nun wol mit ziemlicher Sicherheit darauf gerechnet werden, daß Preußen über kurz oder lang dem brandenburgischen Kurhause zufallen würde. Und dies nicht allein. Die preußische Herzogin Eleonore war die Schwiegermutter Joachim Friedrich's und seines Nachfolgers, des Kurprinzen Johann Sigismund. Sie aber hatte Erbansprüche auf das Herzogthum Kleve und damit hatten sich noch weitere Aussichten für das Haus eröffnet.



Am Krankenbette der Kothleidenden. Zeichnung von Ludwig Burger.

Segensreich wie Joachim Friedrich waltete seine vortreffliche Gemahlin, die Kurfürstin Katharina, im Lande. Oft wurde sie als Trösterin und Wohlthäterin in den Hütten der Armen und Kranken gefunden. Sie gründete die Schloßapotheke, aus welcher den Armen die Arzneien umsonst gereicht wurden. Die Mittel zu ihren Wohlthätigkeitserweisungen entnahm sie zum Theil aus Meierein, welche sie in der kölnischen Vorstadt anlegte. Die Milch wurde auf dem Molkenmarkte verkauft, der eben diesem Umstande seine Benennung zu verdanken haben soll. Ihr Name blieb lange im Andenken des Volkes.

Die Herzogin Eleonore starb im Jahre 1608. Der Kurprinz Johann Sigismund — damals bereits in einem Alter von 35 Jahren — brach nun sogleich nach Preußen auf, um den Aufträgen seines Vaters wegen Wahrung der brandenburgischen Interessen in Preußen nachzukommen.

Digitized by Google

Johann Sigismund. (1608—1619.)

Auf dieser Reise nach Preußen ereilte Johann Sigismund die Botschaft von dem plötzlichen Tode seines Vaters. Was nun thun: weiter reisen, oder umkehren? Er glaubte im Sinne und Geiste seines Vaters zu handeln, wenn er die Reise fortsetzte. Mit dem Tode desselben war ja die brandenburgische Vormundschaft über den kranken Friedrich zerrissen. Sich jetzt auf längere Zeit von Preußen fernhalten, hieß so viel als: dem widerstrebenden Adel und den eifersüchtigen Polen möglicherweise Gelegenheit geben, sich von dem brandenburgischen Einflusse zu befreien.

So sah er die Sache an, und er hatte sich nicht geirrt. Denn er fand beim Adel das heftigste Widerstreben gegen seinen Wunsch, in die Rechte seines verstorbenen Vaters einzutreten, nämlich die Mitbelehnung und die vormundschaftliche Regierung über Preußen zu erlangen. Mit Hülfe der Stände erreichte er aber dennoch beim Könige von Polen sein Ziel, und der Adel mußte endlich sich bequemen, ihm den Huldigungseid zu leisten. Nun aber richtete der kluge und thatkräftige Herr sein Hauptaugenmerk zunächst auf das Herzogthum Kleve. War doch seine Gemahlin die älteste Tochter der Herzogin Eleonore von Preußen und diese die älteste Tochter des Herzogs Wilhelm von Kleve, und seine Ansprüche waren daher völlig berechtigte, was aus Folgendem hervorgeht. Ein Jahrhundert früher bestanden auf beiden Seiten des Niederrheins zwei Fürstenthümer, das eine dem Herzoge von Kleve, das andere dem Herzoge von Jülich und Berg gehörig. Dem Herzog von Kleve gehörte zugleich die Grafschaft Mark.

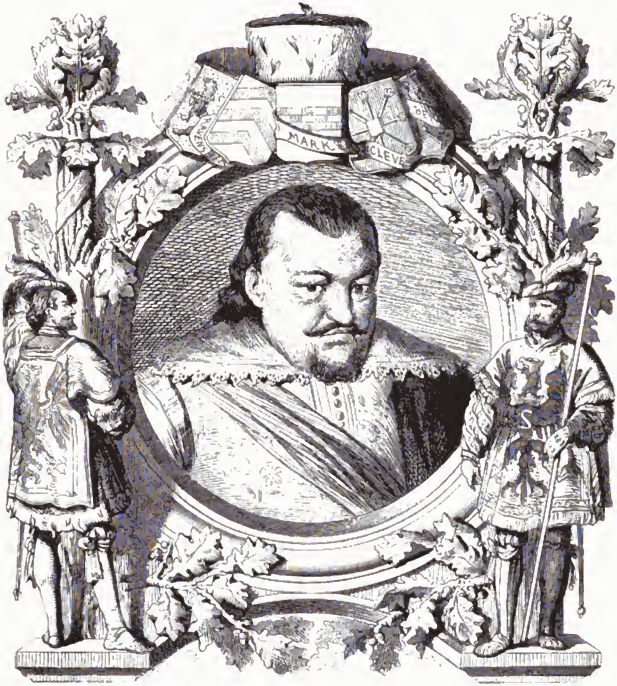
Durch Erbverbrüderung der fürstlichen Häuser wurden die Länder vereinigt, und so entstand 1521 das vergrößerte Herzogthum Kleve. Der zweite Herzog der vereinigten Lande vermählte sich mit einer Tochter Kaiser Ferdinand's I., und es wurde ihm im Jahre 1559 von seinem kaiserlichen Schwiegervater das Privilegium ertheilt, daß beim Aussterben des Mannsstammes die Herrschaft ungetrennt auf die Töchter übergehen sollte, eine Bestimmung, die in nicht zu ferner Zeit dem brandenburgischen Kurhause zugute kommen sollte!

Nach ihrer Vermählung mit dem geisteskranken Herzog Friedrich von Preußen hatte Maria Eleonore die Zusicherung empfangen, daß nach dem Tode ihres Bruders Wilhelm, des nächsten Erbberechtigten, ihr das Herzogthum zufallen solle. Ihr Bruder Wilhelm war aber, wie ihr Gemahl, geisteskrank, und Kleve wurde ebenfalls von Räthen in seinem Namen regiert. Eleonore war nun gestorben, doch ihre Erbansprüche waren, wie bereits erwähnt, auf ihre älteste Tochter Anna und durch die Vermählung derselben mit dem jetzt regierenden Kurfürsten Johann Sigismund auf diesen übergegangen. Was war wol natürlicher, als daß Sigismund diese Angelegenheit nicht aus dem Auge ließ! Man vermählte zwar den Herzog Wilhelm, doch entsprossen seiner Ehe keine Nachkommen; und so blieb die Hoffnung Brandenburgs auf den Anfall des Herzogthums ungeschwächt bestehen.

Dies erkannte die katholische Partei am kleve'schen Hofe gar wohl, und sie setzte noch mancherlei Mittel in Bewegung, um den Kurfürsten von Brandenburg nicht zu der Erbschaft des Landes gelangen zu lassen. Auf den Rath eines katholischen Priesters und einer Nonne wurde dem kranken Herzoge das Evangelium St. Johannis in das Wamms genäht, auch gab man ihm Austern und andere Speisen, die mit geweihten Hostien zubereitet waren. Natürlich bewirkten diese und ähnliche Mittel seine Genesung nicht. Seine Geisteskrankheit ging endlich in völligen Wahnsinn über. Er meinte, von gedungenen Mördern umgeben zu sein, schlief gewöhnlich in voller Rüstung, ging stets mit blanker Waffe einher, ja er verwundete eines Tages einige Hofleute, die er für Mörder hielt, in gefährlicher Weise. Endlich mußte er eingesperrt werden. — Am 25. März 1609 ward er durch den Tod von seinen Leiden erlöst, und schon am 4. April heftete der Bevollmächtigte Sigismund's das brandenburgische Wappen an das Regierungsgebäude zu Kleve. Am 5. April geschah ein Gleiches zu Düsseldorf und in den nächstfolgenden Tagen zu Jülich und in den übrigen Städten.

Digitized by Google

Aber es traten auch andere Fürſten mit Erbanſprüchen auf. Zunächſt erſchien der junge **Wolfgang Wilhelm**, Erbprinz von Pfalz-Neuburg. Er ſuchte ſein Recht auf das Herzogthum darauf zu begründen, daß er der Sohn der noch lebenden Schweſter des verſtorbenen Wilhelm ſei. Die übrigen beiden Schweſtern verlangten Theilung des Erbes. Andere Fürſtenhäuſer traten mit noch viel weniger begründeten Anſprüchen hervor.



Johannes Sigismundus Elector Marq

Brandenburgs wachſende Macht war am kaiſerlichen Hofe ſchon längſt übel vermerkt worden, und nun ſollte dies proteſtantiſche Land ſchon wieder einen ſo reichen Zuwachs erhalten! Das durfte und wollte man nicht geſchehen laſſen. Aber dem jungen Fürſten **Wolfgang Wilhelm** von Pfalz-Neuburg gönnte man die Erbſchaft auch nicht. War doch dieſer auch Proteſtant und vielleicht gar künftiger Erbe der Kurpfalz, welche zur Zeit als die Hauptſtütze der reformirten Lehre galt. Man hielt es unter ſolchen Umſtänden für das

Beste, das von so vielen Seiten begehrte Land vorläufig von Reichswegen verwalten zu lassen, um dann späterhin selbst Ansprüche, die sich ja ohne große Mühe würden erdenken lassen, darauf begründen zu können.

Sigismund und Wilhelm erkannten die Gefahr, von der sie bedroht waren, und es kam eine vorläufige Verständigung zwischen ihnen zu Stande (Vertrag zu Dortmund 1609), dahin lautend, daß sie Beide einstweilen das Land gemeinschaftlich in Besitz nehmen wollten. Es geschah. Die Stände huldigten Beiden und schworen, bis zu einer künftigen Entscheidung über das Erbrecht zu Gunsten des Einen oder des Andern, Beiden zu gehorsamen. Dieser Vertrag kreuzte die anderseitigen Pläne, weshalb Kaiser Rudolf II. ihn nicht anerkannte. Er ließ Truppen ins Land rücken, aber Sigismund und Wilhelm setzten sich zur Wehr und behaupteten sich in ihrem Besitze.

Nun ward das Land gemeinschaftlich regiert. Sigismund sandte seinen jüngeren Bruder Ernst als Statthalter nach Kleve. Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg vertrat sein Recht in eigener Person. Mißhelligkeiten konnten bei der gemeinschaftlichen Herrschaft nicht ausbleiben. So kam das Jahr 1613 heran. Da trat offene Feindschaft zwischen Sigismund und Wolfgang Wilhelm ein, worüber Folgendes erzählt wird. Der Kurfürst sei durch eine im höchsten Grade unpassende Aeußerung Wilhelm's so aufgebracht worden, daß er diesem — eine Ohrfeige gegeben habe. Dieser Vorfall hatte schlimme Folgen. Voll Scham und Rache eilte der junge Pfalzgraf sogleich zu Maximilian von Bayern, dem Haupt der katholischen Fürsten, vermählte sich mit der jüngeren Schwester desselben und trat zur katholischen Religion über. Nun glaubte er natürlich zur Durchführung der von ihm erhobenen Ansprüche guten Rückhalt zu haben.

In demselben Jahre erklärte sich Sigismund öffentlich für das reformirte Bekenntniß, was auf seine lutherischen Unterthanen in Brandenburg einen sehr üblen Eindruck machte, den Reformirten in dem Herzogthum Kleve aber um so angenehmer war.

Daß später gesagt worden ist, der Kurfürst sei von dem lutherischen zum reformirten Bekenntnisse nur übergetreten, um die zum größten Theile reformirte Bevölkerung Kleve's um so fester an sich zu ketten, darf nicht Wunder nehmen. Es mag dies wol mit zu dessen Entschließung beigetragen haben; jedoch den Hauptgrund gab diese Angelegenheit keineswegs ab, wie sich leicht nachweisen läßt. Der Eifer, ja der Haß des Lutherthums gegen die Reformirten war zu solcher Höhe gestiegen, daß Sigismund längst schon innerlich ihm entfremdet war, und es nur noch eines Anstoßes bedurft hatte, sich dem um unwesentlicher Dinge willen so arg verketzerten reformirten Bekenntnisse anzuschließen.

Welche unselige Folgen aus dem Haß der Lutheraner gegen die Reformirten entsprangen, wird weiterhin noch eingehender dargestellt werden. Hier sei nur bemerkt, daß es bei den lutherischen Predigern in Berlin und in der Mark zu Wuthausbrüchen kam, als sie vernahmen, daß der Kurfürst sich für den reformirten Glauben erklärt habe. Ja, in Berlin fanden sogar Volksausläufe statt, bei denen Markgraf Georg durch einen Steinwurf getroffen und das Haus des flüchtigen reformirten Hofpredigers zerstört wurde.

Es bedurfte der ganzen Festigkeit Sigismund's, um die Wogen der von lutherischen Geistlichen genährten Volkserbitterung einigermaßen zu beschwichtigen. „Er werde", hieß es unter Andern in seiner Ansprache, „nach wie vor bei der erkannten Wahrheit verharren, da er sich gar nicht aus Vorwitz, eitler Ehre, oder um einigen zeitlichen Respekts willen, sondern blos aus Ueberzeugung in seinem Herzen und Gewissen zu der, als calvinistisch ausgeschrieenen reformirten Religion, die nach seinem ganzen Wissen der heiligen Schrift gemäß sei, bekannt habe."

„Er habe", heißt es weiter in dieser Ansprache, „keinen seiner Unterthanen in der Freiheit des Glaubens angetastet, werde sich selbst aber durch Andere auch nicht irre machen lassen." Unter dem 24. Februar 1614 erließ er ein Edikt, in welchem er mit christlichem Ernst sämmtlichen Geistlichen seines Landes verbot, „ihre Gegner von den Kanzeln herab

Digitized by Google

mit Schimpfwörtern zu belegen, Jemand öffentlich zu verdammen und zu verketzern, und ſich überhaupt das Richteramt in göttlichen Dingen anzumaßen; jeder ſolle ſich vielmehr bemühen, das Wort Gottes unverfälſcht vorzutragen. Wenn aber Jemand glaube, daß durch das Edikt ſeinem Gewiſſen zu nahe getreten ſei, dem ſolle es frei ſtehen, ſich ungehindert ins Ausland zu begeben. Wer dagegen um ſeines dem Edikte bewieſenen Gehorſams willen angetaſtet werden möchte, den werde der Kurfürſt zu ſchützen wiſſen."

Volksauflauf zu Berlin bei Johann Sigismund's Uebertritt.

Hiernach erinnerte der Kurfürſt im Vorgefühl des herannahenden Religionskriegs daran, „wie jene unzeitigen Eiferer, welche von der Kanzel herab immerfort alle Andersdenkenden verdonnerten und läſterten, gegen ſie ſchrieen, ſtürmten und ſchälten — ſolche, die, wenn es zum Treffen käme, wol am wenigſten zu reden wiſſen ſollten, oder auch, ob ſie nur ein Gewinnſtlein hiervon hinwegzutragen wüßten, ſich wol gar zum Papſtthum erklären dürften, — den allgemeinen Feinden der Proteſtanten, den Jeſuiten und Papiſten, ein Frohlocken

und Gelächter anrichteten." Deshalb mahnte der Kurfürst schließlich: „an die Einigkeit in der Liebe, wenn Einheit des Glaubens auch nicht vorhanden sei. Die göttliche Schrift gebiete ja: daß Alles mit christlicher Liebe, sanftmüthigem Geiste, Freundlichkeit, Geduld und mit herzlicher Erbarmung gegen die Irrenden zugehen und geschehen solle. Jene mißigen, vorwitzigen und hoffährtigen Theologen gäben sich nur deshalb mit allen den thörichten Glossen ab, weil sie dadurch den primatum in der Kirche und das brachium seculare gesuchet und affectiret, statt allein Gottes Ehre und der Leute Seligkeit zu fördern."

Wahrlich — denkwürdige Worte, die in der Geschichte des Landes noch von höchster Bedeutung wurden und im Laufe der Zeiten viel dazu beitrugen, den verscheuchten Frieden in der protestantischen Kirche herstellen zu helfen!

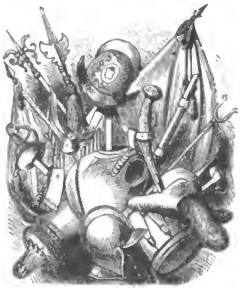
Doch wenden wir uns wieder der weiteren Entwicklung der Dinge im Herzogthum Kleve zu. Zu Gunsten des Pfalzgrafen rückten nun die Spanier, zu Gunsten Sigismund's die Holländer ins Land. Drohend standen sich die feindlichen Kriegsvölker gegenüber, und das Land litt schwer darunter. Dies bewog endlich die streitenden Parteien dazu, einen vorläufigen Vertrag (zu Xanten 1614) zu schließen, nach welchem Kleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg fallen sollten. Den Spaniern aber war es um etwas ganz Anderes zu thun, als um einen den Pfalzgrafen zu leistenden Beistand. Von Kleve aus dachten sie neue Anstrengungen zur Niederwerfung Hollands zu machen. Aus diesem Grunde erkannten sie den Vertrag nicht an, und nun blieben auch die Holländer in dem von ihnen besetzten Landestheil.

Da die Streitigkeiten um Kleve mit dem Einmarsch der Spanier und Holländer in den Kreis größerer Begebenheiten getreten sind, über die noch zu berichten sein wird, so verlassen wir sie für jetzt. Nur sei vorläufig bemerkt, daß der endliche Abschluß, und zwar ganz nach den Grundzügen obigen Vertrages, erst 52 Jahre später erfolgte.

Preußen an Brandenburg. Endlich — im Jahre 1618 — starb auch der blödsinnige Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, und das Herzogthum ging nun als polnisches Lehen an Brandenburg über. —

Wir sehen, der preußische Aar dehnt bereits seine Schwingen weithin nach Ost und nach West aus; sein Haupt ist umleuchtet von protestantischem Lichte.

Im November 1619 übergab Sigismund die Regierung des Landes seinem Sohne Georg Wilhelm; kaum einen Monat später (am 23. Dezember 1619) legte er sein sorgenbeschwertes Haupt zur ewigen Ruhe nieder.



Waffen aus dem 17. Jahrhundert.

Digitized by Google

Ignatius Loyola übergiebt Papst Paul III. die Konstitutionen des Ordens Jesu.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Die Ausbreitung der evangelischen Lehre und des Jesuitenordens.

„Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden."

So hatte Luther gesungen; und in der That, dieser Zuruf schien sich auch außerordentlich schnell bewahrheiten zu wollen. Wahrlich, wie Regen auf ein dürres Land, so troff seine Lehre auf die Menschenherzen; echtes, freudiges Religionsgefühl und christliche Bürgertugenden sproßten als reiche Ernte unter ihr hervor. Von Wittenberg, dem neuen Bethlehem oder Jerusalem, war die bessere Erkenntniß in alle Welt ausgegangen, und die Hohenpriester und Schriftgelehrten der damaligen Zeit hatten nicht vermocht, sie zu ersticken. Ein heiliger Geist wehte durch die Lande.

Folgen wir dem Gange, den die Reformation in Europa nahm. Von Sachsen und Hessen aus hatte sie sich zunächst über ganz Norddeutschland bis nach Kur- und Livland und durch die fürstlichen Gebiete Frankens und Schwabens nach dem Elsaß und Lothringen verbreitet. Der unfruchtbarste Boden für sie blieb Bayern, aus Gründen, auf die wir später zurückkommen werden. Große Fortschritte machte der Protestantismus in Oesterreich, Kärnten, Ungarn, Siebenbürgen und natürlich in Böhmen, dem Heimatlande des Huß,

Digitized by Google

ferner in Dänemark, Schweden und Norwegen. Ein Gleiches geschah in der Schweiz, in den Niederlanden, Polen, England; ja selbst in Italien und Frankreich faßte die neue Lehre Wurzel.

Ganz natürlich! Auf der Seite der Protestanten stand die stets siegreiche Macht der Wahrheit und deshalb auch die echte Opferfreudigkeit. Das böse Gewissen des Papstthums bewirkte, daß man in Rom nach einigen verhältnißmäßig schwachen Versuchen gegen Luther und seine Anhänger die Arme sinken und zunächst die Sache gehen ließ, wie es eben gehen wollte. Freilich standen noch ganz andere Dinge als die Gefährdung himmlischer Güter in Gefahr — weltliche Errungenschaften, die man unter dem Scheine der Religion sich anzueignen gewußt hatte; die Herrschaft über Geister und Leiber, über Hab und Gut der getäuschten Gläubigen — und diese wollte und durfte man nicht verloren geben.

Der Protestantismus hatte sich einzuwurzeln vermocht, ohne daß ihm, nachdem er die ersten Angriffe siegreich abgeschlagen hatte, nennenswerthe Hindernisse in den Weg gelegt worden waren. Günstige äußere Umstände hatten mitgewirkt. Schon zu Lebzeiten Karl's V. hätte der Bruder desselben, Ferdinand, als er noch König von Böhmen und als solcher auch Herr von Schlesien war, den Protestantismus gern in seinen Ländern unterdrückt. Politische Rücksichten ließen es ihm als rathsam erscheinen, sich die Zuneigung der protestantischen Fürsten nicht zu entfremden. Auch während seiner kurzen Regierung als Kaiser geschah nichts Bedeutendes gegen die Protestanten.

Sein edler, hochbegabter Sohn Maximilian II., der ihm auf dem Kaiserthrone folgte, war sogar der neuen Lehre im Herzen zugethan. Den Aufhetzungen der päpstlichen Partei, gegen die Protestanten vorzugehen, begegnete er mit den Worten: „Ueber die Gewissen meiner Unterhanen habe ich keine Macht!" Er ließ einen Jeden unangefochten nach seinem Glauben leben. Ebenso blieb es unter dem folgenden am spanischen Hofe erzogenen Kaiser Rudolf II., obgleich derselbe die Protestanten haßte.

Daß bei dem Uebertritt zum Protestantismus auch hier und da vielfach Eigennutz und andere unlautere Gründe mit im Spiele waren, ward schon erwähnt. Es gab Fürsten, in denen der Gedanke, daß ihnen ja das Kirchengut zufalle, wenn sie sich vom Papste abwendeten, nicht wenig dazu beitrug, dem Protestantismus Thor und Thür zu öffnen.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war der größte Theil des deutschen Volkes der protestantischen Lehre zugethan, und es erschien dem oberflächlichen Beobachter, als werde in kürzester Zeit das Papstthum auch seine letzten Stützpunkte in Deutschland verloren haben. Tieferblickende aber hatten eine mehr oder weniger deutliche Erkenntniß von dem Nahen unheimlicher Kräfte, die sich zusammenscharten, um die junge Saat des erneuten Glaubens von Grund aus zu zerstören. Luther hatte, wie wir wissen, schon von den Schrecken, die im Anzuge waren, eine Ahnung gehabt und Gott inbrünstig gebeten, ihn vor dem Einbruch derselben heimzurufen. Auch der milde, fromme Melanchthon blickte sorgenvoll in die Zukunft; Andere fühlten die gleiche Beängstigung. „Die Wolken senken sich bis zur Erde nieder, aber noch reguet es nicht!" Dies Wort Paul Sarpi's bezeichnet die allgemeiner werdende Stimmung des denkenden Theiles der Deutschen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Worauf beruhten so trübe Ahnungen, Sorgen, Stimmungen? Zwei Feinde waren vorhanden, ein äußerer und ein innerer, die wir nun kennen lernen wollen.

Die römische Partei begann sich aufzuraffen, Heerschau über ihre Kräfte zu halten und Kriegspläne zu entwerfen; Anfangs Alles im Stillen, während die Protestanten, der inneren Kraft und Wahrheit ihrer Sache vertrauend, sich einer gefährlichen Sicherheit hingaben. „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts." — Endlich ward der Feldzug begonnen, zunächst nicht in Deutschland, sondern in den südlichen Ländern Europa's. Man wußte es, daß der Deutsche, wenn es gilt, die Religion zu vertheidigen, opferfreudig sein Alles daran setzt, während die südlichen Völker zu solch einem Aufschwung nicht so leicht gelangen. So ward denn die Inquisition in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich in Thätigkeit gesetzt.

Digitized by Google

Die Jesuiten. Gehoben und großgezogen durch die Staatsweisheit, welche diese Verfolgungen ins Leben rief, erhob nun ein finsterer Bund zur Niederhaltung der Geister sein Haupt, die gefährlichste Gesellschaft, die je die Welt gesehen hat — der Orden der Jesuiten. — Nie ist wol der Name Jesu schmählicher gemißbraucht worden, als durch diesen Orden, der sich nach ihm nannte. Der Deutsche Johann Fischart nannte ihn mit Recht den Orden der „Jesuwider".

Seine Stiftung fällt schon in das Jahr 1540. Ueber seinen von ihm selbst ausgesprochenen Zweck giebt uns die beste Auskunft der Entwurf der Ordensverfassung, die der Stifter desselben, der Spanier Ignatius von Loyola, dem Papste zur Bestätigung vorlegte.

„Die Gesellschaft Jesu ist eine gerüstete Schar, allezeit bereit, zu kämpfen für Gottes Statthalter, den heiligen Vater in Rom, und für die alleinseligmachende römisch-katholische Kirche. Damit dieser Zweck erreicht werden kann, ist strenge Ordnung nöthig, wie bei einem Kriegsheer, und auf daß die Ordnung erhalten werde, muß jedes Mitglied der Gesellschaft dem Obersten derselben blind gehorchen, wie ein Soldat seinem Feldherrn, ja, er muß in dem Obersten gleichsam Christum selbst demüthig verehren; denn in dessen Kriegsdienst steht jeder einzelne Mann der Gesellschaft, kampfgerüstet gegen eine ganze Welt. Wer zur Fahne der Gesellschaft geschworen, der hat keinen eigenen Willen mehr, der darf nicht fragen wohin? noch warum? Wohin ihn der Papst durch den Obersten der Gesellschaft sendet, dahin muß er gehen, wie der Soldat ins Feuer, sei's zu Heiden, Juden, Ketzern oder Gläubigen. Wo ihm gesagt wird: bleib! da muß er mauerfest stehen bis zum letzten Athemzuge. Die geistlichen Waffen aber sind Predigten, Beichtehören, geistliche Uebungen und Erziehung der Jugend. Die Würden vertheilt der Ordensoberste nach dem Werthe der Einzelnen. Den Sold bezahlt Gott; darum soll kein einzelnes Mitglied der Gesellschaft Einkünfte genießen, hingegen darf die Gesellschaft nach Einkünften sich umthun, um auf Universitäten Kollegien zu gründen und zu erhalten, in welchen Jünglinge studiren und erzogen werden."

Der Orden begann mit 60 Mitgliedern. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts belief sich die Zahl derselben schon auf 10,000. Die Mitglieder der Mönchsorden hatten sich von der Welt zurückgezogen, die Jesuiten zerstreuten sich über den Erdkreis und wurden von einem Willen gelenkt. Eine Ordenstracht war vorhanden, auch gab es Ordensregeln; jedoch brauchten, je nach Umständen, von den Mitgliedern weder die Ordenskleider getragen noch die Ordensregeln beobachtet zu werden. Es lag in der Absicht des Ordens, den größeren Theil seiner Mitglieder der Welt nicht als solche erkennbar zu machen. So wirkte der Jesuit vielfach — ohne daß seine Umgebung in ihm ein Mitglied jenes Ordens ahnte, sei es als Gelehrter, als Staatsmann, als Künstler, als Erzieher, immer für den einen großen Zweck der Unterdrückung des freien Geistes. Der Orden glich einer großen künstlichen Maschine, die von einer Hand geleitet wird, bis in das kleinste und feinste Rädchen hin. Einer ward vom Andern überwacht, und auch der Wächter hatte wieder seine geheime Wache, bisweilen Den, den er als unter sich stehend betrachtete. So kam es, daß der Ordensgeneral stets einen klaren Ueberblick über die Wirksamkeit der Ordensmitglieder hatte. Galt es, einen bestimmten Zweck zu erreichen, so mußte der Jesuit hier den Tugendhaften, dort den Lasterhaften spielen — Alles „zur größeren Ehre Gottes", wie es im Ordensgelübde hieß. Die Mitglieder sollten weder Herz noch Gewissen haben, Beides hatte nur der Orden — sie sollten blind ausführende Glieder desselben sein. Um die Menschheit desto gründlicher gängeln zu können und für sich zu gewinnen, hatten die Mitglieder, die als solche in der Welt erkennbar waren, gute Werke zu verrichten. So entstand manche wohlthätige Anstalt, es wurden Missionen zu fernen Völkern auf Befehl des Ordensgenerals unternommen. Es galt hierbei jedoch nicht, Christi Reich zu gründen, sondern die Gewalt des Papstes, „das Zerrbild des Reiches Gottes auf Erden", zu erweitern. Unterwühlung des Protestantismus war und blieb der Hauptzweck.

Digitized by Google

Die wichtigsten Orte der Wirksamkeit für die Jesuiten waren die Höfe der Fürsten, zunächst die fürstlichen Berathungszimmer. Wie mancher Fürst ist gestorben, ohne geahnt zu haben, daß dieser oder jener seiner geheimen Räthe ein verkappter Jesuit war, und daß die Angelegenheiten seines Landes, das er zu regieren wähnte, von Rom aus geleitet wurden! Hatte doch vielleicht derselbe geheime Rath den Fürsten oft genug vor dem lichtscheuen Orden der Gesellschaft Jesu gewarnt, vielleicht gar den erkennbaren Mitgliedern seines Ordens mit offener Feindschaft gegenüber gestanden! Wichtiger aber noch war der Beichtstuhl der Fürsten und namentlich der der Fürstinnen. Hier wurden stündend Saaten gesäet, die oft im Donner der Geschütze, unter Blut und Thränen, unter dem Schmerzensschrei der Völker aufgingen. Man wußte seine Leute gut zu wählen und jedem Mitgliede nach seinen Fähigkeiten die rechte Stelle anzuweisen.

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Diesem Satze entsprechend, richteten die Jesuiten Lehranstalten ein. Natürlich herrschte in diesen, trotz mancher Verdienste, besonders um die klassischen Wissenschaften, derselbe Trug, wie der Orden ihn sonst übte. Er gab mit reichen Händen, um der Menschenseele eines der köstlichsten Güter, den Wahrheitssinn, zu rauben, und um aus seinen Zöglingen Werkzeuge seiner Pläne zu machen. Wir werden bald einen Maximilian (von Bayern), einen Kaiser Ferdinand (II.), einen Wallenstein kennen lernen — Männer, die, in Jesuitenschulen gebildet, dem Protestantismus in feindlichster Weise gegenüber traten. Da es die Jesuiten darauf anlegten, den Menschengeist nicht zur Entfaltung seiner ihm von Gott gegebenen Fähigkeiten kommen zu lassen, den Sinn für freie Forschung in ihm zu ertödten; da sie nicht unterrichteten, sondern abrichteten — so mußte prunkender Schein an die Stelle wirklicher Bildung treten. Emsig trachteten sie danach, Zöglinge aus den höchsten Ständen zu gewinnen; doch nahmen sie auch Söhne armer Leute in ihre Erziehungsanstalten auf, wenn diese bedeutende Fähigkeiten hatten und es sich erwarten ließ, daß sie sich später für die Zwecke des Ordens verwendbar erweisen würden.

Der christlichen Priesterschaft war es gelungen, die Seite des christlichen Glaubens, wodurch der niedergedrückten Menschheit durch Uebung der Gebote der Brüderlichkeit, der opferwilligen Hingabe Trost, Erhebung und Beistand geboten werden sollte, bis zur Unkenntlichkeit zu verdunkeln; doch leuchtete sie in der Reformationszeit wieder heller auf.

Fragen wir nach der tiefinnersten Bedeutung der Reformation, so kann die Antwort im Wesentlichen keine andere sein als diese: die Menschheit, lange von einer selbstsüchtigen Priesterschaft geführt, scharte sich, wie es einst die Jünger Jesu gethan hatten, wieder um die hochheilige Person Jesu. Die Sehnsucht nach ihm war erwacht und mit ihr der Glaube, sein Wort werde Erlösung bringen von geistigen und leiblichen Uebeln, den Einzelnen und den Völkern. Der Nebelschleier, den die Selbstsucht der Priester über die Menschheit ausgebreitet hatte, war zerrissen, die Sonne — des Heilandes Wort — stand wieder da vor Aller Augen, Licht und Leben spendend den wahrheitsdurstigen Seelen.

Innere Feinde. Unglücklicherweise fanden jedoch auch protestantischerseits nicht selten Abirrungen vom Geiste der göttlichen Lehre, Uebereilungen und Ausartungen statt, so namentlich zur Zeit der Bauernaufstände, und diese Fehler benutzten die Jesuiten trefflich, um das ganze Wesen der Reformation zu verdächtigen. „Auflehnung gegen göttliche und menschliche Obrigkeit: das ist der wahre und tiefe Sinn der kirchlichen Bewegung. So war es hier und wieder dort. Darum die Waffen geschärft! Und wenn Hunderttausende fallen — die Menschheit wird doch noch gerettet!“ Solcherart war die Sprache, und diese Sprache fand leider geneigte Ohren und Herzen.

„Dem Herrlichsten, das auch der Geist empfangen“ — immer und immer drängt sich ihm „fremder Stoff“ an. Also geschah es auch auf dem Gebiete der Reformation. Es währte nicht lange, so trat innerhalb der protestantischen Kirche dieselbe Erscheinung ein, die wir bei der römischen Kirche wahrgenommen haben: es bildete sich eine hochmüthige,

Digitized by Google

herrschsüchtige Priesterschaft. Es wurde schon erwähnt, daß sich zwei Hauptrichtungen in der protestantischen Christenheit ausgebildet hatten, die strengen Lutheraner und die Reformirten; auch ist auf die Unterscheidungslehren beider hingewiesen worden. Die Reformirten, deren bedeutendstes Haupt nach Zwingli's Tode Calvin geworden war, wurden meist jetzt Calvinisten genannt. Beide Parteien, statt friedlich neben einander dahin zu leben und in der Liebe zu Christus ihren Vereinigungspunkt zu finden, ließen den verderblichsten Feind, die Zwietracht, unter sich aufkommen — er herrschte fort und fort im Lager der Protestanten, während man auf der Seite der Katholiken einig war. Wittenberg, der Ort, von dem das Licht der Reformation hundert Jahre früher ausging, war jetzt die Hauptfeste des strengen Lutherthums geworden, das sich namentlich im Nordosten Deutschlands ausgebreitet hatte. Der Haß gegen die Calvinisten war so groß geworden, daß ihr Name den Schimpfwörtern Atheist, Ketzer, Türke, Teufelsanbeter, Bestie gleichgeachtet wurde. Ein Leipziger Magister stellte in einer 1620 erschienenen Schrift die Behauptung auf, er könne mit zweihundert, ja, wenn es verlangt würde, mit dreihundert Gründen die Behauptung rechtfertigen, daß die calvinische Lehre ärger sei als die Lehre des Teufels. Andere unchristliche Eiferer behaupteten: der Koran sei gegen die Schriften der Reformirten ein gottseliges Buch. In Frankfurt a. d. O. erschien eine Schrift unter dem Titel: „Calvinischer Bettlermantel". Ein Holzschnitt zeigte einen in Lumpen gekleideten Bettler, dem eine Teufelsgestalt noch einige Lumpen auf einem Haken hinreicht. Unter dem Bilde stand als Erklärung desselben:

„Hier sitzt ein Bettler auf dem Stock,
Der hat 'nen gar geflickten Rock.
Der Bettler ist der Calvinist,
Der Rock sein Lehr' und Irrthum ist. —
Die Flecken aber sind die Lehr',
So von den Heiden und Ketzern kommt her;
Denn, ohn' was er lehrt mit uns gemein,
Nimmt er aus'm Haufen Lumpen unrein:
Den Gottlosen, Heiden und Ketzern, heraus,
Und macht ihm kein Gewissen draus.
Drum folg' ihm nicht, rath ich von Herzen.
Daß du nicht kommst in ew'ge Schmerzen."

Es wurden Versuche zur Einigung gemacht. Vergebens! Die lutherischen Zeloten ließen es nicht dazu kommen „Vor lauter theologischen Spitzfindigkeiten vergaß man das Christenthum selbst; in manchen Universitätsstädten suchte man bald in den Buchläden vergeblich nach einer Bibel!" Die Flugschriften, die gegen die Reformation erschienen, waren zum Theil „Kunstwerke frommer Bosheit und giftträufelnder Salbung."

Hatten es doch die lutherischen Prediger durch ihr Eifern, wie wir es in der Geschichte des Kurfürsten Johann Sigismund gesehen haben, bis zu einem Aufstande, ja endlich dahin gebracht, daß der Kurfürst seufzend ausrief: „er wäre des Lebens müde und matt, und wenn sein lieber Gott kommen wollte und ihn auflösen: er wäre bereit."

Der große Papst war abgethan; jetzt wimmelte es von kleinen Päpsten, von denen ein Jeder auf seine Unfehlbarkeit pochte und ohne Weiteres an ein Verdammen Derjenigen ging, deren Glaubensausdruck nicht mit dem seinen buchstäblich übereinstimmte. Ihr Glaube war groß, doch bezog sich derselbe vornehmlich auf die Vortrefflichkeit der eigenen Meinung; in Bezug auf die Allmacht der Lehre Jesu waren sie aber in der That Kleingläubige. Böser Wille war wol weniger im Spiele, als verderbliche Selbstständigung und hochmüthige Zuversicht auf sich selbst, die hinter frommen Worten sich verbargen. Sie haben uns in ihren Lehrsätzen gar manches „Fläschchen ägyptischer Finsterniß" hinterlassen.

Daß die „Väter Jesu" im Hinblick auf die Zerwürfnisse im Lager ihrer Gegner heimlich aufjubelten, kann man sich denken; zuversichtlich läßt sich vermuthen, daß sie, die ja nicht einmal vor Gift und Dolch zurückschreckten, die Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten durch Hineinschlendern von Flugschriften noch mehr erweiterten. — So war die Lage zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Vorzeichen des Dreißigjährigen Krieges.

Wie bereits angedeutet ward, begann in den südlichen Staaten Europa's der Kampf gegen den Protestantismus. In Spanien wüthete der finstere Philipp II., dem sein Vater (Kaiser Karl V.) die Niederlande übergeben hatte, unerbittlich mit Feuer und Schwert. Welches Entsetzen uns auch beschleicht, wenn wir der Hunderttausende gedenken, die dort der Glaubenswuth zum Opfer fielen, so dürfen wir darüber doch auch nicht der Frevelthaten auf der gegnerischen Seite vergessen. Auch die Reformirten oder Hugenotten in Frankreich und die Evangelischen in den Niederlanden ließen, wenn ihnen die Umstände günstig waren, nicht so leicht eine Gelegenheit unbenutzt, um an ihren Feinden durch Martern und Pein, Nichtschwert und Scheiterhaufen bei ihrer Gegenwehr Wiedervergeltung zu üben. Erschüttert verhüllt der Genius der Menschheit sein Haupt im Hinblick auf all die Greuel, welche durch den Fanatismus auf beiden Seiten im Namen der heiligen Lehre Jesu Christi ausgeübt wurden. Freilich steht in der Geschichte der Blutthaten der Intoleranz mit obenan der Massenmord vom 23. auf den 24. August 1572.

In der Bartholomäusnacht wurden auf Anstiften der verwittweten Königin Katharina von Medici und auf Befehl ihres Sohnes, des Königs Karl IX. — der selbst vom Fenster des Königsschlosses herab auf seine wie ein Wild gescheuchten andersgläubigen Unterthanen schoß — in Paris und anderen Städten Frankreichs gegen 25,000 Reformirte niedergemetzelt. Auch in den Niederlanden leistete der Wütherich Philipp II. das Menschenmögliche, um die Ketzer auszurotten mittels der auch hier eingeführten spanischen Glaubensgerichte. Nach einer genauen Berechnung fielen der Unduldsamkeit in Spanien, Frankreich und den Niederlanden, und zwar in einem Zeitraum von nur dreißig Jahren, zum Opfer: 148 Grafen, 235 Freiherren, 147,518 Edelleute und 700,060 Personen aus dem Bürger- und Bauernstande. Aufs Aeußerste gebracht, erhob sich jedoch das edle Volk der Niederländer und begann den heldenmüthigen Kampf für seine Freiheit, den es auch nach langen Jahrzehnten siegreich durchführte.

Digitized by Google

Bildung der Union und der Liga. Es war wol an der Zeit, daß die protestantischen Fürsten an ihre und ihrer deutschen Glaubensgenossen Sicherheit zu denken begannen, und so traten im Mai 1608 zu Ahausen der Kurfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden-Durlach, der Herzog von Württemberg, der Pfalzgraf von Neuburg und zwei Markgrafen von der fränkischen Linie der Hohenzollern zu einem Bunde, Union genannt, zusammen. An der Spitze der protestantischen Verbindung stand der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz. Man faßte den Beschluß, zur Vertheidigung ein Heer aufzustellen. — Diesem Bunde der Protestanten gegenüber kam ein Jahr darauf (1609) ein Bündniß der katholischen Fürsten, die Liga, zu Stande, geführt von dem Herzoge Maximilian von Bayern. Beide Bündnisse stützten sich, was im Laufe der Zeit sich schwer rächte, auf die Hülfe des Auslandes: die Union auf Frankreich, Dänemark und Schweden, die Liga auf den Papst und die spanische Macht.

So war das Jahr 1614 herangekommen, in welchem Kurfürst Johann Sigismund, der während dessen auch der Union beigetreten war, zu Xanten jenen Vergleich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg einging, kraft dessen Kleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, die übrigen Theile des Herzogthums Kleve an Pfalz-Neuburg fallen sollten.

Der Streit um Kleve war nicht blos für Brandenburg, Pfalz-Neuburg, sondern für die beiden großen Heerlager der Protestanten und Katholiken überhaupt von Bedeutung. Die Niederlande befanden sich noch in vollem Kampfe gegen Philipp. Kleve bildete nach den Niederlanden hin das Grenzland, und der Besitz dieses Herzogthums mußte jeder der streitenden Mächte im Hinblick auf die schließliche Entscheidung von großer Wichtigkeit erscheinen.

Beide Mächte beachteten demnach jenen Vergleich nicht, sondern drangen, wie schon oben erwähnt — die Spanier von der einen, die Holländer von der andern Seite — in Kleve ein, begnügten sich indeß, da ein Waffenstillstand zwischen ihnen abgeschlossen war, vorläufig damit, sich die festen Plätze des Landes zu sichern.

Auf diese Weise war in Deutschland Alles herangereift zum Religionskriege. Es fehlte nur ein zufälliger Anlaß, und die Schwerter fuhren aus den Scheiden.

Den Protestanten war freilich Glaubensfreiheit feierlich zugesichert worden, aber welch eine Moral herrschte jetzt im Lager der Katholiken!

Der Jesuit Gerhard äußerte darüber öffentlich: „Den Religionsfrieden habe man der bösen Welt einstweilen zugestanden, wie etwa in einer kleinen Stadt bösen Buben ein gemein Haus zugelassen wird, bis der Rath wieder mächtig ist, es abzuthun." —

Kaiser Matthias. Rudolf's II. Art war, sich mehr mit unnützem Zeitvertreib als mit Regierungsangelegenheiten abzugeben. Desto thätiger war auf politischem Gebiete sein Bruder, der unheimliche Matthias, den er zum Statthalter von Oesterreich bestellt hatte. Dieser strebte nach der Kaiserwürde und machte, um seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen, den Protestanten, gegen seine Ueberzeugung, bedeutende Zugeständnisse. Dadurch beunruhigt, gewährte Rudolf II. im Jahre 1609 den Böhmen in dem berühmten „Majestätsbriefe" völlige Religionsfreiheit. Dennoch aber gelang es Matthias, seinem Bruder nach und nach Oesterreich, Ungarn und Böhmen zu entreißen, so daß dem Letzteren zuletzt nichts übrig blieb als der nichtssagende Kaisertitel. Tiefgebeugt starb er im Jahre 1612.

Der schon bejahrte Matthias folgte ihm auf dem Throne. Bald genug zeigte es sich, in welchem hohen Grade er den Protestanten abhold war. Schon der Umstand wies darauf hin, daß er seinen Vetter Ferdinand (wir werden ihn bald als Kaiser Ferdinand II. näher kennen lernen) zum Nachfolger in seinen Erblanden einsetzte. Dieser, ein Zögling der Jesuiten, galt für einen Erzfeind der Protestanten und hatte sich in Steiermark bereits als ein solcher hinlänglich zu erkennen gegeben. Da sein bisheriges Verhalten namentlich die Böhmen im höchsten Grade beunruhigte, so beschwor er nun den von Rudolf verliehenen Majestätsbrief. Doch welche Sicherheit gewährt der Schwur eines Menschen, dessen Geist von unlauteren Lehren vergiftet ist?

Digitized by Google

Im katholischen Lager lebte man bester Hoffnung; denn infolge des vorgeschrittenen Alters des Kaisers Matthias mußte Ferdinand bald an die Regierung gelangen, und dann winkte den Jesuiten reiche Ernte! Bereits hatte ja Maximilian von Bayern, welcher mit Ferdinand gleichzeitig in derselben Anstalt von den Vätern Jesu erzogen worden war, die Liga der katholischen Fürsten um sich geschart. Beide Fürsten waren Jugendgenossen, Freunde — ein gleicher Haß gegen die Protestanten beseelte sie — was ließ sich demnach erwarten, wenn sie künftig einmüthig und vereint vorgingen!

Indeß fand der auf der einen Seite gefürchtete und auf der andern Seite gewünschte Ausbruch schon früher statt. Matthias, wiewol den Protestanten ebenfalls feindlich gesinnt, wagte es doch nicht, so rücksichtslos vorzugehen, wie später sein Nachfolger Ferdinand; doch geschah genug, um die Böhmen zu leidenschaftlichen Schritten hinzureißen. So ward zu Braunau eine protestantische Kirche geschlossen, zu Klostergrab eine zerstört. In dieser Noth machten die böhmischen Protestanten von dem Rechte, das ihnen von Rudolf zugesichert worden war, Gebrauch; es traten je sechs Männer aus jedem Kreise des Landes zu Prag zusammen und reichten eine Beschwerde beim Kaiser ein. Matthias wies dieselbe jedoch zurück und befahl Auflösung der Versammlung.

Graf Matthias von Thurn. Ein entschlossener Mann stellte sich nun an die Spitze der durch den offenbaren Rechtsbruch erbitterten Protestanten und begab sich mit ihnen, Alle in Wehr und Waffen, auf das Schloß zu Prag, wo gerade die kaiserlichen Statthalter beriethen, unter denen namentlich zwei, Wilhelm von Slawata und Martinitz, bei den Protestanten außerordentlich verhaßt waren. Sagte man ihnen doch nach, daß sie ihre sich zum Protestantismus hinneigenden Leute mit Hunden zur Messe gehetzt hätten. Nach einem heftigen Wortwechsel wurden sie, wie auch ihr Schreiber, ergriffen und nach altböhmischem Gebrauche — einfach zum Fenster hinausgeworfen. Doch kamen alle Drei mit dem Leben davon, da sie auf einen Düngerhaufen fielen. — Damit war der Bruch mit dem Kaiser besiegelt, und die Böhmen erkannten, daß nun das ganze Land zum Schwerte greifen müsse, wenn sie die ihnen zugesagten Rechte nicht preisgeben wollten. Man schritt sogleich zur That. Die kaiserlichen Güter und Einkünfte wurden eingezogen, die Jesuiten vertrieben und dreißig Direktoren zur Verwaltung der Landesangelegenheiten ernannt, die alsbald den Grafen Matthias von Thurn zum obersten Heerführer bestellten.

Kaiser Matthias, erschreckt von diesen Vorgängen, wollte nachgeben und beauftragte den Bischof von Wien, Kardinal Khesel, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Dagegen sträubte sich Ferdinand, der jetzt schon den Kaiser beherrschte, wie dieser einst seinen Vorgänger beeinflußt hatte. Ihm, der den Aufstand „eine Schickung zum Verderben der Ketzer“ nannte, war es erwünscht, daß es nunmehr zum Kampfe kommen sollte; er ließ daher, um eine Beilegung des Streites zu verhindern, den Kardinal, der dem Kaiser beigestimmt hatte, gefangen nach Tirol führen. Die Angelegenheiten gingen nun ihren Weg; bald rief die Werbetrommel allerorten in Deutschland die Kämpfer auf die Waffenplätze, und von Kanzeln und in Beichtstühlen ward der Krieg gegen die Ketzer gepredigt.

Für die Katholiken gestaltete sich die Sache zunächst nicht günstig. Die protestantischen Stände in Oesterreich verweigerten dem Kaiser jede Hülfe, Graf Thurn schlug das kaiserliche Heer; der kühne Graf Ernst von Mansfeld, ein Kriegsmann ersten Ranges, führte den Böhmen 4000 Mann zu. Ueberall im Reiche regte sich der Geist des Widerstandes zu Gunsten der Aufrechthaltung der vielfach bedrohten Glaubensfreiheit.

Da starb plötzlich Kaiser Matthias (1619), und Ferdinand bestieg den Thron.

Digitized by Google

Der Hradschin in Prag.

Ferdinand II. und der Winterkönig.

Des neuen Kaisers Lage war für den Augenblick überaus kritisch. Die österreichischen Stände erklärten, ihm erst dann huldigen zu wollen, wenn er den Religionsbeschwerden abgeholfen haben würde; Graf Thurn drang bis Wien vor und belagerte es — schon schlugen die Kugeln in die Mauern der kaiserlichen Hofburg. Ferdinand blieb jedoch allen Bedrohungen gegenüber standhaft, obgleich sich auch der Unmuth unter den Protestanten Wiens zu regen begann. — Da dringen eines Tages als Abgeordnete der Letzteren 16 Edelleute in die Hofburg und verlangen ungestüm die Unterzeichnung einer Schrift zu Gunsten der böhmischen Angelegenheit. Einer faßt den Kaiser am Knopfe seines Wamses, indem er ruft: „Nandel, gieb dich, du mußt unterschreiben!"

Ferdinand, der verzweiflungsvoll vor dem Bilde Christi auf den Knieen liegt, verharrt bei seiner Weigerung. Der Augenblick ist verhängnißvoll — doch unerwartete Hülfe ist nahe. Plötzlich erschallt Trompetengeschmetter vom Burghofe herauf — 500 Küraſſiere vom Regimente Daupierre, geführt vom Obersten St. Hilaire, reiten ein. — Der kaiserliche Feldherr Bouquoi hatte sie zum Schutze Ferdinand's nach Wien gesandt, und es war ihnen gelungen, mit Beistand der katholischen Bürger unvermerkt durch das Fischerthor in die Stadt einzudringen.

Nach der Errettung des Kaisers aus größter Noth hielt es Graf Thurn für rathsam, die Belagerung Wiens aufzuheben und sich nach Böhmen zurückzuziehen.

Hier war die Bewegung indeß einen Schritt weiter gegangen. Die Stände des Landes hatten mit den Ständen von Mähren, Schlesien und der Lausitz, von Ober- und Niederösterreich ein Bündniß zur Aufrechthaltung ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit geschlossen und Ferdinand, als den erklärten Feind der Gewissensfreiheit, der Herrschaft über ihre Länder verlustig erklärt. Darauf schritten die Böhmen zu einer neuen Königswahl.

Digitized by Google

Ihr Augenmerk richtete sich natürlich auf das Bündniß der protestantischen deutschen Fürsten, und sie wählten Friedrich V. von der Pfalz, welcher nach seines Vaters Tode Führer der Union war, zu ihrem Könige (1619).

Friedrich V. war der Schwiegersohn des Königs Jakob von England, der Schwestersohn des Prinzen Moritz von Oranien und der Schwager Georg Wilhelm's, des Kurfürsten von Brandenburg. Die hinter ihm stehende Union und seine nahe Verwandtschaft in Anschlag gebracht, schien seine Wahl vom politischen Standpunkte eine treffliche zu sein; nur hatte man sich hinsichtlich seiner Mannhaftigkeit leider sehr getäuscht, wie sich bald genug herausstellen sollte.

An Friedrich trat nun die Frage heran: Annehmen oder ablehnen? — Hier der sichere Besitz eines Kurfürstenthums, dort die von Böhmen dargebotene Königskrone, die aber freilich erst dem Kaiser abgekämpft werden sollte. Er schwankte — der Stolz seiner Gemahlin, der schönen englischen Prinzessin Elisabeth, entschied endlich. „Konntest du dich vermessen", sagte sie, „die Hand nach einer Königstochter auszustrecken, und dir bangt nun vor einer Königskrone, die man dir freiwillig bringt? Ich will lieber trocken Brot essen an einer Königstafel, als an einer kurfürstlichen Tafel schwelgen!" — Dies entschied. Friedrich V. begab sich nach Prag und seine Krönung ward mit großer Pracht vollzogen.

Was hätte Großes für die Sache des Protestantismus geschehen können, wenn Friedrich der rechte Mann gewesen wäre! Seine Lage war in hohem Grade günstig, insofern, durch die Verbindung Böhmens und der zu diesem Königreich gehörenden Länder mit Oesterreich und Ungarn, er über sehr bedeutende Mittel gebot. Aber er zeigte sich nur eitel, einsichtslos und beging Fehler über Fehler. Das Volk verstimmte er durch seinen zu großen Eifer für Einführung des reformirten Gottesdienstes, die höheren Stände dadurch, daß er nicht dem tapfern Grafen Thurn, sondern dem Fürsten Christian von Anhalt den Oberbefehl über das Heer anvertraute. Dies verdroß nun auch noch den Grafen Mansfeld, diesen Kriegsmann auf eigene Hand, der den Böhmen bereits aus freien Stücken eine so ansehnliche Streiterschar zugeführt hatte. Statt für schleunige Vervollständigung des Heeres zu sorgen, feierte Friedrich Fest auf Fest; seine Gemahlin, durch den Glanz der Königskrone geblendet, beleidigte gleichfalls durch ihren Stolz. Friedrich erkannte so wenig die Wirklichkeit, daß er endlich sogar wähnte, es werde sich durch friedliche Unterhandlungen die Anerkennung der katholischen Fürsten gewinnen lassen.

Diese jedoch, voran der Kaiser, beeilten sich nach Kräften mit Ausführung des vorbereiteten Schlages. Der Papst öffnete seine gerade um jene Zeit, zumeist durch deutsche Beisteuern gefüllten Schatzkammern, und Ferdinand empfing von dorther die Mittel zur Niederhaltung des protestantischen Geistes. Sein Söldnerheer ward mit jedem Tage vermehrt. Nun knüpfte er eine noch festere Verbindung mit seinem Schwager, dem Herzoge Maximilian von Bayern, dem Haupte des Bündnisses der Liga, indem er diesem die Kurwürde Friedrich's V. und auch den größten Theil der Pfalz zu verleihen versprach, da der bisherige Inhaber Würde und Besitz durch Annahme der böhmischen Königskrone verwirkt habe. Der König von Spanien, Philipp III., sagte dem Kaiser ebenfalls seine Hülfe zu.

Während so auf katholischer Seite ein fester Kern sich bildete, trat im protestantischen Lager die durch Uneinigkeit hervorgerufene Schwächung immer deutlicher zu Tage. Der Haß der Lutheraner gegen die Reformirten begann verhängnißvoll zu werden. Längst schon war es dem eifrig der lutherischen Lehre anhängenden Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zuwider gewesen, daß die Union in Friedrich V. einen Reformirten zu ihrem Haupte erwählt hatte; jetzt grollte er den Böhmen, weil Friedrich von ihnen zum König erwählt worden war. Sprach er doch seinen Mißmuth darüber unverhohlen aus, daß durch diese Wahl „so viele edle Länder dem Calvinismus in den Rachen gesteckt würden!" —

Dieses Zerwürfniß nutzten die Katholiken sogleich zu ihrem Zwecke aus, und bald vernahm man, daß der König von Böhmen nicht nur keine Unterstützung von Sachsen zu erwarten, sondern daß Johann Georg sogar dem katholischen Bunde sich angeschlossen habe.

Digitized by Google

Als Köder hatte man ihm den Besitz der Lausitz vorgehalten, ihm auch die Zusage gemacht, weder ihn wegen der eingezogenen geistlichen Güter zu bedrängen, noch die Lutheraner in Sachsen und Böhmen in Bekenntniß und kirchlichem Leben zu belästigen. Man that also, als habe man es überhaupt nur auf die Reformirten abgesehen, indeß man doch in Wahrheit die Unterdrückung sämmtlicher Protestanten im Sinne führte! Daß die Lutheraner solchen Zusagen Glauben schenkten, zeigt, bis zu welchem Grade trauriger Selbstverblendung sie es in ihrem Hasse gegen die Reformirten gebracht hatten.

Verwicklungen. So kam das Jahr 1620 heran. Der Kaiser hatte die Böhmen für Rebellen erklärt; hierauf ging Maximilian gegen die Union vor, indem er von ihr eine bestimmte Erklärung darüber verlangte, ob sie Krieg begehre oder Frieden. Das Haupt der Union war in Böhmen — der Bund löste sich auf. Dadurch sah sich Friedrich einer großen Stütze beraubt. Aber was thaten nun nach dieser Schwächung sein Schwiegervater, der König von England, und sein Schwager, Georg Wilhelm von Brandenburg, für ihn?

Der Erstere, durch spanische List hingehalten, that — wenigstens in der ersten Zeit — nichts, der Zweite wenig. Einiges Geschütz ging von Brandenburg nach Böhmen ab, auch ward im Lande freie Werbung für Friedrich gestattet. Dies war jedoch Alles.

So war Friedrich fast gänzlich auf sich selbst angewiesen, und er hatte die Zeit nicht benutzt. Maximilian von Bayern, der die Hauptleitung auf gegnerischer Seite in der Hand hatte, brach zunächst in Oberösterreich ein und unterwarf es; Kosaken, von dem Könige von Polen gesandt, begannen in Niederösterreich zu wüthen und hielten dasselbe in Schach. Die Unterpfalz war bereits von dem spanischen General Spinola unterworfen; der Kurfürst von Sachsen rückte in die Lausitz ein. Indeß war es den Schlesiern noch möglich geworden, eine Kriegsschar unter Anführung des tapfern Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf dem Kurfürsten von Sachsen entgegenzuführen. — Markgraf Johann Georg, Oheim des regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, war, wie schon erzählt, unter Joachim Friedrich in das Herzogthum Jägerndorf eingesetzt worden, als es an Brandenburg gefallen. Es möge dies hier um so mehr in Erinnerung gebracht sein, als später eintretende Ereignisse — unter Friedrich dem Großen — mit den Verhältnissen dieses Herzogthums in Verbindung stehen. — Markgraf Johann Georg schlug sich tapfer gegen die Sachsen, mußte sich aber bald vor der Uebermacht zurückziehen.

Nun rückte Maximilian mit der vereinten Macht der Liga und des Kaisers in Böhmen ein und zwar gerade auf Prag los, wohin sich Friedrich zurückgezogen und eine halbe Stunde von der Stadt auf dem „Weißen Berge" eine vortheilhafte Stellung eingenommen hatte.

Johann Tzerklas, Graf Tilly. Die feindliche Heeresmacht rückte gegen die Stellung Friedrich's vor. Auf Seite der Katholiken ward Kriegsrath gehalten, an dem auch der General Tilly Theil nahm. Dieser, Niederländer von Geburt, war ein alter, vielgeprüfter Kriegsheld, von strengen Sitten und dem katholischen Glauben mit Leib und Seele ergeben. Seine ganze Person machte einen unheimlichen Eindruck; finster blickten seine großen Augen drein, die Stirn war voller Runzeln, spitz wie der graue Knebelbart waren Nase und Kinn, die Wangen eingefallen; graues, wirres Haar sah unter seinem kleinen Hute, auf dem eine lange rothe Feder steckte, hervor. Von Person klein, ritt er im Felde stets ein sehr großes Pferd und trug in der Regel ein grünes Atlaswams; unter demselben trug er auf der bloßen Brust die von Priesterhand geweihte und ihm überlassene Hostie, deren Schutz er fest vertraute. So sah der Feldherr aus, der den Priestern das Gelöbniß gethan hatte, für den katholischen Glauben den letzten Blutstropfen einzusetzen. — Tilly drang nun im Kriegsrathe darauf, den Feind sogleich anzugreifen, Maximilian stimmte ihm bei; Andere riethen, den Feind zu umgehen. Plötzlich tritt ein Mönch unter sie, ein Marienbild emporhaltend, dem die Augen ausgebohrt waren. Ob die Verstümmelung desselben von Protestanten oder von dem Mönche ausgegangen war, bleibe dahingestellt; genug, der Anblick des augenlosen Muttergottesbildes bewirkt, daß man sich für den sofortigen Angriff entscheidet.

Digitized by Google

Die Schlacht am Weißen Berge. Der Kampf begann um zwölf Uhr Mittags. Mit Ungestüm drangen die Katholiken unter ihrem Feldgeschrei „Heilige Maria!" gegen das böhmische Heer vor. Galt es doch, „die Schänder des Allerheiligsten, welche die Hand selbst an die hochgelobte Mutter des Erlösers frevelnd gelegt hatten", zu verderben! Unter der Leitung des tapfern Christian von Anhalt hielt sich das böhmische Heer, obgleich an Zahl nur halb so stark als die Katholiken, Anfangs vortrefflich, ja die Bayern wurden zurückgeworfen.

Maximilian gelingt es jedoch, die Ordnung wieder herzustellen, und ein neuer Sturm beginnt. Nun weicht die von Ungarn aus den Böhmen zu Hülfe gesandte Reiterei und reißt auf ihrer Flucht Friedrich's Fußvolk mit sich fort. Doch behaupten die Grafen Schlick und Thurn eine kurze Zeit standhaft das Feld. Da aber Ersterer in Gefangenschaft geräth, muß Graf Thurn sich den Fliehenden anschließen. Die Schlacht ist verloren; 4000 Böhmen liegen todt auf dem Schlachtfelde, 10 Geschütze und 100 Fahnen fallen in die Hand des Siegers.

König Friedrich saß zu dieser Zeit an der Tafel und ahnte nicht, daß unterdessen die eisernen Würfel des Krieges über sein Schicksal entschieden. Jetzt empfing er die Nachricht vom üblen Stande der Schlacht; der König eilte nach dem Walle und überzeugte sich, daß sein Heer in voller Flucht sich befand. Er sandte Botschaft zu dem Sieger und bat um einen Waffenstillstand von 24 Stunden. Man sagte ihm nur acht zu. Er benutzte sie zur — Flucht, obgleich noch gar nicht Alles verloren war. Mansfeld stand mit einer Kriegsschar in der Nähe und Friedrich konnte sich noch auf Schlesien stützen. Die Flucht des Pfälzers ging so eilig vor sich, daß die Krone und die geheimsten Staatsschriften zurückgelassen wurden, die Maximilian nach seinem Einzuge in Prag in die Hände fielen. Spottweise nannte man nun Friedrich den „Winterkönig", weil er gerade von einem Winter zum andern regiert hatte.

Friedrich rief nach seiner Ankunft in Schlesien die schlesischen Stände zusammen, und diese gelobten ihm, treu zu ihm zu stehen und Gut und Blut für die Sache des Glaubens einzusetzen. Auch kamen gute Nachrichten von Bethlen Gabor, dem Großfürsten von Siebenbürgen, den man in Ungarn zum König ausgerufen hatte. Dennoch floh der feige König und nahm noch dazu 60,000 Gulden mit, die von den Ständen des Landes zur Kriegführung bestimmt waren. Er begab sich nun zu größerer Sicherheit nach Küstrin. Mit den Mitteln zur Kriegführung war den Schlesiern die Möglichkeit der Vertheidigung genommen. Der Kurfürst von Sachsen rieth ihnen, sich zu unterwerfen, indem er die Verpflichtung übernahm, beim Kaiser für sie die Erhaltung ihrer Freiheiten und die Geltung des Majestätsbriefes zu erwirken. Friedrich erklärte sich von Küstrin aus zustimmend; er hatte jetzt keinen Wunsch mehr, als wieder zu werden, was er gewesen war — Kurfürst von der Pfalz.

Der Kaiser hatte sich schon vorher zur Annahme der genannten Bedingungen bereit erklärt. War er doch jetzt noch nicht vollkommen Herr der Lage, da ihm noch tapfre Feinde genug — Bethlen Gabor, Graf Mansfeld und Markgraf Johann Georg von Jägerndorf — entgegenstanden. So wurden den Schlesiern gegen Unterwerfung jene Punkte zugesichert. Doch mußten sie dem Kaiser sogleich 300,000 Gulden und Ende des Jahres noch beinahe eine halbe Million zahlen. Zunächst stellte nun der Kaiser die katholische Religion in Mähren wieder her. Den Böhmen gegenüber verhielt er sich ganz still, um sie erst in Sicherheit zu wiegen. In der That fing man auch an zu glauben, er denke aufrichtig an Versöhnung, und Mancher, der sich beim Aufstande stark betheiligt und sich versteckt gehalten hatte, wagte es, nach Hause zurückzukehren.

Plötzlich aber streckt auf seinen Wink das von ihm heimlich eingesetzte Gericht seine Tigerkrallen aus, und es erfolgt (am 20. Februar 1621) die Gefangennahme einer großen Zahl der wackersten Männer. Denn des Kaisers Beichtväter verlangen ein blutiges Strafgericht, und er leiht ihnen willig sein Ohr. Am 21. Juni werden 27 vom hohen Adel hingerichtet, der Rektor der Universität, Jessenius, wird, nachdem ihm die Zunge aus dem Halse gerissen, enthauptet, eine Anzahl von Gelehrten durch Stockschläge zu Tode gepeitscht und 728 Edelleuten, sowie einer großen Zahl von Leuten aus dem Volke werden Hab' und

Digitized by Google

Gut hinweg genommen. Außerdem füllen sich die Kerker mit Gefangenen, die nie mehr das Licht des Tages sehen sollten. Das waren die Thaten des „blutigen Landtages zu Prag", die unvergessen im Volke blieben. Die Blüte des Landes war dahin.

Ferdinand hatte sich mit seinem Gewissen abzufinden gewußt, seit der päpstliche Botschafter ihn von dem Eid, den er den Böhmen geschworen, entbunden hatte.

Jetzt zogen die Jesuiten im Triumphe auf der mit Blut gerötheten Bahn in Böhmen ein; sie nahmen einen großen Theil der Güter in Beschlag, und auch die Universität gelangte in ihre Hände. Dem Kurfürsten von Sachsen war feierlich zugesagt worden, daß die Lutherischen verschont bleiben sollten; aber die Jesuiten hatten dem Kaiser ja volle Vergebung für alle Verbrechen, die „zur Ehre Gottes" nöthig seien, zugesichert, und so mußten denn nun die lutherischen Prediger den reformirten bald nachfolgen und zum Pilgerstab greifen. Nur Wenige kehrten in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück.

Tilly um Schonung angefleht. Zeichnung von A. Beck.

In den Häusern der Protestanten hauste unterdessen kaiserliche Einquartierung nach Wohlgefallen; die kaiserlichen Befehlshaber sahen der Soldateska jede Unbill gegen die Bewohner nach, so daß viele der schwer Bedrängten zum katholischen Glauben zurücktraten. Gegen 30,000 protestantische Familien aber wanderten aus. — Doch der verhaßte Majestätsbrief war noch vorhanden, unterzeichnet und besiegelt vom Kaiser. Ferdinand zerschnitt ihn als Merkzeichen, daß Böhmens Freiheit auf immer vernichtet sein solle.

Der **Markgraf Johann Georg von Jägerndorf** hatte sich dem Kaiser nicht unterworfen. Von dem flüchtigen Könige Friedrich zu seinem Feldobersten ernannt, war er kühn genug, den Kampf auf eigene Hand in Schlesien fortzuführen. Er eroberte Neisse, dann Glatz und hielt sich eine Zeit lang in Oberschlesien. Endlich begab er sich nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor, der aber nicht lange nachher mit dem Kaiser Frieden schloß.

Der Markgraf harrte jedoch unerschütterlich für die gute Sache aus und griff wieder zum Schwerte, als der dänische Krieg auszubrechen drohte. Nachdem er sich eben des Jablunkapasses bemächtigt hatte, starb der unverzagte Held, und fand in fremder Erde sein Grab.

Das Herzogthum Jägerndorf mußte nun von Rechtswegen seinen Kindern oder Brandenburg zufallen. Der Kaiser aber erklärte es ohne Weiteres für Reichsland und verlieh es einem seiner Treuen, dem Herzoge von Troppau, Karl von Liechtenstein. — Lange blieb das von Ferdinand begangene Unrecht ungesühnt, aber der Tag sollte doch noch erscheinen, an dem Rechnung mit dem Kaiserhause gehalten wurde!

Der entthronte Friedrich hatte sich nach Holland gewendet, von wo aus er nach allen Orten um Hülfe schrieb. — Der Kaiser kam seinem Versprechen nach und verlieh die Pfalz sammt der Kurwürde an Herzog Maximilian I. von Bayern. Das war ein großer Gewinn für die Katholiken, indem jetzt der Reichskörper nur noch zwei evangelische Kurfürsten, die von Brandenburg und Sachsen, zählte.

Helden aus der ersten Zeit des „Deutschen Krieges." Glück und Schlauheit, die Benutzung begünstigender Umstände, hatten den Kaiser in kurzer Zeit hoch emporgehoben, dagegen war die Lage der deutschen Protestanten übler geworden als zu den Zeiten Karl's V. Für den Augenblick hatten dieselben nur noch in Mansfeld und Christian von Anhalt Kämpfer für ihre Sache. Diese waren tapfere Männer, aber was konnten sie allein gegen die kaiserliche Macht und die Macht der Liga ausrichten? — Dem Kampfe auf protestantischer Seite fehlte es zum vornherein an einem gemeinsamen Plan; ein jeder der kühnen Führer focht auf eigene Hand, während auf der andern Seite Maximilian die Kriegsführung der Liga leitete.

Brandenburg in der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Wir halten einen Augenblick inne, um unsere Blicke der Stellung zuzuwenden, welche Brandenburg in dieser Zeit einnahm, indem wir den Faden der Geschichte dort wieder anknüpfen, wo wir ihn (S. 161) aus den Händen ließen.

Kurfürst Johann Sigismund war, wie wir wissen, im Jahre 1619 gestorben, nachdem er einige Wochen vorher seinem Sohn Georg Wilhelm, der ebenfalls zur reformirten Kirche übergetreten war, die Regierung des Landes übergeben hatte. Von trüben Ahnungen erfüllt, war er gern von dem Schauplatze der Welt abgetreten. — Sehen wir nun zu, welche Rolle dem zehnten Kurfürsten, Georg Wilhelm, vom Geschicke zuertheilt worden war.

Georg Wilhelm. Zunächst erinnere man sich der Verhältnisse Kleve's und Preußens. Der Streit um Kleve war noch nicht entschieden; wir wissen, daß die Habsburger am liebsten Kleve für sich eingezogen hätten, schon um es nicht an das mächtig emporstrebende Brandenburg fallen zu lassen, und daß auch die Holländer und Spanier an dem Streite Theil nahmen. Jede dieser Mächte suchte zu verhindern, daß das Land in die Hände eines Fürsten falle, der nicht ihrem Glaubensbekenntniß angehörte. Der Waffenstillstand zwischen Holland und Spanien, von dem schon oben die Rede war, vertagte die Entscheidung. Daß alle diese Umstände lähmend auf Brandenburg zurückwirkten, bedarf keines weiteren Beweises, zumal wenn man die Entfernung Kleve's vom Sitze des Regiments in Erwägung zieht.

Die Verhältnisse Preußens waren ebenfalls verwickelt. Gleich nach dem Tode des Vaters hatte sich Georg Wilhelm nach Preußen begeben, um die Belehnung des Herzogthums zu erlangen. Die lutherischen Geistlichen spieen Feuer und Flamme und forderten von den Ständen, dem ketzerischen calvinistischen Kurfürsten die Huldigung zu verweigern. Die Hetzereien blieben nicht ohne Erfolg: die Stände erklärten in der That, den Huldigungseid nicht leisten zu wollen. Nicht mindern Widerstand fand Georg Wilhelm beim Könige von Polen, Sigismund III., als er die Belehnung begehrte.

Dieser grollte, daß Georg Wilhelm den König von Schweden, Gustav Adolf, begünstigte, ja daß er diesem, wie verlaute, die Kurprinzessin, seine Schwester Maria Eleonore,

Digitized by Google

zur Gemahlin zugesagt habe. Die Vermählung Gustav Adolf's mit der Prinzessin war eine Thatsache, und sie war, bezeichnend genug dafür, wie sehr die religiöse Spaltung selbst das Familienleben des kurfürstlichen Hofes zerklüftete, gegen den Willen des Kurfürsten geschehen.

Gustav Adolf, der die schöne und anmuthige Marie Eleonore auf einer Reise durch Deutschland kennen gelernt und sogleich beschlossen hatte, um sie zu werben, war von dem Kurfürsten, dem Bruder der Begehrten, zurückgewiesen worden, eben weil dieser auf den König von Polen Rücksicht nehmen wollte, zumal Sigismund's Sohn nach der Hand der Prinzessin trachtete. Die Kurfürstin-Mutter aber, eine eifrige Lutheranerin, wünschte lebhaft die Verbindung ihrer Tochter mit dem Schwedenkönige, weil er und sein ganzes Land dem lutherischen Glauben anhingen; sie brachte auch wirklich, als der Kurfürst nach Preußen gegangen war, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen, die Heirath hinter seinem Rücken zu Stande. So blieb diesem jetzt weiter nichts übrig, als sich bei Sigismund so gut als möglich zu entschuldigen und — schwere Summen in die Hände polnischer Großen gelangen zu lassen. Letzteres Mittel namentlich wirkte nach Wunsch, und die Belehnung fand statt. Danach leisteten denn auch die preußischen Stände die Huldigung. — So war hier das Band wieder geknüpft, aber so lose wie das mit Kleve.

Die Engländer in der Mark. Schon vor Beseitigung der preußischen Wirren hatte des Kurfürsten Gemahlin das Begehren an ihn gestellt, ihren Bruder Friedrich, den zum König von Böhmen Erkürten, zu unterstützen. Wie erwähnt, sandte auch Georg Wilhelm zu seinem Beistande einige Geschütze ab und gestattete Werbungen in Brandenburg. Auch erlaubte er einer Schar von 2000 Engländern, die der König Jakob von England seinem Schwiegersohne nach Böhmen sandte, den Durchzug durch die Mark, was von den Märkern freilich übel genug empfunden ward. Es ist bezeichnend für den Geist des Lutherthums jener Zeit, daß man dem Kaiser und dem Herzog Maximilian den Sieg über den neuerwählten König Friedrich und die Böhmen, die sich einen solchen „calvinistischen Ketzerfürsten" gewählt hatten, von Herzen gönnte. Ja, die Erbitterung, die sich nun auch auf die heranziehenden Engländer ausdehnte, war so groß, daß, als dieselben in und um Potsdam herum einen Rasttag hielten, in Berlin ein förmlicher Aufruhr ausbrach. Dazu hatte namentlich beigetragen, daß man in Berlin die falsche Nachricht ausgestreut hatte, die Engländer würden zur Nachtzeit in die Stadt einrücken und die Lutherischen zwingen, das reformirte Bekenntniß anzunehmen. Die Bürger bewaffneten sich und besetzten die Thore, um den gefürchteten Eindringlingen Widerstand zu leisten. Auf den Straßen tobte wilder Lärm, hier und da fielen sogar Schüsse, wenn auch in die Luft gefeuert. So ging's bis gegen Morgen, um welche Zeit von allen Seiten die Nachricht einlief, daß nichts von einem Feinde in der Nähe wahrzunehmen sei. Nun erst beruhigte man sich. — In einem Berichte über diesen Vorgang, den der Kanzler an den Kurfürsten nach Preußen sandte, wurde bedauernd bemerkt, daß das „junge ungetaufte Herrlein im Schlosse" (der spätere „Große Kurfürst," jetzt ein drei Monat altes Knäblein) mehrmals von dem tollen Schießen aus dem Schlafe aufgeschreckt worden sei. In der That, der Donnerruf des Krieges traf früh schon sein Ohr!

Kanzler Adam von Schwarzenberg. Wir haben nun die Pflicht, den brandenburgischen Staatsmann einzuführen, der den meisten Einfluß auf Georg Wilhelm während dessen Regierungszeit auszuüben wußte. Es war der katholische Graf Adam von Schwarzenberg. Gewiß hätten die Lutheraner in Brandenburg lieber einen Mann ihres Glaubens an der Spitze der Staatsleitung gesehen; aber was wäre dann aus den Reformirten des Landes geworden, die an Zahl noch so gering waren? Welchen Eindruck würde es dagegen auf die Lutheraner gemacht haben, wenn ein Reformirter zur Staatslenkung berufen worden wäre? Waren doch, wie wir wissen, die Lutheraner zur Zeit den Katholiken weniger feindlich gesinnt, als den Reformirten! Vielleicht war unter den obwaltenden Verhältnissen ein redlicher Katholik, dem es außerdem an den nöthigen Fähigkeiten nicht gebrach, gerade der rechte Mann für einen Ministerposten in Brandenburg.

Digitized by Google

Wie weit derartige Erwägungen bei dem Kurfürsten Ausschlag gebend waren, als er sich den Grafen, den er in Kleve während seiner Statthalterschaft kennen gelernt hatte, zum Rathgeber erwählte, wissen wir nicht; — genug er fand Gefallen an ihm und vertraute ihm unbedingt. Ob Schwarzenberg ein verkappter Jesuit gewesen, ein Verräther, der es auf den Sturz des Kurhauses abgesehen hat, mag der Leser nach des Grafen Handlungen beurtheilen.

Als nun die Nachricht von der Schlacht am Weißen Berge bei Prag und der Flucht Friedrich's nach der Mark kam, war der Jubel unter den Lutheranern groß. Da sehe man wol, hieß es, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen finde! Von dem Kaiser ging ein „sehr ungünstiges, hartes und bedrohliches Schreiben" an Georg Wilhelm ein, weil dieser seinem Schwager Friedrich Geschütze nach Prag gesandt und auch den Engländern den Durchzug gestattet habe. So recht zur Unzeit kam jetzt der flüchtige Winterkönig ins Land, und man war froh, daß er sich bald darauf nach Dänemark begab. Die Berliner drohten: komme der Bettelkönig je wieder, so werde man ihm die Thore vor der Nase schließen!

Brandenburg wirbt Kriegsvolk. Wie bei jedem Kriege der Handel und Verkehr auch in den umliegenden Ländern leidet, so geschah es auch in Brandenburg während des böhmischen Krieges; dazu kam, daß durchziehende Söldnerscharen Gewaltthätigkeiten allerlei Art verübten. Schutz dagegen war nicht vorhanden, denn ein stehendes Heer während des Friedens gab es damals so wenig in Brandenburg, als in irgend einem andern Lande. So war denn in Brandenburg beschlossen, „einiges Volk in Bestallung zu nehmen", wodurch den Einwohnern Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten fremder Durchzügler gewährt werden sollte. Aber da es an Gelde fehlte, die Mannschaften regelmäßig zu besolden, so ward ihnen für die Zeit, in der sie feierten, das Betteln oder — wie es in ihrer Kunstsprache hieß — das „Garden" gestattet. Es wurde festgesetzt, daß zehn Gardenbrüdern drei Groschen gegeben werden sollten, einem einzelnen ein oder zwei Pfennige, je nachdem der Angesprochene ein Kossäth oder ein Hüfner war. Das war für Brandenburg eine neue Landplage, da sich die umherstreifenden Söldner nicht überall, wo sie mit unverschämten Forderungen auftraten, hinausprügeln ließen, wie es das Gesetz den Belästigten zu thun erlaubte.

Aber wo waren in dieser Zeit die Ritter, wo die tapferen Städter, die der Kurfürst aufrufen konnte zu Schutz und Schirm des Landes?

Es hatten seit länger als einem Jahrhunderte nicht blos in der Mark, sondern fast überall in ganz Europa große Veränderungen in Bezug auf Kriegführung stattgefunden, seitdem das Feuerrohr allerwärts in Aufnahme gekommen war. Was galt jetzt noch der Ritter in seiner Waffenherrlichkeit? Der unbedeutendste Mann, der ein gutes Auge hatte und im Zielen geübt war, vermochte ihn aus der Ferne niederzuwerfen, und, mit leichter Kleidung angethan, ward jener von seinem Rosse schnell hinweggetragen. Dies ermunterte den Adel nicht zum Kriegsdienste, und außerdem fehlte es ihm auch an Uebung, da das Fehdewesen unterdrückt war. Bei den Städtern stand es ähnlich. Größere Uebelstände waren zwar gewichen, aber mit der Abnahme der Städtefreiheit war auch leider die Mannhaftigkeit gesunken. Stehende Heere bildeten sich erst im Verlaufe und infolge des begonnenen Krieges. Deshalb eben führte man damals die Kriege zumeist durch geworbene Leute, über die später ein Mehreres gesagt werden soll. Große Summen gehörten dazu, solche Söldnerscharen zu unterhalten, und da nun nicht allein die Führung der Angelegenheiten Preußens und Kleve's große Ausgaben erforderten, sondern auch der Kurfürst durch die Drohungen des Kaisers geschreckt wurde, so blieb eben das Land in vertheidigungslosem Zustande.

Georg Wilhelm im Bunde mit Holland. In Kleve hatte nach Ablauf des Waffenstillstandes zwischen Holland und Spanien der Krieg wieder begonnen. Der Pfalzgraf von Neuburg, unterstützt von den Spaniern, errang Vortheile über die Brandenburger. Jetzt schloß Georg Wilhelm zur Behauptung des Landes ein förmliches Bündniß mit Holland; dennoch aber gelang es der feindlichen Partei, sich der meisten festen Plätze des streitigen

Digitized by Google

Gebietes zu bemächtigen. Das Land litt unsäglich, und die Bitten der Stände bewirkten endlich, daß der Kurfürst und der Pfalzgraf abermals einen vorläufigen Theilungsvertrag schlossen, der aber von den Spaniern und den Holländern wiederum nicht anerkannt wurde.

Fast jede Post brachte dem Kurfürsten Nachricht von neuem Unheile. Als er die Achterklärung über seinen Oheim Johann Georg vernahm, protestirte er gegen die Ausführung derselben und wies darauf hin, daß nach klarem Rechte das Herzogthum Jägerndorf, wenn Johann Georg den Besitz desselben verwirkt habe, an Brandenburg fallen müsse.

Auch das Schicksal seines unglücklichen Schwagers Friedrich, dessen Land und Kurwürde der Kaiser, ganz gegen das herkömmliche deutsche Recht, aus eigener Machtvollkommenheit an einen andern Fürsten vergeben hatte, ging ihm zu Herzen. Diese Gewaltthat erschreckte auch den Kurfürsten von Sachsen, der zu erkennen begann, welch' gewissenlosem Manne er seine Beihülfe zugewendet habe. Beide thaten Einspruch dagegen. Dabei blieb es aber.

Digitized by Google

Am Tage der Schlacht am Weißen Berge, die dem Könige Friedrich seine Krone kostete, stand Graf Mansfeld in Pilsen. Tilly hatte es zunächst auf ihn abgesehen, aber Mansfeld wußte seinen Gegner zu überlisten und zog sich nach der Unterpfalz zurück, wo er Werbeplätze errichtete und seine Macht in kurzer Zeit auf 20,000 Mann brachte.

Christian von Anhalt, der so tapfer auf dem Weißen Berge dreingeschlagen hatte, war nach Westfalen gegangen, sammelte hier gleichfalls Kriegsvolk um sich und zog nun mit demselben zu Mansfeld nach dem Oberrheine. An seinem Hut trug er den Handschuh der unglücklichen und schönen Königin Elisabeth; er hatte geschworen, für ihre Sache bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen. — Auch in dem tapfern Markgrafen Georg Friedrich von Baden erhob sich ein Streiter für den thatenlosen Friedrich.

Christian von Braunschweig, nicht minder ein erbitterter Gegner der katholischen Kirche, war unbedenklich in der Wahl seiner Mittel. Er brandschatzte Klöster und Kirchen, um den Sold für seine Krieger zu erschwingen. Von dem geraubten Silber ließ er Thaler schlagen, mit der Umschrift versehen: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!"

Mansfeld und Christian, beide in der That arge Geißeln ihrer Zeitgenossen, verheerten vereint Westfalen und Niedersachsen und wendeten sich nach dem Elsaß, wo sie sich aber entzweiten. Von dem Braunschweiger entwirft Villermont eine Schilderung, welche mit derjenigen von Bongeand, die bereits über zweihundert Jahre alt ist, in den Hauptzügen übereinstimmt. Er sagt: „Es giebt Menschen, welche die Vorsehung erweckt, um die Nationen für ihre Verbrechen zu züchtigen. Keiner hat ein unbestreitbareres Recht, unter diese Bilder des göttlichen Zornes eingereiht zu werden, als Christian von Braunschweig, der Halberstädter genannt, der Attila auf kleinem Fuße, dessen schauerliche Raubzüge das Elend der armen Deutschen auf den Gipfel brachten." Nicht minder fürchterlich hauste Mansfeld, dessen Name auf lange hin den Müttern dazu diente, die Kinder zu schrecken.

Friedrich war eine Zeit lang mit beiden Parteigängern umhergezogen. Eine Zeit lang hegte er noch die Hoffnung, seine Kurwürde und damit die Pfalz wieder zu erlangen, worin man ihn von gegnerischer Seite bestärkt hatte. In der Erwartung, der Kaiser werde ihn ohne Weiteres begnadigen, wenn er sich von den Feinden desselben trenne und seiner Großmuth vertraue, gab er jenen tapferen Anhängern, die aus freien Stücken den Kampf für ihn aufgenommen hatten, förmlich den Abschied und begab sich zu seiner Gemahlin nach Holland.

Diese trügerische Vertrauensseligkeit vereinte Mansfeld und Christian wieder, und sie begaben sich zu den Holländern, die ihre Hülfe begehrt hatten. Die Spanier wollten ihnen den Weg verlegen, aber sie schlugen sich durch. Christian war bei dem stattgehabten Kampfe so schwer am Arme verletzt worden, daß er sich in Breda entschließen mußte, denselben sich abnehmen zu lassen. Es geschah nach seiner Anordnung unter Trompeten- und Paukenschall, und er ließ gleich nach der Operation dem feindlichen General sagen: der tolle Herzog habe zwar einen Arm verloren, aber den andern behalten, um sich an seinen Feinden zu rächen! —

Die Krieger beider Heerführer hausten indeß in Holland so übel, daß man dort froh war, als man einen Vorwand fand, sich ihrer wieder zu entledigen.

Bald darauf finden wir Mansfeld, durch Brandenburg ziehend, auf dem Wege nach Schlesien und Ungarn. In letzteres Land kam er zur Unzeit, denn Bethlen Gabor trug sich bereits mit dem Plane, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Nun beabsichtigte er, über Venedig nach England zu gehen und dort neue Truppen zur Fortsetzung der Kriegführung in Deutschland anzuwerben. Aber seine Zeit war um. Von der Schwindsucht ergriffen, starb er fern von der Heimat, doch auf welche seltsam heldenmüthige Art! Als die Stunde der Auflösung herangekommen war, ließ er sich Harnisch, Helm und Schwert anlegen, erwartete, von zwei Offizieren unterstützt, stehend den Tod, und in dieser Stellung verschied er auch wirklich. Fast um dieselbe Zeit starb auch Christian von Anhalt, ohne daß es ihm möglich geworden, der Gemahlin Friedrich's die Krone wieder aufs Haupt zu setzen.

Digitized by Google

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland.

Erstes Auftreten Wallenstein's.

Kaiser Ferdinand II. hatte die Erfolge zum allergrößten Theile seinem Schwager Maximilian von Bayern und den mit diesem verbundenen katholischen Fürsten zu verdanken; seine eigene Kriegsmacht war unbedeutend. Es mußte nun bei seinem Streben, die kaiserliche Macht auszudehnen, in ihm die Frage entstehen: wie weit werden jene Fürsten deinem Willen sich unterordnen? und wenn er sich fernerhin sagen mußte, daß sie wol schwerlich bereit sein würden, so weit zu gehen, als er beabsichtige, so war damit für ihn die Nothwendigkeit ausgesprochen, seine eigene Kriegsmacht bedeutend zu erhöhen, um allenfalls auch ohne Beihülfe Jener seinen Zielen nachstreben zu können. Es kam nun vor Allem darauf an, einen tüchtigen Mann zu finden, der es verstand, ein Heer zu werben und zu führen.

Ein solcher Mann war vorhanden; es war Albrecht von Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt. Dieser tiefblickende Mann, der, aus einer uralten Adelsfamilie Böhmens stammend, zum Katholizismus übergetreten war, hatte dem Kaiser bereits gute Dienste gegen die Venetianer geleistet. Die Verheirathung mit einer reichen Wittwe machte ihn zum Erben eines großen Vermögens. Zum Statthalter von Böhmen erwählt, sorgte er, wie man sagte, mehr für seinen eigenen Beutel als für die Staatskasse; er ward von einer schweren Untersuchung bedroht, wußte aber seinen Anklägern durch Darreichung einer Summe von hunderttausend Thalern noch rechtzeitig den Mund zu stopfen. Darauf focht er gegen Mansfeld in Böhmen, kämpfte gegen Bethlen Gabor und wußte auch dem Markgrafen Johann Georg schwere Verluste beizubringen. Der Kaiser gab ihm dafür die böhmische Herrschaft Friedland und erhob ihn in den Fürstenstand.

Wie sich der Leser erinnern wird, zog der Kaiser alle Güter der hingerichteten und verjagten Protestanten in Böhmen ein. Der größte Theil derselben kam durch Kauf an Wallenstein. Im Jahre 1622 kaufte er sechzig größere und kleinere Herrschaften vom Kaiser für eine Summe von beinahe 7 Millionen Gulden, und ein Jahr darauf machte er neue Ankäufe für $3\frac{1}{2}$ Millionen Gulden.

Digitized by Google

Sein ungeheures Vermögen erlaubte es ihm, die Welt durch einen wahrhaft königlichen Aufwand in Staunen zu setzen; und es mochte zu damaliger Zeit wol kaum an einem Fürstenhofe in Europa so glanzvoll hergehen, wie in seinem Palaste zu Prag. Um einen Platz für denselben zu gewinnen, hatte er hundert Häuser gekauft und sie niederreißen lassen. Mit verschwenderischer Pracht waren alle Schloßgemächer ausgestattet. Im Vorsaale hielten 50 Trabanten Tag und Nacht Wacht, 12 Adlige waren zu seiner Aufwartung bestellt. Auf der Reise brauchte er für sich und seine Umgebung 60 Wagen, eben so viele Wagen zur Mitführung des Tafelgeschirrs. Zehn der Wagen waren Staatskutschen mit Glasfenstern (damals Karreten genannt); 50 Stallmeister, deren jeder noch ein gutes Handpferd hatte, gehörten stets zu seiner Begleitung. In den letzten Jahren hatte Wallenstein in Prag meist in geheimnißvoller Zurückgezogenheit gelebt; man erzählte sich im Volke mancherlei Wunderlichkeiten von ihm, z. B. daß er das Hahnengeschrei und das Hundegebell nicht ertragen könne und dergleichen. Seine früheren Krieger rühmten seinen Muth, ob sie gleich nicht ohne Grauen an ihn zu denken vermochten. In der That, seine ganze Erscheinung hatte etwas Dämonisches. Wenn seine hohe, hagere Gestalt mit hoher Stirn und argwöhnischen Blicken sich durch die Reihen der Krieger bewegte, so klopfte selbst dem Stärksten das Herz. Sein Anzug erhöhte den Eindruck der Schreckensgestalt. Mantel und Beinkleider waren von Scharlach, der Reiterrock war von Elenleder, die Leibbinde roth; von dem Hute hing eine rothe Feder herab, ein gekräuselter spanischer Kragen umschloß den Hals.

Das war der Mann, von dem Ferdinand hoffte, er werde ihm ein kaiserliches Heer aufstellen, das ihn in den Stand setzen würde, unabhängig von der Macht der Liga, ja allenfalls auch, je nach Umständen, gegen dieselbe handeln zu können. Der kaiserliche Wunsch entflammte den Ehrgeiz des verschlossenen Wallenstein in einem hohen Maße. Ferdinand wünschte das Heer auf 20,000 Mann gebracht zu sehen; Wallenstein entgegnete: „Fünfzigtausend Mann lassen sich leichter ernähren, als zwanzigtausend!“ Auf die verwunderte Frage des kaiserlichen Rathes, wie das zu verstehen sei, versetzte Wallenstein: „Wohin ich mit 50,000 Mann komme, bin ich Herr! Der Krieg muß die Soldaten ernähren!“

Man willigte ein. Während der Zauber des Namens „Wallenstein“ Scharen von Kriegern herbeilockt, wird ein anderer Kämpfer für die Protestanten wichtig.

Christian IV. Die protestantische Partei hatte in dem Könige Christian IV. von Dänemark einen neuen Kampfgenossen für ihre Sache gewonnen. Zu dem damaligen niedersächsischen Kreise gehörten das Magdeburgische und Halberstädtische Gebiet, Braunschweig, Hannover, Holstein, Lübeck, Bremen, Hamburg und die Herzogthümer Mecklenburg. Die gefährliche Lage der protestantischen Sache erkennend, beschlossen die Stände dieser Länder, ein Kriegsheer anzuwerben, und bald waren 60,000 Mann zusammen, die unter den Oberbefehl des Königs von Dänemark gestellt wurden. Man wollte wenigstens in Niederdeutschland die evangelische Lehre nicht unterdrücken lassen; auch lag es in der Absicht, die auch von auswärts unterstützt ward, dem vertriebenen Friedrich von der Pfalz wieder zu seinem Rechte auf die Pfalz und auf die Kurwürde zu verhelfen und dadurch die Macht des Kaisers auf ein geringeres Maß zurückzuführen.

Beide Kämpfer, Wallenstein und Christian IV., waren schon auf die Kriegsbühne getreten, als die Parteigänger Mansfeld und Christian von Braunschweig noch rüstig für die protestantische Sache stritten. Wallenstein, der in kurzer Zeit ein Heer von 30,000 Mann zusammengebracht hatte, verfolgte Mansfeld's Truppen durch Schlesien und Mähren bis nach Ungarn hinein, wo er den Markgrafen Johann Georg zurückdrängte und Bethlen Gabor zwang, Frieden mit dem Kaiser zu schließen.

Schlacht bei Lutter. Die Lage des Königs Christian IV. von Dänemark, dem die beiden gewaltigen Gegner Wallenstein und Tilly Anfangs entgegengerückt waren, um ihn durch gemeinsamen Angriff zu vernichten, hatte sich durch den Abzug Wallenstein's wesentlich gebessert; doch suchte er zunächst noch einen Zusammenstoß mit Tilly zu vermeiden.

Digitized by Google

Seine Absicht ging dahin, den Kriegsschauplatz nach Thüringen zu verlegen. Tilly aber, der ihm die Vortheile, die er in Bezug auf eine bessere Stellung suchte, nicht zu Theil werden lassen wollte, hielt sich ihm zur Seite und richtete nach und nach seine Bewegung so ein, daß Christian die ganze feindliche Macht plötzlich vor sich entfaltet sah. Sogleich zog er sich zurück, aber Tilly folgte ihm unmittelbar und nöthigte ihn endlich, beim Dorfe Lutter, unweit der Grenze des Bisthums Hildesheim, ihm Stand zu halten.

Nun kam es (27. Aug. 1626) zu einer heißen Schlacht, in der Christian heldenmüthig, aber unglücklich kämpfte. Er ward geschlagen, 4000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, alle Kanonen und die meisten Fahnen fielen in die Hand Tilly's, der rastlos den fliehenden Feind verfolgte und dabei einen festen Platz nach dem andern einnahm.

Die Kaiserlichen in der Mark Brandenburg. Als Wallenstein bei Glatz in Schlesien sein Heer musterte, hatte es eine Stärke von 40,000 Mann. In der Mark vernahm man mit Schrecken, daß das kaiserliche Heer sich den Grenzen nahe, und unter den Räthen des Kurfürsten ward lebhafter als je darüber gestritten, ob fernere Parteilosigkeit oder ein förmlicher Anschluß an den Kaiser das Bessere sei. Wallenstein hatte zwar die Versicherung ausgesprochen, er wolle Brandenburg, wenn es nicht den Feinden des Kaisers Vorschub leiste, schonen, „als sei es mit einem seidenen Faden umzogen"; aber man kannte den gewaltthätigen Mann bereits zu gut, um darauf zu bauen; auch wußte man, welch ein Geist in seinen Scharen lebte. In der That sollte Brandenburg über die Frage: „ob bei einem Kriege zwischen benachbarten Staaten Parteinahme selbst für den schwächeren Gegner nicht der Neutralität noch vorzuziehen sei?" die nachhaltigste Belehrung empfangen. Die Kaiserlichen überschwemmten die Mark, denn „sie wollten leben". — Um über die Art ihres Auftretens ein möglichst richtiges Verständniß anzubahnen, muß ein Wort über die Kriegsweise der damaligen Zeit vorangeschickt werden.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß seit länger als einem Jahrhundert die Kriege meist durch geworbene Truppen, Söldner, geführt wurden, und in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte das Söldnerwesen die höchste Stufe seiner Entwicklung erreicht.

Die Söldner fochten weder für Vaterland, noch für Freiheit, noch für Glauben; sie betrachteten die Kriegführung einzig und allein als eine Art des Erwerbes und als eine Gelegenheit, den wildesten Lüsten Raum zu geben. Solcher Art waren die Krieger sowol auf katholischer als auf protestantischer Seite. Meist scharte sich der Auswurf der Menschheit um die Kriegsobersten, die für die Fürsten Heere anwarben. Da aber der Soldatenstand mehr und mehr als der einzig herrschende emporkam, und dem Söldner gegenüber der Landmann, der Bürger und auch der Adlige wehrlos wurde, preisgegeben jeglicher Willkür, so trat nach und nach der größte Theil der thatkräftigen männlichen Bevölkerung in die Heere ein. Der eherne Ruf der Zeit lautete nun einmal: „Amboß oder Hammer!" und je mehr er in das Bewußtsein der Menge drang, um so mehr strebte ein Jeder, der noch Arme und Beine rühren konnte, danach, lieber Hammer zu sein als Amboß, lieber zu schinden, als sich schinden zu lassen.

„Auf des Degens Spitze die Welt nun ruht,
Es giebt nur Herren und Knechte!"

So heißt's in dem bekannten Soldatenliede, durch welches unser großer Nationaldichter so treffend die Söldner jenes grauenvollen Krieges schildert.

Durch jede Zeit geht ein eigenthümlicher Zug, dem die Menge folgt, und der einmal zum Segen, ein andermal zum Verderben ausschlägt. Italien! das war das Losungswort der Deutschen lange gewesen, und sie zertrümmerten den römischen Staat. Dann wieder hieß die Losung auf einen Zeitraum von zweihundert Jahren: Jerusalem! Jetzt war der Krieg als solcher Zweck der Deutschen geworden, und die Söldner waren von nicht weniger begeisterten Hoffnungen auf Beute erfüllt, als es Diejenigen gewesen waren, die jenen Römerzügen und dem Kreuzheere gefolgt waren, um Gold aus fernen Landen zu holen.

Digitized by Google

Wallenstein in Berlin. Als Wallenstein sich der Mark näherte, besuchte ihn Schwarzenberg und bat um Schonung. Bei dieser Gelegenheit lud er ihn, während sich der Kurfürst in Preußen befand, zu einem Besuche nach Berlin ein. Der kaiserliche Generalissimus nahm die Einladung an und kam mit 30 Fürsten, Grafen und Freiherren, 16 Pagen, 25 Trabanten, 12 Lakaien, außerdem mit einer großen Zahl von Kammerdienern, Köchinnen, Wäscherinnen u. s. w. — zusammen mit 1500 Personen und mit 1000 Pferden. — Schon am nächsten Tage begab er sich zu seinem Heere zurück.

Dieser Besuch mag der kurfürstlichen Kasse theuer genug zu stehen gekommen sein. Aber da, wo Wallenstein ungebeten kam, mußten erst recht außerordentliche Anstrengungen gemacht werden. Bei der Ankündigung seines Kommens, die einen Tag oder einige Tage vor seinem Eintreffen erfolgte, wurde ein „Provisionszettel" übergeben, der das, was für die Küche und als Luxusgegenstände verlangt wurde, aufführte. In solch einem Anfragebrief werden u. A. als Lieferung verlangt: 2 Ochsen, 20 Hammel, 10 Schweine, 4 Kälber, 59 Hühner und Gänse, 6 Schock Eier, 600 Laib Brote, 8 Tonnen Bier, 6 Tonnen Wein, eine Menge Gemüse und Früchte, Gewürz, Zitronen und Pomeranzen, Zucker, Pfefferkuchen, Konfekt; dazu Kohlen, Holz u. s. w. Dergleichen wallensteinischer „Provisionszettel" wurden überall eingereicht, wo er Quartier nahm. Wird es aller Orte möglich gewesen sein, ihnen zu entsprechen? — Man sieht, welche unerhörten Anforderungen von Seiten Wallenstein's gestellt wurden, der damit nicht nur seinen Unterfeldherren sondern dem ganzen Heere das böseste Beispiel gab.

Die Wallenstein'schen Scharen ergossen sich nun über die Mark, und es kam Drangsal über dieselbe, die noch diejenige übertraf, von der sie unter der Herrschaft der Quitzow's heimgesucht worden war. Nur einige Züge aus dem Schauergemälde jener Zeit.

Zwei kaiserliche Generale, Pappenheim und Arnim (Letzterer war ein brandenburgischer Edelmann), denen Wallenstein die Altmark und die Uckermark überwiesen hatte, verlangten von der Bevölkerung für jeden Musketier 7, für jeden gewöhnlichen Reiter 12, für jeden Kürassier aber 15 Gulden als Monatslöhnung; und doch verfuhren diese beiden Gewalthaber noch verhältnißmäßig glimpflich! Viel schrecklicher hauste in dem Winter von 1634 auf 1635 der Oberst Hebron in der Mittelmark. Er legte den Städten Brandenburg, Rathenow, Treuenbrietzen, Belitz, Spandau, Potsdam, Nauen und deren Umgegend eine Kriegssteuer von monatlich 7700 Gulden auf. — Montecuculi in der Neumark forderte von den Ständen monatlich für seinen Stab und sein Regiment nicht weniger als 29,220 Gulden, außerdem für seine Tafel 12,000, für die Tafel jedes seiner Oberstleutnants 6000, für die Compagnien des Putlitz'schen Regiments 1940 und zu Werbegeldern 4800 Gulden. Nur mit der größten Mühe vermochten es die Stände, etwa ein Drittel der gesammten Summe aufzutreiben. Als sie vor ihm erschienen und flehentlich um Schonung baten, rief er: „Ihr Hunde, warum schafft ihr mir nicht, was ich verlange?"

Die Bevölkerung sei schon zu sehr ausgepreßt, entgegneten die Abgeordneten.

„Ausgepreßt?" rief er mit Hohn. „Nun gut, so will ich es euch einmal zeigen, wie man es mit Denen zu machen hat, die sich weigern, die ihnen auferlegten Steuern zu zahlen!"

Die Bevölkerung ward aufs Aeußerste gemißhandelt. Man nahm den Leuten das Letzte. Selten ist wol größerer Ueberfluß neben der bittersten Noth in einem Lande gewesen, als zu jener Zeit in Brandenburg. Während der Oberst bei 30, 40, ja bei 60 Gerichten und der geringste Offizier bei 6 bis 12 Gerichten praßte, gingen Scharen von Bettlern von Haus zu Haus und flehten Leute, die auch nichts mehr hatten, um Gaben an. Am erbarmungslosesten hausten die Söldner auf den Dörfern, und man behauptete, daß selbst Teufel nicht erfinderischer in Qualen sein könnten, als es die kaiserlichen Soldaten waren. Um die Leute zum Geständnisse eines etwa verborgenen Nothgroschens zu bringen, band man sie an die Oefen, heizte dieselben und wartete nun gefühllos das Ergebniß ab. Bisweilen lockte dies barbarische Verfahren Geständnisse hervor; wer aber weder Geld noch

Digitized by Google

Geldeswerth in irgend ein Versteck gebracht hatte, konnte doch auch, trotz aller Qualen, kein Geständniß machen, und mußte Gott danken, wenn er von dem Ofen noch zur rechten Zeit abgeschnitten wurde und nicht Brandwunden tödlicher Art davontrug. Ein anderes vielgeübtes Verfahren war dies: Man band das erwählte Opfer auf eine Bank und bestrich seine Fußsohlen mit Salzwasser. Dann holte man Ziegen oder Schafe herbei, die das Salzwasser gern lecken, und brachte sie den Füßen des Angebundenen nahe.

Die Kaiserlichen in Brandenburg. Zeichnung von Ludwig Burger.

So wie die Thiere nun das Salz rochen, begannen sie gierig die Fußsohlen zu belecken. Dies bewirkte, daß die Opfer in ein krampfhaftes Lachen verfielen, das ihnen den Schaum aus dem Munde trieb und nicht selten den Tod oder Wahnsinn zur Folge hatte. An manchen Orten erschlug man die Bewohner, nachdem sie auf irgendwelche Art gepeinigt worden, und schoß dann in die Strohdächer, so daß ganze Dorfschaften in Feuer aufgingen.

Nicht blos über Brandenburg, sondern auch über Pommern hatte sich das Wallenstein'sche Heer, das sich jetzt schon auf 100,000 Mann und wahrscheinlich noch weit darüber hinaus vergrößert hatte, ergossen.

Digitized by Google

Der Leser weiß es, daß Pommern, alten Verträgen zufolge, nach Aussterben der Fürstenlinie an Brandenburg fallen sollte. Da nun der Herzog des Landes, BogislawXIV., kinderlos und schon hoch bejahrt war, so schien der Augenblick der von den Fürsten des Hohenzollernstammes ersehnten Vereinigung Pommerns mit Brandenburg nahe zu sein. Wallenstein betrachtete jene Verträge als nicht vorhanden, und es liegen Anzeichen vor, daß er die Absicht hegte, Pommern als Reichslehen für den Kaiser einzuziehen.

So wenig wie Brandenburg war auch Pommern dem Kaiser feindselig entgegengetreten, aber dennoch hatte es sich eben so wenig wie jenes irgend welcher Schonung zu erfreuen. Die Städte, die sich weigerten, die Wallenstein'schen Truppen gütlich aufzunehmen, wurden dazu gezwungen; nur Stettin, als Sitz des Herzogs, blieb von Einquartierung frei, mußte aber für diese Vergünstigung nicht weniger als 50,000 Thaler bezahlen.

Der Sieg Tilly's über Christian IV. hatte zunächst die beiden Herzöge von Mecklenburg in die übelste Lage gebracht. Sie sandten eine Entschuldigung beim Kaiser ein, in der sie sagten, sie seien von dem Könige von Dänemark und den übrigen protestantischen Fürsten gezwungen worden, an dem Kriege Theil zu nehmen.

Der Kaiser aber erklärte ohne Weiteres die Herzöge für ungehorsame Reichsfürsten, die Land und Leute verwirkt hätten, und gab Mecklenburg als Entschädigung für aufgelaufene Kriegskosten an den von ihm bereits zum Reichsfürsten erhobenen Wallenstein. Die Herzöge waren nicht in der Lage, dem einrückenden Wallenstein die Stirn bieten zu können, weshalb sie sich auf die Flucht nach Schweden begaben, nachdem sie feierlich gegen die ihnen widerfahrene Gewaltthat protestirt hatten.

Wie der Hochmuth Wallenstein's durch diese neue Erhebung gewachsen war, geht unter Anderem daraus hervor, daß er, als der Kurfürst Georg Wilhelm durch eine Gesandtschaft Fürsprache für die vertriebenen Herzöge einlegte, finsterblickend äußerte: „Georg Wilhelm solle doch sorgen, daß er sein eigenes Land behalte!" — In der Seele des vom Glücke begünstigten Emporkömmlings erhoben sich bald neue ehrgeizige Pläne. Der ganze Norden bis zur Ostsee lag zu seinen Füßen; jetzt ließ er sich vom Kaiser zum „Admiral des ozeanisch-baltischen Meeres" ernennen und knüpfte auch sofort wegen Erbauung von Schiffen mit den Hansestädten Unterhandlungen an. Es galt, eine kaiserliche Seemacht in der Ostsee zu gründen, wobei es auf eine Verbindung mit Spanien und Italien abgesehen war, durch die Holland und England in ihrem Seehandel vernichtet und Dänemark und Schweden in engeren Schranken gehalten werden sollten.

Stralsund. Alle Städte in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg hatten sich dem kaiserlichen Adler gebeugt; nur eine Stadt hielt noch trotzig der riesig angewachsenen Macht Wallenstein's die Thore geschlossen, gleichsam fühlend, daß es mehr als je Noth thue, den verzagten Glaubensgenossen in Deutschland zu zeigen, was Vaterlandsliebe und Glaubensmuth zu leisten vermögen. Es war Stralsund, die reichste und mächtigste Stadt in Pommern, in der noch die Erinnerungen an die große Zeit der Hansa lebendig waren. — Es kam nun den Kaiserlichen vor allen Dingen darauf an, sich der Schiffe und des Hafens zu bemächtigen.

Da die Bürgerschaft das Ansinnen, Wallenstein'sche Soldaten in die Stadt aufzunehmen, hartnäckig verweigerte, so stellte der kaiserliche Oberst Arnim an sie das Begehren, ihm freien Durchzug durch die Stadt zu gewähren, da dies für ihn eine Nothwendigkeit sei, um sich Rügens bemächtigen zu können. Doch erkannten die Bürger nur zu wohl die in dieser Forderung liegende Falle und hielten ihm die Thore verschlossen. Dagegen erklärten sie sich bereit, den Kaiserlichen eine Summe von 15,000 Thalern zu zahlen. Arnim forderte 150,000 Thaler und ging nach und nach auf 50,000 Thaler zurück, wogegen die Stralsunder ihr Anerbieten bis auf 30,000 Thaler erhöhten. Dabei aber blieben sie stehen, trotz der Drohungen Arnim's und der Ermahnungen des schwerbesorgten Herzogs von Pommern.

Digitized by Google

Plötzlich bemächtigte sich Arnim der Insel Dänholm, die den Hafen der Stadt beherrschte. Die Bürger ließen sich jedoch dadurch nicht entmuthigen; sie griffen vielmehr kraftvoll zur Wehr und schwuren: „für ihrer Stadt Freiheiten und Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, ohne Scheu und Eigennutz und Ersparung Leibes, Gutes und Blutes des Vaterlandes und der Stadt Bestes in Acht zu nehmen", wiesen auch mehrere Angriffe der Kaiserlichen kräftig zurück. Die Belagerung begann.

Als Wallenstein, der sich gerade beim Kaiser in Prag befand, Kunde von den Vorfällen empfing, fuhr er, einem gereizten Löwen gleich, zornig empor und sandte einen Eilboten mit dem Befehl an Arnim, die Stadt für ihre Verwegenheit aufs Härteste zu züchtigen.

Die Bürger hatten indeß die kleine Insel Dänholm mit ihren Schiffen eingeschlossen, wodurch die kaiserliche Besatzung sich in kurzer Zeit genöthigt sah, dieselbe zu räumen.

Nun begannen die Unternehmungen gegen die Stadt ernsthaft zu werden. Es erfolgte von Arnim eine förmliche Einschließung derselben, wogegen die Bürgerschaft von König Christian IV. drei große Schiffe mit 16 Kanonen und einigem Schießbedarf empfing. Arnim stellte jetzt seine letzte Forderung, dahin gehend: die fünf größten Schiffe herzugeben, die „Rädelsführer" auszuliefern und sich außerdem zur Zahlung von 100,000 Thalern zu verstehen, wogegen sich die Kaiserlichen verpflichten wollten, ganz Pommern zu räumen. Da Arnim bei seiner Forderung, die Bürgerschaft aber bei ihrer Erklärung stehen blieb, wurden die Verhandlungen abgebrochen, und es begannen nun die eisernen Feuerschlünde außerhalb der Stadt ihre Arbeit. Schon am ersten Tage fielen zwei Außenwerke in die Gewalt der Gegner, jedoch schon nach wenigen Stunden wußten sich die Bürger durch einen kühnen Angriff der eroberten Werke wieder zu bemächtigen. Tags darauf kam ein aufmunterndes Schreiben des Schwedenkönigs Gustav Adolf; zugleich sandte derselbe der Stadt einen großen Vorrath von Schießbedarf, woran es gerade am meisten gefehlt hatte. Die Kaiserlichen verstärkten ihre Anstrengungen.

Es erfolgten im Laufe dreier Tage drei heftige Stürme, die jedoch blutig zurückgewiesen wurden. Vier zu Schiffe herangekommene Fähnlein Dänen ersetzten die Verluste der Bürgerschaft.

Unterdessen hatte die Bürgerschaft einen Abgeordneten an den Kaiser gesandt, der ihm über die wahre Sachlage Nachricht geben und ihn durch Vorstellungen bewegen sollte, die Fortsetzung der Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Der Gesandte ward zunächst an Wallenstein gewiesen. Dieser ließ ihn zehn Tage warten, ehe er ihm Zutritt gewährte, offenbar, weil er von Tag zu Tag hoffte, ein Eilbote von Arnim werde ihm Nachricht von der Einnahme der Stadt bringen. Als endlich der Gesandte vor Wallenstein erscheinen durfte, fuhr dieser ihn zornig an und schwur ihm, daß sein Wille, den Widerstand der Stadt zu brechen, durchgesetzt werde, möge geschehen, was da wolle. „Ich werde selbst kommen", sagte er voll Ingrimm, „und nicht von dannen weichen, bis ich euern Trotz gebrochen habe! Ich will es mit euch so machen, daß von eurer Stadt nichts übrig bleiben soll, und sollte ich 100,000 Mann und mein eigenes Leben daran setzen müssen!"

Gleich danach brach Wallenstein auf, um sein Wort wahr zu machen, während der Gesandte in Prag blieb und den Kaiser flehentlich bat, die Stadt, welche ja doch an dem Kriege nicht Theil genommen habe, daher bei der Rückweisung der Forderungen Arnim's und Wallenstein's in ihrem guten Rechte sei, nicht verderben zu lassen. Wirklich händigte ihm der Kaiser ein Schreiben ein, in welchem ausgesprochen war, daß die Belagerung sofort aufgehoben werden solle. Frohen Herzens eilte nun der Gesandte dem kaiserlichen Feldherrn nach, holte ihn in Prenzlau ein und überreichte ihm die kaiserliche Willenserklärung. Aber wie erschrak er, als ihm Wallenstein die Worte entgegendonnerte: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre, es muß herunter!" Ja, Wallenstein that einen gräßlichen Schwur, nicht des Säuglings, nicht des Kindes im Mutterleibe zu schonen, sobald er der Stadt sich bemächtigt haben würde. Er äußerte auch: „Ich will

Digitized by Google

ein Feuer anzünden, daß die Heiligen im Himmel die Beine an sich ziehen sollen!" — War der Hochmuth des furchtbaren Mannes bereits so gewachsen, daß er des kaiserlichen Wortes, wenn es seinen Absichten sich entgegenstellte, nicht mehr achtete, oder war der Kaiser mit ihm einverstanden, und wünschte jener nur, sich vor der Welt, gegenüber empörender Gewaltthat, schuldlos hinzustellen? —

Als nun der Abgeordnete von Stralsund seinen Mitbürgern Bericht von dem Ergebnisse seiner Reise abstattete, wurden viele von ihnen von solchem Schrecken ergriffen, daß ihnen die Uebergabe der Stadt als eine unumgängliche Nothwendigkeit erschien. Bald jedoch trat wieder männliche Fassung an die Stelle des starren Schreckens; und während nun Wallenstein Scharen auf Scharen herbeizog, während Geschütze und Schießbedarf von allen Seiten anlangten, und der eherne Gürtel um die Stadt von Tag zu Tag sich verstärkte, knüpften die Stralsunder mit dem Könige von Schweden Unterhandlungen an, die zu einem Bündnisse führten, infolge dessen ihnen von Schweden eine Hülfstruppe von 600 Mann zugesandt ward.

Am 7. Juli (1628) war endlich Wallenstein mit seinen Vorbereitungen so weit vorgeschritten, daß er meinte, ein einziger Sturm werde genügen, die Stadt in seine Gewalt zu bringen, „und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre!" —

Aber der Sturm, mit welcher Umsicht und Kraft er auch betrieben ward, führte nicht zu dem gehofften Ziel, es wurden vielmehr die Kaiserlichen auf allen Punkten mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Tausende von getödteten Feinden füllten die Gräben vor den Mauern.

Ein neuer Sturm am nächsten Morgen war eben so ergebnißlos und kostete den Belagerern 1500 der besten Soldaten.

Heilige Kampfesglut erfüllte jetzt die Bürger, die schon zweimal sich so herrlich gegen die Uebermacht der Feinde zu halten vermocht hatten. Den Schwur erneuend, für Glauben und Recht Alles zu wagen, waren sie nun zunächst darauf bedacht, Weiber und Kinder, die ja der grimme Feind im Fall des Sieges mit Vernichtung bedroht hatte, und die auch durch die unaufhörlich in die Stadt geschleuderten Geschosse in steter Gefahr schwebten, in Sicherheit zu bringen. Welch ein Abschied! Auf Schiffen wurden sie hinweggeführt, um in Schweden auf einige Zeit ein gastliches Unterkommen zu suchen. Nun achteten die Bürger nicht mehr der glühenden Geschosse, die unaufhörlich in die Stadt geschleudert wurden, ja ihre Stimmung war in dem Grade gehoben, daß sie Ausfälle wagten, durch die sie dem Feinde die empfindlichsten Verluste beibrachten.

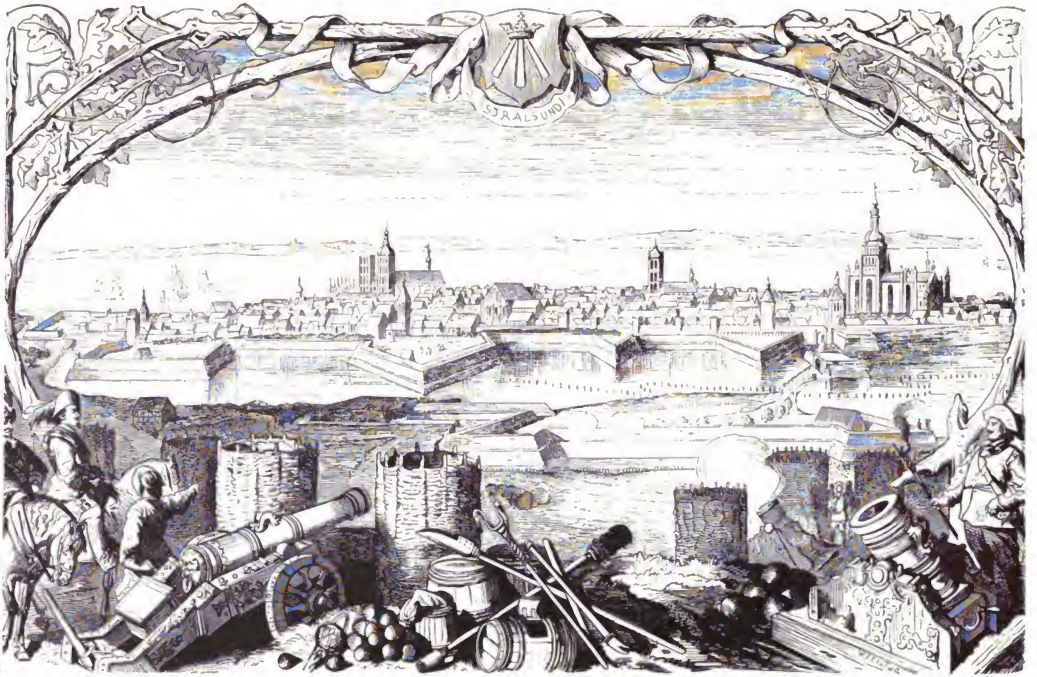
Neue Hülfe ward den Wackeren; 2000 Schweden landeten, jubelnd von den Bürgern begrüßt; auch bedrohte Christian IV. mit einer ansehnlichen Flotte die Küsten Mecklenburgs. Dazu stellte sich Regenwetter ein, das die Laufgräben und das Lager der Feinde, die schon über 12,000 Mann eingebüßt hatten, zum Theil unter Wasser setzte.

Der Vermessene mußte endlich erkennen, daß es außer seinem Vermögen lag, die Stadt zu nehmen, und sich, um weitere Verluste zu vermeiden, entschließen, die Belagerung aufzuheben. Es war ihm nur noch darum zu thun, den Abzug zu bemänteln, wie aus einem Schreiben an Arnim zu erkennen ist, in dem es heißt: „Er soll disponiren, daß wir mit Ehren bestehen und abziehen können." Im höchsten Grade erwünscht kam ihm ein erneutes Gesuch von dem Herzoge von Pommern, der für die Stadt bat. Wallenstein nahm ihm gegenüber die Miene an, als ob er Gnade für Recht wolle ergehen lassen, und hob (am 1. August 1628) die Belagerung auf.

Es fehlte nun nicht an Spottliedern auf die Kaiserlichen. In einem derselben wird Stralsund mit einem Dörflein verglichen:

„Darin nur Fischer und Weber,
Kuhhüter und Erdgräber
Sich gern aufhalten frei."

Digitized by Google



Digitized by Google

Nun rücken die Kaiserlichen heran und besprechen sich schon über die Art und Weise ihres Lebens, das sie in der Stadt führen wollen:

„Was dünkt dich, Bruder Flud? *)
Hat man auch in der Stadt gut Sup **)
Auf'n Abend, wenn man trummt?

Die Bürger uns müssen schaffen
Gut Bier, kalten Wein und Waffeln,
Fürwahr es uns ist Lust."

In einem „lustigen Kriegslied" heißt es über Wallenstein:

„Du hast Gott gar vergessen,
Indem du dich vermessen,
Die gute Stadt umzureißen,

Ja, wenn sie schon am Himmel hoch
Mit Ketten gebunden, wolltest du
Sie schleifen und zerschmeißen."

Eine Stelle in einem dritten Liede zeigt, welche hochfliegenden Pläne man ihm zutraute:

„Floriren thut mir das Glück;
Zum Fürsten bin ich erkoren!
Schlagt zu! Her bringt nun unsere Stück,
Laßt uns schrecklich rumoren!
In dieser Stund
Will ich Stralsund
Gänzlichen thun zerschleifen,
Mein Ordenanz
Bringt in die Schanz:
Arnim soll es angreifen!

Aufschlage, wer da schlagen kann;
Die Bestia giebt verloren,
Ich schlage sie todt, wie einen Mann,
Schwör ich bei meinem Zornen,
Daß nicht allein
Stralsunde mein,
Sondern Dänemark daneben,
Dazu die Kron'
Soll mir zum Lohn
Der Kaiser gänzlich geben."

Um die Scharte auszuwetzen, belagerte Wallenstein die Stadt Wolgast und nahm sie mit Sturm. Glückstadt und Krempe wagten nicht zu widerstehen.

Bald darauf kam es zwischen ihm und dem Könige Christian IV. zu Friedensunterhandlungen, bei denen Letzterer die Rechte der Herzöge von Mecklenburg nicht wahrnahm, auch der gegen Schweden übernommenen Verpflichtung, nur in Gemeinschaft mit ihm zu handeln, nicht eingedenk war. Dänemark erhielt die ihm genommenen Landstriche gegen die Zusicherung zurück, sich fernerhin in die deutschen Angelegenheiten nicht mischen zu wollen.

Das Restitutions-Edikt. Zehn Jahre schon hatte der Krieg in Deutschland gewüthet, und Alles sehnte sich nach Ruhe. Man hoffte und wünschte, das Heer der Liga, das von Tilly befehligt ward, werde sich nach Bayern und das Heer Wallenstein's in die kaiserlichen Erblande zurückziehen. Jedoch fehlte dem Kaiser die Mäßigung in seinem fast beispiellosen Glücke, und die Jesuiten flüsterten ihm zu: „Vernichte den Protestantismus in seiner Wurzel! Benutze die erlangte Macht! Hüte dich, dem Ziele so nahe, lau zu werden!"

Um die Mittel zu weiteren Maßnahmen zu erhalten, unterbreitete man dem Kaiser eine Schrift, in der das Verlangen ausgesprochen ward, alle seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen wieder herausgegeben zu sehen, in der ferner jedem katholischen Fürsten das Recht zugesprochen war, seine Unterthanen zur Annahme seines Bekenntnisses zu zwingen, und in der endlich alle Widersetzlichen, ja sogar die Säumigen, mit der Reichsacht bedroht würden.

Diese Schrift unterzeichnete der Kaiser auf dem Reichstage in Regensburg (im März 1629), und sie wurde unter dem Namen des Restitutions-Ediktes (Wiederherstellungs-Erlaß) zum Reichsgesetz erhoben.

Dies berüchtigte Edikt erregte auf der Seite der Katholiken die größte Freude, auf protestantischer Seite dagegen Schrecken und Bestürzung. Das Eigenthumsrecht über unermeßlichen Besitz war damit in Frage gestellt; standen doch allein zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer auf der Liste!

Im Süden begann man sofort mit der Ausführung des Gesetzes vorzugehen, und gleich Heuschreckenschwärmen fielen die Kapuziner und Jesuiten, denen kaiserliche Soldaten auf

*) Ein Mann, der Federvieh rupft.
**) Einen guten Trunk.

Digitized by Google

ihren Raubzügen beigegeben worden waren, über die ihnen zugewiesenen Güter her, um den neuen Rechtstitel geltend zu machen. In Süd- und Mitteldeutschland entstand alsbald grenzenlose Verwirrung. Man begnügte sich an vielen Orten keineswegs damit, den Protestanten ihre Besitzthümer zu nehmen, sondern man ging auch sogleich an die Ausführung desjenigen Theiles des Edikts, nach welchem die Unterthanen zwangsweise zur Annahme des Religionsbekenntnisses ihrer Fürsten angehalten werden durften.

In Schlesien wütheten die Liechtenstein'schen Dragoner als Bekehrer. Man nannte sie Seligmacher, weil viele Protestanten, die nicht ihren Glauben sofort auf die Aufforderung jener abschwören wollten, von ihnen getödtet wurden und zwar zum großen Theil unter so entsetzlichen Martern, daß die Feder sich sträubt, sie zu schildern.

Das reiche Augsburg mußte sechs Kirchen herausgeben und einen Bischof anerkennen; die protestantischen Einwohner wurden aus der Stadt vertrieben. Aehnlich ging es in anderen Städten. Magdeburg widerstand und ließ sich selbst durch eine regelmäßige Belagerung nicht beugen.

Im Norden Deutschlands ging man nicht so schnell vor, weil man sich dort nicht ganz sicher fühlte und an dem Widerstande Stralsunds erkannt hatte, zu welchen Anstrengungen der norddeutsche Bürger fähig sei, wenn man ihm zu viel zumuthe. Mit Dänemark war zwar Friede geschlossen worden, aber es drohte Schweden, und wie leicht konnte nicht eine Vereinigung Schwedens und Dänemarks zu Stande kommen! Absichtlich schritten demnach die Jesuiten in Brandenburg, Pommern, Mecklenburg u. s. w. nur vorsichtig mit Ausführung des Edikts vor. Es lag jedoch noch ein anderer Grund vor, der den Jesuiten diesen Weg als den zweckmäßigsten erscheinen ließ: die verdächtige Haltung, die Wallenstein angenommen. Man traute ihm nicht mehr, ihm, der ja den Norden Deutschlands jetzt in seiner Gewalt hatte. Und welche Folgen hatte dies Mißtrauen? Davon wollen wir jetzt reden.

Wallenstein's Entsetzung. Als Wallenstein nach und nach eine Heeresmacht um sich geschart hatte, der die Macht der Liga nicht mehr gewachsen war; als der Kaiser sich mehr und mehr auf ihn, der im Grunde doch nichts Anderes als sein General war, stützte; ja als Wallenstein sich an Stelle der vertriebenen Herzöge von Mecklenburg zum Reichsfürsten erheben ließ — da erwachten Besorgniß und Eifersucht in den katholischen Fürsten, besonders in Maximilian von Bayern, der sich in seinen Bestrebungen gegen den Protestantismus am meisten von dem „böhmischen Edelmanne" überflügelt sah. Und in der That, das hochfahrende Benehmen des schweigsamen, finsteren Mannes ließ vermessene, besorgnißerregende Pläne vermuthen.

Selbst am kaiserlichen Hofe herrschte keine gute Stimmung für Wallenstein. Der Oberstkanzler von Böhmen, Slavata, ein vertrauter Freund des Generalissimus, schrieb diesem aus Wien, daß Tilly den Befehl habe, ihn gefangen zu nehmen, wenn es anders nicht gelänge, „Höchstdieselben auf eine andere Art aus der Welt zu schaffen." Von Wallenstein kam ein verweisender Brief an Slavata zurück, worin er diesen ermahnte, auf so thörichte Reden nichts zu geben. „Sein Herr, der römische Kaiser, sei ein gerechter und erkenntlicher Herr", und „Herr Tilly ein Cavalier, der es verstehe, die Aufwiegler zu Paaren zu treiben, fern davon aber sei, mit Meuchelmord umzugehen." Darauf wurde ihm von einem andern Freunde von Wien ein Gegengift gesandt, „um es, wenn es Noth thue, zu gebrauchen." Da nun auch, wie sich von selbst versteht, die protestantischen Fürsten gegen Wallenstein eingenommen waren, so hatte er sämmtliche Kurfürsten gegen sich. Unter dem Einfluß solcher Stimmungen fand die Eröffnung des Reichstages zu Regensburg (1630) statt. Der Kaiser, der hier mit den besten Hoffnungen eingetroffen war, hegte besonders zwei Wünsche: völlige Unterdrückung der Protestanten und die Wahl seines Sohnes zu seinem Nachfolger.

Wallenstein war mit vielem Kriegsvolke in die Nähe von Regensburg gerückt, ohne Zweifel, um durch eine drohende Haltung auf die Beschlüsse der Fürsten zu Gunsten der

Digitized by Google

kaiserlichen Wünsche einzuwirken. Von seinem Hochmuthe verblendet, hatte er keine Ahnung davon, daß gerade gegen ihn ein Sturm im Anzuge war.

Der Kaiser ward von allen Seiten mit Klagen gegen Wallenstein bestürmt. Am heftigsten trat Maximilian von Bayern auf. „Wallenstein", sagte er, „sei doch im Grunde nichts als General der kaiserlichen Streitmacht, die er auf Deutschlands Kosten in unerhörter Zahl gemehrt habe. Sei es nicht himmelschreiend, daß die Kurfürsten, des Reiches Säulen, sich einem kaiserlichen Heerführer unterordnen müßten, was z. B. in Brandenburg, und zwar dort am ärgsten, schon einige Jahre lang stattgefunden habe?" — Der Kurfürst Georg Wilhelm war auf dem Reichstage nicht persönlich erschienen und zwar, wie sein Gesandter öffentlich aussprach, aus keinem andern Grunde, als weil Brandenburg von kaiserlichen Truppen in dem Grade verwüstet worden, daß es seinem Herrn nicht möglich gewesen sei, die Mittel für die Reise nach Regensburg und für den Aufenthalt daselbst aufzutreiben. Man berechnete die Erpressungen Wallenstein's in Hessen auf sieben, in Pommern auf zehn, in Brandenburg sogar auf — zwanzig Millionen Thaler.

„Er habe", so lautete die Klage des Pommernherzoges, „die kaiserlichen Soldaten als Freunde aufgenommen, aber sie peinigten seine Unterthanen bis aufs Blut. Man nähme den armen Leuten Alles, selbst das nöthige Zugvieh, ja sogar das Hemd' vom Leibe. Das ganze Fürstenthum reiche nicht mehr hin, um seinen eigenen Tisch zu bespeisen, und es seien bereits sieben Städte in Asche gelegt worden. Dabei würden Frauen und Mädchen von den viehischen Kriegsknechten geschändet, getödtet und dann ihre Körper den Hunden zum Fraß vorgeworfen. Bittrer Hohn und gesteigertes Elend aber sei die Antwort der kaiserlichen Kriegsobersten auf alle Klagen des unglücklichen Landes".

Der Kaiser, von den Fürsten fortgesetzt bestürmt, den Verhaßten abzusetzen, befand sich in einer üblen Lage. Der allgemeinen Stimme der Fürsten das Ohr zu verschließen, durfte er nicht wagen — Wallenstein abzusetzen, schien aber ein gefährliches Unternehmen. Wie, wenn derselbe, auf seine Macht pochend, sich ihm widersetzte? Wenn er die schon außerordentlichen Mittel, die er besaß, vermehrte und seinem Ehrgeize die Zügel schießen ließ? Welche furchtbaren Erschütterungen Deutschlands vermochte dieser Mann hervorzubringen, wenn er wollte! — Und doch, der Kaiser mußte sich endlich zu dem Wagniß entschließen, Wallenstein's Absetzung auszusprechen. Ein kaiserlicher Abgesandter begab sich nach Memmingen, wo der Generalissimus zu dieser Zeit weilte. Wallenstein hatte bereits Nachricht von Dem, was geschehen war, empfangen. Er nahm das kaiserliche Schreiben in vollkommener äußerer Ruhe entgegen und lud den Abgesandten zu einem prächtigen Gastmahle, bei dem er unter Anderm in gleichgiltigem Tone bemerkte: „Ich habe Ferdinand's und Maximilian's Sterne beobachtet. Der Spiritus des Kurfürsten von Bayern dominirt jetzt den des Kaisers. Ich gebe diesem darum keine Schuld und werde Gehorsam leisten."

Er zog sich auch wirklich, wie der Kaiser befohlen, auf seine Güter in Böhmen zurück, wo er, in verschwenderischer Pracht lebend, ohne Zweifel die Zuversicht hegte, man werde eines Tages wieder seiner Hülfe begehren. Hier, in düsterer Einsamkeit, brütete er über Plänen des Ehrgeizes und der Rache, und sein Grollen war sehr begreiflich, da ihm zugleich seine Rechte auf Mecklenburg abgesprochen worden waren. Wallenstein's Heer wurde bis auf 40,000 Mann entlassen und diese, wie es mit dem Heere der Liga schon geschehen war, unter Tilly's Oberbefehl gestellt. Der Wunsch des Kaisers, seinen Sohn zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen, ward nicht erfüllt, weil, wie Maximilian vorschützte, eine solche Wahl nur in Frankfurt vollzogen werden könne.

Digitized by Google

ustav Adolf, König von Schweden. Denkmal auf der Domsheide zu Bremen.

Gustav Adolf in Deutschland.

Es ist in dem bisher Geschilderten mehrmals der Name des Königs Gustav Adolf genannt worden, dessen Auftreten uns nun zunächst beschäftigen soll.

Sein Vater, Karl IX., war der Sohn jenes berühmten Gustav Wasa, der die Selbständigkeit Schwedens errungen und in seinem Lande den Protestantismus eingeführt hatte. Karl's Vorgänger, Sigismund, hatte die polnische Königskrone angenommen, jedoch um den Preis des Abfalls von dem protestantischen und der Annahme des katholischen Glaubens, was ihm die Schweden, bei denen der Protestantismus bereits große Verbreitung gefunden hatte, sehr übel deuteten. Gleichwol meinte er beide Länder regieren zu können, ja er ging darauf aus, in Schweden die katholische Religion wieder einzuführen. Dies brachte ihn um die Herrschaft des Landes, die nun seinem Oheim, dem Vater Gustav Adolf's, zufiel. Als derselbe im Jahre 1611 starb, erneuerte Sigismund von Polen, den wir in seinen Beziehungen zu Brandenburg bereits mehrfach kennen gelernt haben, seine Ansprüche auf Schweden; jedoch der jugendliche Held Gustav Adolf wußte das auf ihn überkommene Recht tapfer zu vertheidigen. So waren die Kriege zwischen Schweden und Polen entstanden, die zunächst den eifrigen Protestanten Gustav Adolf den Kämpfen in Deutschland fern gehalten hatten.

Ueber des jungen Königs ritterlichen Sinn mögen zunächst hier einige Züge aus der ersten Zeit seines Heldenlebens vorgeführt werden.

Digitized by Google

Im polnischen Kriege geschah es, daß er in einem Treffen von Feinden umringt wurde, so daß ihn ernstlich die Gefahr, gefangen genommen zu werden, bedrohte. Einem tapfern schwedischen Reiter gelingt es, den König glücklich aus den Feinden herauszuhauen. Nicht lange darauf geräth derselbe Reiter in gleiche Bedrängniß. Alsbald stürzt Gustav Adolf sich ins Gewühl, befreit den Umringten und sagt, nachdem er ihn in Sicherheit gebracht hat, zu ihm: „Nun, Bruder, nun sind wir quitt! Jeder schuldet dem Andern gleich viel Verbindlichkeit!“ —

Bisweilen riß der Jähzorn den heißblütigen König zu Uebereilungen hin. So geschah es, daß er bei einer Musterung einen Obersten, Namens Seatow, schlug. Derselbe nahm seinen Abschied und wollte das Land verlassen. Der König aber, begleitet von einigen Freunden, ritt ihm bis zur nahen Grenze des Landes nach. Als dieselbe überschritten war, näherte er sich ihm und sprach: „Steigt herab, Kamerad! Ihr seid beleidigt worden, das weiß ich, und darum komme ich, Euch als Edelmann Genugthuung zu geben! Wißt, daß wir außer Schwedens Grenzen sind! Ihr und Gustav sind sich hier gleich! Wir Beide haben Schwerter und Pistolen; wählt, und die Sache soll gleich entschieden sein!“ Seatow stieg vom Pferde, aber nicht, um sich mit dem Könige zu schlagen; er sank ihm vielmehr zu Füßen und war einige Augenblicke nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Dann sprach er: „Gott verhüte es, daß mein Schwert je gegen einen so tapfern, braven und gnädigen Fürsten gezogen werde! Vergebt meinen raschen Entschluß und erlaubt mir zurückzukehren, um in Euren Diensten zu leben und zu sterben!“

Gustav Adolf hob ihn gnädig auf, schloß ihn in seine Arme, und Beide kehrten als Freunde zurück. Es läßt sich leicht ermessen, welchen Eindruck Züge der Art auf die Soldaten des Königs ausübten. So kam es, daß Gustav Adolf der Abgott seines Heeres ward.

Um nun zuvörderst Gustav Adolf's Auftreten gegen Polen zu würdigen, insoweit es in Beziehung zu dem Herzogthume Preußen und dadurch zu Georg Wilhelm von Brandenburg steht, gehen wir in unserer Darstellung um vier Jahre zurück. Gustav Adolf war in seiner Kriegführung gegen Polen meist glücklich gewesen, und nur mit Hülfe des Kaisers vermochte sich Sigismund aufrecht zu erhalten.

Gustav Adolf vor Pillau. Es galt nun dem Könige, entschiedenere Erfolge zu erzielen; Gustav Adolf erschien deshalb mit einer Flotte vor Pillau (1626) und bemächtigte sich dieses festen Platzes, was dem Kurfürsten schon aus dem Grunde höchst unwillkommen sein mußte, weil seine Absicht dahin ging, in dem Kriege zwischen Schweden und Polen ganz neutral zu bleiben. In den Verhandlungen, die infolge dessen stattfanden, äußerte sich Gustav Adolf gegen die ihm zugesandten Bevollmächtigten unter Anderem: „Ich habe nicht gewünscht, des Kurfürsten, meines Schwagers, Land zu betreten, aber die natürliche Lage des Ortes nöthigt mich, meinen Zug dahin zu richten, um Rache an Polen zu nehmen, welches mich und meinen Vater öffentlich für Reichsfeinde erklärt hat. Ich will nur die Pfaffenknechte im Bisthum Ermeland aufsuchen; nach Preußen komme ich als Freund und verlange keinen Beistand, sondern nur den schlechten Sandplatz (Pillau) zu meinem Rückhalte. Nicht ein Huhn soll von meinen Soldaten genommen werden; schießt ihr aber auf mich, so werde ich des Landes Feind sein und euch rechtschaffen in die Wolle greifen. Ich will auch weiter über die Weichsel gehen, denn ich bin eine große Sache eingegangen, auf welcher meiner Krone Wohlfahrt ruht, und bei der es mir an den Hals geht.“

Er rieth den preußischen Bevollmächtigten, dem Kurfürsten von Brandenburg mit Geld an die Hand zu gehen, damit dieser sich der Kaiserlichen erwehren könne; dann forderte er sie auf, sich ihm gegen Polen anzuschließen. „Ihr solltet“, sagte er, „Anwerbungen machen, um auf die Pfaffenknechte loszuschlagen. Tretet zu mir über, ich will euer General sein und euch schützen helfen!“ — Dagegen erfolgten Einwendungen verschiedener Art, namentlich, daß die Pflichten gegen Polen wie auch die gegen den Kurfürsten es nicht erlaubten. Man wollte offenbar Zeit gewinnen.

Digitized by Google

Gustav Adolf drängte, sich ihm als Freund oder als Feind zu erklären. Er wies darauf hin, daß eine männliche Entschließung hier durchaus nöthig sei. „Danket Gott", sagte er, „daß ihr nicht unmittelbare Unterthanen des Königs von Polen seid, sondern daß der Kurfürst von Brandenburg euer Lehnsherr ist; wollet ihr aber auf dessen Entscheidung warten, so würde diese doch weder kalt noch warm sein."

„Geht nicht", fuhr er fort, „den Mittelweg. Seht nur nach Deutschland hin, da haben sie es auch gethan und Keinen erzürnen wollen; was ist darauf erfolgt? Sie haben Haus und Hof, Etliche ihre Seligkeit verloren; in Livland ist es ebenso gegangen. Die Polen wollen aus Preußen wie aus Livland Starosteien machen, die Einwohner wie Sklaven halten und à coup de baton traktiren. Ihr mögt thun, was ihr wollt; die Polen werden euch doch für Verräther halten und sengen und brennen; denn ihr habt den Pillauer Hafen nicht gegen mich vertheidigt, die Schanzen nicht vollendet und auch nicht gehörig besetzt. Schlagt auf sie los, ich will euer General sein. Die Kosaken werden euch plündern, aber schlagt auf sie drein, dann werden sie nicht wieder kommen. So habe ich's auch gemacht. Wollt ihr euch recht rathen, so müßt ihr Extrema ergreifen, entweder euch an mich oder an die Krone Polen wenden. Ich bin euer Religionsverwandter, habe ein Fräulein aus Preußen als Gattin, will für euch fechten, will Königsberg befestigen, habe Ingenieurs bei mir, verstehe auch selbst etwas davon, will es wider Polen und den Teufel selbst vertheidigen: haltet daher zu mir!"

Die Abgeordneten beriefen sich auf die Verträge, durch welche das Herzogthum Preußen mit Polen verbunden sei, worauf Gustav Adolf entgegnete:. „Habt ihr sie nicht selbst gebacken und dem Vater meines Weibes, dem Kurfürsten Johann Sigismund, eingemischt? Sie werden euch noch im Halse stecken bleiben! Verträge hin, Verträge her: man hat jetzt keine Zeit zum Prozeß, denn im Kriege schweigen die Gesetze. Wenn der Kurfürst das Land behalten soll, so müssen wir Freunde sein; er kann euch auch hier ohne Gefahr nicht helfen, es ist daher besser, er bleibt draußen; ihr müßt euch selber helfen, und das kann euch Keiner verdenken. Ihr kommt mir vor wie Einer, der krank ist und die Arznei nicht gebrauchen will, die ihn gesund macht. Ihr handelt nicht ehrlich, wollt mich hinhalten, bis der König von Polen mit seiner Macht gegen mich herankommt, alsdann wollt ihr unter dem Vorwande der Eidespflicht zu ihm treten und mir den Hals entzwei schlagen helfen. Werdet ihr still sein, so ist's gut: wo nicht, so will ich Alles einnehmen, was ich kann. Ich will die reifsten Birnen vorher abschütteln. Wenn ich Elbing habe, so werde ich eine Katz herum bauen, die wol um sich kratzen soll; es wird sie Keiner ohne Handschuhe angreifen. Pillau will ich dermaßen befestigen, daß mich nicht leicht Einer aus der Herberge treiben soll!"

Das Auftreten des Königs erregte jedoch die Besorgniß des Kurfürsten Wilhelm. Er fürchtete, Gustav Adolf habe wol gar im Sinne, Preußen von Polen und Brandenburg zu trennen und mit Schweden zu vereinigen, was indessen keineswegs in der Absicht des Königs lag. Schwarzenberg, der kurfürstliche Minister, wies darauf hin, daß man versprochen habe, seinem Herrn Hülfe zu gewähren, und daß man ihm jetzt statt dieser Pillau genommen habe, und der Kurfürst selbst klagte: „Was helfen mir meine Freunde, wenn sie mir das thun, was ich nur von meinen ärgsten Feinden erwarten sollte? Was geht mich die gemeine Sache — der Krieg zwischen den Katholiken und Protestanten — an, wenn ich meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt dabei verlieren soll?" — Georg Wilhelm fühlte sich verletzt durch die Aeußerungen Gustav Adolf's gegen die preußischen Abgeordneten, in denen derselbe des Kurfürsten Verhalten im Kriege gemißbilligt hatte, und er erwiederte in Bezug darauf: „Sitze ich still und sehe meinem Unglück zu, was wird man von mir sagen? Hingegen da ich mich noch wehre und thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf und glaube nicht, daß es der Kaiser mit mir werde ärger machen als mein Schwager, der König Gustav Adolf. Der Kaiser selbst hat bis jetzt gegen mich nichts gethan; so darf ich denn Gnade und Gutes hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage."

Digitized by Google

Noch eine andere Aeußerung des Kurfürsten aus jener Zeit erlaubt Schlüsse zu ziehen auf den Zustand seines Gemüthes und zeigt zugleich den Einfluß des katholischen Schwarzenberg, sowie auf das Ziel hin, auf das dieser fortwährend zusteuerte. „Der Kaiser", sagte er, „ist die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit; ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser Kaiser, so bleiben ich und mein Sohn wol auch Kurfürsten, wenn ich mich an den Kaiser halte."

Was Gustav Adolf von Schwarzenberg hielt, beweist folgende Aeußerung. „Man solle", sagte er, „den Grafen, der des Kurfürsten Gewissen gefangen nehme und ein Verräther sei, aus dem Fenster werfen und ihm den Hals entzwei schlagen!"

Das Jahr 1627 war herangekommen, und Gustav Adolf, der den Winter über in Schweden zugebracht hatte, erschien wieder in Pillau, das er sich durch eine Besatzung gesichert hatte, und welches er nicht herausgeben wollte („weil er es als Rückhalt gebrauche"), wie dringend auch der Kurfürst dies von ihm forderte.

Sigismund verlangte nun, Preußen solle für ihn gegen Schweden waffnen, wogegen indeß die Stände in Königsberg die Erklärung abgaben: „Unsere Väter haben sich an Polen geschlossen, um geschützt zu werden, nicht aber um Polens Kriege ausfechten zu helfen. Königsberg wird daher bei seiner Parteilosigkeit so lange verharren, so lange die schwedische Fahne in Pillau weht."

Der Kurfürst war mit 600 Reitern und 2000 Mann Fußvolk selbst in Preußen erschienen. Gustav Adolf forderte ihn auf, binnen 24 Stunden zu erklären, ob er neutral bleiben wolle, oder nicht. Da der Kurfürst mit der Antwort zögerte, so erschien der König mit einigen tausend Kriegern vor der Burg Lochstädt, wo die preußischen Räthe eben versammelt waren. Das entschiedene Auftreten Gustav Adolf's bewirkte, daß der Kurfürst versprach, bis Ende September nichts gegen Pillau zu unternehmen, wogegen der König sich verpflichtete, seine Heeresmacht, mit Ausschluß der Besatzung Pillau's, aus dem Herzogthume zu entfernen. Dies Abkommen erbitterte den Polenkönig aufs Höchste, und er sowol als ein kaiserlicher Abgesandter bestürmten, unterstützt von Schwarzenberg, den Kurfürsten, seiner Lehnspflicht gegen Polen und auch seiner Pflicht gegen den Kaiser eingedenk zu sein und sich demgemäß der gegen Gustav Adolf eingegangenen Verpflichtungen ohne Weiteres als ledig zu betrachten.

Der Kurfürst ließ sich auch in der That dazu bewegen, in diesem Sinne zu handeln, er ließ 1000 Mann seiner Truppen marschiren, um sich mit den Polen zu vereinigen. Kaum vernahm dies Gustav Adolf, so eilte er mit einigem Kriegsvolk der brandenburgischen Hülfsschar nach, um eine Vereinigung derselben mit seinen Feinden zu verhindern. Sobald die Brandenburger den Heldenkönig erblickten, erklärten sie, sich ihm anschließen zu wollen. Die Befehlshaber sowie die Geschütze, die durch den Uebertritt der Kurfürstlichen in die Hände des Königs gefallen waren, sandte dieser an seinen Schwager zurück, indem er ihn zugleich auf die Folgen aufmerksam machen ließ, welche er zu verantworten habe, nachdem er die zugesicherte Parteilosigkeit so schnell und ohne jegliche Veranlassung von Seiten der Schweden gebrochen habe.

Georg Wilhelm war über das Geschehene Anfangs sehr aufgebracht und erklärte dem zu ihm gesandten Geheimschreiber des Königs, jetzt entschieden bei Polen stehen zu wollen; bald nachher aber ward er anderer Meinung, indem er im Gefühl seiner Machtlosigkeit es doch für gerathener erachtete, einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er sich verbindlich machte, den Polen keine Hülfe mehr zu leisten.

Nun vermochte Gustav Adolf seinen Kampf gegen Polen mit nachhaltigem Eifer fortzusetzen, und es kam im Herbste desselben Jahres zu Friedensunterhandlungen, die von dem Kurfürsten warm unterstützt wurden. Dem Kaiser Ferdinand war freilich mit einem Frieden, der dem Könige von Schweden für andere Unternehmungen freie Hand gewährte, nicht gedient. Er wußte es recht gut, daß in diesem Falle Gustav Adolf dem Religionsstreite sofort sein Schwert weihen würde.

Digitized by Google

Um ihn daher von dem deutschen Kriegsschauplatze so lange als möglich fern zu halten, stachelte er den König von Polen zu den übertriebensten Forderungen auf, indem er ihm vorspiegelte: er, der Kaiser, werde ihn, sobald nur erst Wallenstein über eine ansehnlichere Flotte in der Ostsee gebiete, kräftiglich unterstützen. Daher kam es, daß Sigismund von Gustav Adolf nicht weniger verlangte, als: Zahlung der Kriegskosten, Herausgabe der eroberten Länder und — Niederlegung der Krone. Damit hatten die Friedensunterhandlungen ihr Ende erreicht. Im nächsten Jahre (1628) wurden die Unterhandlungen von Neuem aufgenommen, doch führten sie eben so wenig zum Frieden. Das sich neutral haltende Preußen litt außerordentlich durch den wieder aufgenommenen Krieg, obgleich den Schweden eine Mannszucht nachgesagt werden muß, wie sie unter anderen Truppen jener Zeit nicht üblich war. Die Polen dagegen hausten in dem Lande so, wie die Wallensteiner zu derselben Zeit in Brandenburg. Schließlich wurden die unglücklichen Bewohner Preußens gar noch durch die Nachricht erschreckt, daß Wallenstein im Begriff stehe, dem Könige von Polen eine Hülfsschar von 10,000 Mann zu senden. Wirklich rückten die Wallensteiner im Frühjahr 1629 in Preußen ein, wodurch die Lage Gustav Adolf's, der im Laufe des vergangenen Jahres gegen 20,000 Mann durch Mangel und Seuchen verloren hatte, in der That bedenklich ward. Dennoch verzagte der König nicht, sondern rüstete sich zur Entscheidungsschlacht. Da erschienen Gesandte von England und Frankreich und suchten zu vermitteln. In England sowie in Frankreich hatte man längst mit Besorgniß auf das Wachsen der kaiserlichen Macht geblickt, und man wünschte daher lebhaft, Gustav Adolf möge in die Lage kommen, den protestantischen Deutschen gegen den Kaiser Beistand leisten zu können.

Gustav Adolf vor Lochstädt. Zeichnung von A. de Neuville.

Es war nun kaum anzunehmen, daß Sigismund, der ein Jahr zuvor so unannehmbare Friedensbedingungen gestellt hatte, jetzt, da ihm 10,000 Mann kaiserlicher Truppen zur Seite standen, geneigt sein würde, auf Friedensunterhandlungen einzugehen. Indessen hatten die kaiserlichen Hülfsvölker, da Sigismund's Kassen erschöpft waren, längere Zeit schon gar keinen Sold empfangen und deshalb das Lager verlassen. Nachdem sie sich nach Thorn gewendet, mußte man von ihnen das Schlimmste gewärtigen.

So kamen denn wirklich neue Friedensunterhandlungen zu Stande, die freilich nicht die Grundursachen des Streites zwischen Schweden und Polen beseitigten, wol aber, was für den Fortgang und die Gestaltung des deutschen Krieges von höchster Wichtigkeit war, zum Abschluß eines sechsjährigen Waffenstillstandes führten.

Digitized by Google

Heraussegeln der schwedischen Flotte. Zeichnung von Th. Weber.

Gustav Adolf's Theilnahme am deutschen Kriege.

Nun hatte Gustav Adolf auf sechs Jahre freie Hand, und er konnte somit seinem längst gehegten Wunsche, Theil an dem deutschen Kriege zu nehmen, nachkommen. Aeußere Anlässe und innere Gründe bestimmten ihn, die deutsche Kriegsbühne zu betreten.

Mußte nicht die Ernennung Wallenstein's zum Admiral des Baltischen Meeres auch als eine mittelbare Bedrohung der schwedischen Macht angesehen werden? — Hatte Wallenstein nicht dem gegen Schweden kriegführenden Könige von Polen eine Hülfsschar von 10,000 Mann zuführen lassen? — Nicht minder ging dem Könige die Beraubung seiner Vettern, der Herzöge von Mecklenburg, die bei ihm eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, zu Herzen; wie ihn andererseits die schimpfliche Behandlung seiner Gesandten durch Wallenstein und das Auffangen seiner Briefe an Bethlen Gabor, den Großfürsten von Siebenbürgen, seitens der Kaiserlichen empört hatte. Dies waren die äußeren Veranlassungen. Die inneren Gründe entsprangen aus dem Mitgefühl für die von dem Kaiser und den katholischen Fürsten unterdrückten Glaubensgenossen. — So nahm denn der unselige Religionskrieg einen immer weiteren Umfang an: „Alle Kriege in Europa waren", wie Gustav Adolf an seinen Kanzler schrieb, „vermengt worden zu Einem."

Die Stände Schwedens gaben dem Könige ihre volle Zustimmung zu seinem Vorhaben. Feierlich und rührend war der Abschied von ihnen. Mit seiner einjährigen Tochter Christine auf dem Arme erschien er in ihrer Mitte und empfahl diese ihrer treuen Fürsorge. Darauf legte er ihnen nochmals in eindringlicher Weise die Gründe dar, die ihm eine Betheiligung an dem Kriege als Pflicht erscheinen ließen, und schloß mit den Worten:

„Und jetzt gehe ich, um einen weit schwierigeren und wichtigeren Kampf, als alle bisherigen, zu beginnen. Da wol Mancher sich einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne Ursache uns aufbürden, so nehme ich Gott, den Allerhöchsten, zum Zeugen, daß ich solches nicht aus eigenem Gefallen thue, sondern seit mehreren Jahren dazu auffallend Ursach habe, meist darum, daß unsere unterdrückten Religionsgenossen mögen von dem päpstlichen Joche befreit werden, was wir auch mit Gottes Gnade hoffen ausführen zu können. Und weil gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, so wird es auch mit mir so ergehen, daß ich, der ich bei so manchen Gelegenheiten und Gefahren für Schwedens Wohlfahrt mein Blut vergossen und gleichwol bis jetzt unter Gottes gnädigem Schutze heil mit dem Leben davongekommen, zuletzt es doch lassen muß.

Digitized by Google

Deshalb will ich vor meiner Abreise dieses Mal euch sämmtliche, gegenwärtige und abwesende schwedische Männer Gott dem Allerhöchsten anbefohlen haben, indem ich wünsche, daß wir nach diesem elenden und beschwerlichen Leben nach Gottes Wohlgefallen uns treffen und finden mögen in dem himmlischen und unvergänglichen." — „Ich rufe euch mein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer! Vielleicht sehen wir uns zum letzten Male!"

Die Thränen drangen dem Könige in die Augen, man hörte Männer rings im Kreise laut schluchzen. Als der König sich wieder gesammelt hatte, sprach er laut als Gebet mehrere Sprüche aus dem zwanzigsten Psalm. Wenige Tage darauf schiffte er sich ein.

Landung an der pommerschen Küste. Am 24. Juni (alten Stils) 1630 landeten die Schweden nach einer stürmischen Fahrt, Usedom gegenüber auf der kleinen Insel Ruden, nahe der westlichen von den drei Odermündungen. Es waren zur Zeit nur 10,000 Mann; die Ausschiffung derselben fand am 25. Juni statt, gerade an dem Tage, an welchem 100 Jahre früher die Protestanten dem Kaiser Karl V. zu Augsburg ihre Bekenntnißschrift überreicht hatten. Der König stieg zuerst ans Land, sank auf seine Kniee und ergoß sein Herz in einem heißen Gebete. Sein ernstes, frommes Wesen machte auf seine Begleiter einen solchen Eindruck, daß sie sich des Weinens nicht enthalten konnten. Als er dies sah, sagte er: „Je mehr Betens, desto mehr Sieg, denn fleißig gebetet, ist halb gestritten und gesiegt." Darauf ergriff er zuerst den Spaten, und während die Ausschiffung vor sich ging, arbeitete die eine Hälfte der gelandeten Mannschaften an der Errichtung der Schanzen, indeß die andere Hälfte unter Waffen stand. Es währte nicht lange, so befanden die Schweden sich unter dem Schutze eines wohlverschanzten Lagers, von wo aus sie bald darauf die Inseln Wollin und Usedom von den Kaiserlichen säuberten und sich durch die Einnahme von Wolgast, Wollin und Kammin zu Herren der Odermündungen machten.

Sehen wir nun zunächst, welchen Eindruck das Erscheinen des Königs auf die protestantischen Fürsten Norddeutschlands hervorbrachte. Statt ihn mit offenen Armen zu empfangen, beharrten sie ihm gegenüber in zaghafter Haltung. Der König von Dänemark hatte über ein Heer von 60,000 Mann geboten und doch nichts gegen die kaiserlichen Heerführer auszurichten vermocht. Nach einer einzigen Schlacht war es zum Friedensschlusse gekommen, bei dem seitens Christian's von Dänemark die Rechte derjenigen Fürsten geopfert worden waren, die auf seine Aufforderung sich ihm angeschlossen hatten. Und nun erschien Gustav Adolf mit einem Heere, welches er mit Mühe nur auf 15,000 Mann zu bringen vermocht hatte. War das eine Macht, um mittels derselben dem Kaiser und der Liga mit Aussicht auf Erfolg die Stirn bieten zu können? —

So dachte namentlich der Kurfürst von Brandenburg, und sein Minister Schwarzenberg wies darauf hin, daß, wenn das kriegerische Unternehmen des Schwedenkönigs etwa nicht glücke, was doch das Wahrscheinliche sei, er wol zusehen werde, wie er selbst möglichst heil davonkomme, daß dann jedoch Diejenigen, welche sich ihm angeschlossen hätten, um so gewisser der kaiserlichen Rache rettungslos überliefert seien.

Gustav Adolf's Auftreten war indeß anderer Art, als das des Dänenkönigs. Er war ein siegreicher Held nach allen Seiten hin, im Schlagen sowol wie im Vertragen, und es gelang ihm bald, die Besorgniß Derer zu zerstreuen, mit denen er zusammen kam. Er verstand es, nicht nur feste Plätze einzunehmen, er wußte auch die Herzen zu erobern. Schon des Königs äußere Erscheinung erweckte Zuversicht. Seine stattliche Gestalt ragte über die seiner meisten Krieger um eines Hauptes Länge empor. Eine hohe Stirn, die Adlernase, ein freundlich-milder Zug um den Mund, ein wohlgepflegter blonder Knebelbart verliehen seinem Heldenangesichte etwas außerordentlich Anziehendes. Die großen blauen, ausdrucksvollen Augen und das goldgelbe, lockige Haar ließen ihn als einen echten Abkömmling der Germanen erkennen.

Das schwedische Heer unter Gustav Adolf bekundete den Geist des Führers. Der Sold war nicht hoch, wurde aber regelmäßig ausgezahlt, so daß die Truppen nicht durch

Digitized by Google

die Noth sich gezwungen sahen, an fremdem Eigenthume sich zu vergreifen. Neben Aufrechthaltung der Kriegszucht wurde der religiöse Sinn eifrig gepflegt. So unterschied sich das schwedische Heer aufs Vortheilhafteste von den kaiserlichen Kriegsscharen, die in Freundes- und Feindesland Schrecken weithin verbreiteten. — Es konnte daher nicht fehlen, daß den Schweden ein guter Ruf voranging und die Hoffnung hier und da aufzuleuchten begann, es lasse sich noch eine Wandlung zum Bessern herbeiführen. Männer besseren Sinnes von nah und fern kamen herzu, um unter dem Banner des ebenso tapfern wie gottesfürchtigen Königs zu dienen. Von Woche zu Woche wuchs sein Heer; es währte nur kurze Zeit, so zählte es gegen 30,000 Mann. Nun säumte Gustav Adolf auch nicht länger; er rückte vor Stettin und begehrte von dem Herzoge die Stadt als Waffenplatz. Den Abgeordneten der Stadt, die zu ihm ins Lager kamen, sagte er: „Oeffnet Stettin die Thore nicht freiwillig, so habe ich hier" — er deutete dabei auf seine Truppen — „den Schlüssel dazu!" — Am nächsten Tage kam der hochbejahrte Fürst Bogislav XIV. ins Lager und bat den König, ihm gestatten zu wollen, neutral zu bleiben. Der König erklärte: wer nicht für ihn sei, der sei wider ihn, und fügte hinzu: „Eilet, lieber Vetter, eilet; hier thut Schnelligkeit noth. Glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius!"

„Nun denn in Gottes Namen!" sagte der Herzog, führte den König selbst in die Stadt und schloß ein Bündniß mit ihm, wodurch Bogislav sich jedoch nur verpflichtete, gegen „die Störer des Religions- und Profanfriedens", nicht aber gegen „Kaiser und Reich" feindselig aufzutreten. Von Wichtigkeit für die spätere Zeit ist der letzte Artikel in dem Bündnisse, den wir deswegen besonders ins Auge zu fassen haben.

Wie mehrfach schon erwähnt wurde, sollte Pommern, alten Verträgen zufolge, nach Aussterben der Manneslinie an Brandenburg fallen. Nun ward zwischen Gustav Adolf und Bogislav das Abkommen getroffen, daß, wenn der vorher bezeichnete Fall einträte, „ehe der Kurfürst von Brandenburg dieses Bündniß bestätigt hätte, oder wenn demselben die Erbfolge streitig gemacht würde, Pommern bis zur endlichen Entscheidung und bis Schweden Entschädigung wegen der aufgewendeten Kriegskosten erhalten haben würde, unter schwedische Verwaltung gestellt werden sollte."

Schwarzenberg verfehlte nicht, den Kurfürsten auf das Bedenkliche dieses Abkommens aufmerksam zu machen und in ihm neuen Argwohn gegen seinen Schwager zu erregen.

Die Kaiserlichen, die sich in jenen Gegenden befanden, zogen sich, obgleich sie den Schweden an Zahl bedeutend überlegen waren, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten, überall zurück; sie verheerten dabei alle Ortschaften, die sie bei dem Rückzuge berührten, in furchtbarster Weise. Die Schweden dagegen theilten nicht selten sogar ihren Mundvorrath, den sie bei sich führten, mit den Hungernden, weshalb sie überall als Retter empfangen wurden; man vergoß Freudenthränen bei ihrem Erscheinen und flehte zum Himmel, ihre Waffen zu segnen. Die gute Stimmung für die Schweden verbreitete sich immer weiter in Deutschland; es erschienen Flugblätter, die den König als „Stern des Nordens", als „den Löwen von Mitternacht" begrüßten, den Gott gesandt, „des bösen Feindes Macht zu dämpfen".

Frankreich ermunterte fortwährend den König, auf seiner Bahn kräftig fortzuschreiten; ja es ging ein Bündniß mit ihm ein, nach dem es sich verpflichtete, ihm jährlich 400,000 Thaler als Beisteuer zu den Kriegskosten zu zahlen. Der König nahm eine Hülfe dieser Art gern an, da es ihm an ausreichenden Mitteln zur Kriegführung fehlte, und er sich nicht dazu entschließen konnte, dieselben nach Art der kaiserlichen Heerführer durch Brandschatzungen aufzutreiben. Daß Frankreich seinen Beistand nur gewährte, um die überhandnehmende Macht der Habsburger einzudämmen, und nicht etwa, um der Sache des Protestantismus Vorschub zu leisten, ist leicht einzusehen; unterdrückte es doch im eigenen Lande die Protestanten auf das Grausamste!

Wir haben in der Darstellung des Lebens Gustav Adolf's bereits die Zeit erreicht, in der Wallenstein seiner Stellung enthoben worden war.

Digitized by Google

Von den bis dahin errungenen Erfolgen berauscht, verspottete man den „Schneekönig“, wie man Gustav Adolf Anfangs nannte. „Er werde“, hieß es, „an den Strahlen der kaiserlichen Sonne bald genug zusammenschmelzen.“ Der Kaiser soll, als er die erste Nachricht von der Landung des Schwedenkönigs erhielt, ausgerufen haben: „Schau, schau, da hätten wir halt wieder a neues Feindl!“ — Nun, Gustav Adolf war der Mann dazu, falsche Meinungen, die man über ihn hegte, zu berichtigen. Der alte Tilly wußte den Gegner richtiger zu würdigen. Er sagte: „Gustav Adolf ist ein Kriegsmann, den man nicht verachten darf, und gegen den nicht verloren zu haben schon Gewinn ist.“

Gustav Adolf und Georg Wilhelm.

Gustav Adolf in Berlin. Zunächst mühte sich nun Gustav Adolf, ein Bündniß mit seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, zu Stande zu bringen. Es gelang ihm aber nicht. Er nahm unterdessen mehrere Ortschaften im Mecklenburgischen und in der Uckermark ein und drängte die Kaiserlichen aus diesen Gegenden zurück. Infolge dessen rückte Tilly aus dem Magdeburgischen herbei, eroberte Neubrandenburg, ließ die ganze, 2000 Mann starke schwedische Besatzung niederhauen und zog sich darauf wieder nach der Gegend von Magdeburg zurück.

Gustav Adolf wandte sich jetzt südlich und nahm Frankfurt mit Sturm. „Neubrandenburgisches Quartier!“ lautete das Feldgeschrei, mit dem die Schweden sich über die Kaiserlichen herwarfen, um wegen der in Neubrandenburg verübten Greuel Rache zu üben.

Die meisten der Feinde, die in ihre Hände fielen, wurden niedergehauen; mit Mühe gelang es dem Könige, 800 Gefangenen das Leben zu retten und der Plünderung Einhalt zu thun.

Nun kamen die protestantischen Fürsten, unter ihnen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, in Leipzig zusammen. Die Beschlüsse, die sie faßten, waren ein sprechendes Zeugniß der herrschenden Rathlosigkeit und Schwäche. Es wurde beschlossen, sich weder dem Kaiser, noch dem Könige von Schweden anzuschließen, sondern eine Mittelstellung einzunehmen und die Wahrnehmung der Interessen der Verbündeten dem Kurfürsten von Sachsen zu überlassen.

Unterdessen war die Kunde zu Gustav Adolf gedrungen, daß Magdeburg von den Kaiserlichen hart bedrängt werde, und daß, wenn nicht schleunigst Hülfe erfolge, die Stadt der Uebermacht werde unterliegen müssen. Hieraus entsprang für den König die Nothwendigkeit, rücksichtsloser, als er es sonst wol gethan haben würde, vorzuschreiten. Er forderte in einem Schreiben an seinen Schwager die Uebergabe der Festungen Küstrin und Spandau; er müsse, schrieb er, bei seinem Vorgehen gegen Tilly, der die größten Anstrengungen mache, sich so schnell als möglich Magdeburgs zu bemächtigen, feste Plätze im Rücken haben, auf die er sich, wenn das Kriegsglück ihm nicht günstig sei, zurückziehen könne.

Begegnung Gustav Adolf's mit Georg Wilhelm. Auf des Kurfürsten Weigerung rückten die Schweden gegen Berlin vor, und es kam, da auch eine zweitägige Unterhandlung in Köpenick sich als unfruchtbar erwiesen hatte, in der Köpenicker Heide (eine halbe Stunde von Berlin entfernt) zwischen Gustav Adolf und Georg Wilhelm zu einer Unterredung (3. Mai 1631). Der König gab sich alle Mühe, seinen Schwager auf seine Seite zu bringen, Georg Wilhelm suchte auszuweichen. „Da der Staatsrath nicht beisammen sei, so sei es unmöglich, einen bestimmten Entschluß zu fassen; man müsse den König bitten, übermorgen nach Berlin zu kommen, wo dann eine Entscheidung getroffen werden könne." Die Kurfürstin, die zugegen war, und die auf der Seite der schwedischen Partei stand, welche sich am Berliner Hofe gebildet hatte, suchte den Zorn des Königs, der sich unverhohlen kundgab, zu mäßigen, und bat ihn, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Gustav Adolf ließ sich noch einmal besänftigen, rückte mit tausend Reitern in die Stadt und nahm sein Quartier im Schlosse.

Schwarzenberg, dem der König gedroht hatte, ihn „entweischlagen zu wollen, wo er ihn treffe", war in Staatsangelegenheiten nach Holland gesandt worden. Der Kurfürst befand sich in einer so gedrückten Stimmung, daß er bei der Tafel kein Wort sprach. Gustav Adolf sagte in seiner freundlichen Weise: „Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er traurig ist; es sind gefährliche Dinge, die ich verlange, aber doch nicht zu meinem, sondern zu seinem und des Landes Besten, ja für das Wohl von ganz Europa." Sich darauf an seinen Tischnachbar, den Herzog von Mecklenburg, wendend, bemerkte er so laut, daß es Alle hören konnten: „Meine Reise geht jetzt nach Magdeburg, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so begebe ich mich sogleich auf den Rückweg, mache mich von allen Vorwürfen frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser wird einen solchen Vergleich eingehen, wie ich begehre; aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch wol hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Diese Worte hatten Erfolg. Der Kurfürst willigte ein, daß den Schweden Spandau eingeräumt werde, und der König bestimmte für die Festung eine Besatzung von 500 Mann. Doch verpflichtete er sich, dieselbe nur zu behalten, bis Magdeburg entsetzt sei.

Nun brach Gustav Adolf mit seinem Heere auf, um Magdeburg, von woher ein Hülferuf nach dem andern kam, zu retten. Eben so nothwendig aber wie Spandau war ihm die Festung Wittenberg, und er verlangte die Einräumung derselben von dem Kurfürsten von Sachsen. Derselbe Widerstand, wie bei Vogislav und bei Georg Wilhelm — Unterhandlung — Zeitverlust! — Sehen wir indeß, wie es in und um Magdeburg hergeht.

Digitized by Google

Magdeburg. Vor Magdeburg lagen unter Tilly 40,000 Mann, die trotz der tapfersten Gegenwehr der Bürgerschaft eine Schanze nach der andern erstürmten und die Stadt von Tag zu Tag enger einschlossen. Die Zahl der Vertheidiger belief sich nur noch auf etwas über 2000 Krieger und 5000 waffenfähige Bürger. Das Beispiel Stralsunds munterte den Kern der Bürgerschaft zu tapferem Ausharren in dem Widerstande auf, besonders seitdem eine tröstliche Botschaft von Gustav Adolf gekommen war.

Tilly hielt es für ein unabweisliches Gebot der Vorsicht, nicht die besten Kräfte seines Heeres vor Magdeburg hinzuopfern, sondern im Gegentheil sie zusammen zu halten, um dem nahenden Feinde, von dem er, wie wir wissen, eine nicht geringe Meinung hatte, eine genügende Streitmacht entgegen führen zu können. Demzufolge sprach er im Kriegsrathe die Ansicht aus, daß es ihm gerathen erscheine, die Belagerung aufzuheben. Hiergegen erklärte sich auf das Entschiedenste der Reitergeneral Graf Gottfr. Heinrich von Pappenheim, „der Ajax der Kaiserlichen, der Mann ohne Mitleid", der von den Soldaten Schmarrhans genannt ward, weil sein Gesicht und sein Körper von Narben bedeckt waren. Er rieth, den Sturm auf die Stadt nicht, wie es sonst Gebrauch war, bei Nacht, sondern, wie es bei der Eroberung Mastrichs geschehen sei, der er beigewohnt habe, am hellen Tage zu unternehmen, weil gerade zu solcher Zeit man am wenigsten einen Sturm vermuthen, mithin am sorglosesten sein werde. Sein Vorschlag fand Beistimmung, und der Sturm wurde in aller Stille vorbereitet, auch den Soldaten eine dreitägige Plünderung des Ketzernestes zugesagt, wobei die Versicherung ausgesprochen wurde, daß in der Stadt Reichthümer vorhanden seien, die sieben Königreiche werth wären.

Die Belagerten hatten keine Ahnung von der Gefahr, die sich über ihren Häuptern zusammenzog; einige Bewegungen der Geschütze im feindlichen Lager erweckten sogar die Hoffnung, daß Tilly im Begriff stehe, die Belagerung aufzuheben, um den Schweden entgegen zu ziehen. Am Morgen des 10. Mai 1631 begaben sich die meisten der von der Nachtwache ermüdeten Bürger in ihre Wohnungen, und die Wälle und Brustwehren blieben nur schwach besetzt. Die schon früh versammelten Räthe der Stadt verhandelten über die Antwort, die dem Trompeter Tilly's, der, um die Bürger in Sicherheit zu wiegen, abgesandt worden, gegeben werden sollte — als plötzlich Kanonendonner außerhalb erdröhnte.

Schickte sich der Feind zum Sturme an? Oder befand sich bereits der ersehnte Retter Gustav Adolf in der Nähe, und waren es dessen Geschütze, die der Stadt einen tröstenden Morgengruß entgegendonnerten? Doch schon drang Pappenheim, nachdem er — der Erste im Ansturme — die schwache Besatzung einer Schanze überrumpelt hatte, zugleich mit den Flüchtigen durch die Pforte auf das Bollwerk. Von hier aus ergoß sich die feindliche Schar mit dem Rufe: „Jesus Maria!" in die nächsten Straßen.

Nun erst wußte man in der Stadt, was geschehen war. Von den Thürmen ward Sturm geblasen, Alles griff zu den Waffen. Falkenberg, der wackere Befehlshaber der Stadt, warf sich auf sein Pferd, führte sein Regiment im Sturmschritt den Pappenheimern entgegen, brachte sie zum Weichen, fiel aber, von einer Kugel tödlich getroffen, gleich beim Beginn des Kampfes. Die Truppen, obgleich ihres Führers beraubt, kämpften heldenmüthig weiter; auch an anderen Orten fehlte es nicht an der tapfersten Gegenwehr. Der Feind jedoch, der auch durch das unbewacht gewesene Fischerthor in die Stadt gedrungen war, erschien mit jedem Augenblicke übermächtiger, erdrückte zuletzt die Vertheidiger und öffnete die Thore; von allen Seiten stürmten die wilden Horden in die Stadt, und das Gebrüll: „All' gewonnen, All' gewonnen!" durchhallte die Straßen.

Wer vermag die Greuel zu schildern, die nun von den entmenschten Soldaten in der unglücklichen Stadt ausgeübt wurden, die ihnen als „Ketzernest" und als „Sammelplatz unerhörter Reichthümer" überantwortet worden war! Gegen 30,000 Menschen wurden und zwar zum größten Theil auf das Entsetzlichste niedergemetzelt. Wenn man sich das Flehen der Geängstigten vergegenwärtigt, das zum Himmel erscholl, die Rufe der Verzweiflung,

Digitized by Google

das Geschrei und das Todesstöhnen der Schwerverwundeten, das unsägliche Leid, das Eltern empfanden, denen man die Kinder mordete, und das der Kinder, deren Eltern vor ihren Augen hingeschlachtet wurden, — wenn man sich vorstellt, daß die in die Elbe geworfenen Leichen sich an einer Stelle so häuften, daß sie den Strom in seinem Laufe hemmten, — dann erfüllt Grausen die Seele. Ein Flammenmeer überdeckte zuletzt ganz Magdeburg, seine Gluten verjagten endlich die unmenschlichen Würger, welche die Zerstörung der Stadt als „die Magdeburgische Hochzeit" feierten. Pappenheim schrieb an den Kaiser, „daß seit Eroberung Jerusalems und Troja's keine größere Victoria erhört worden sei", und bedauerte, „Dero kaiserliche Frauenzimmer nicht selbst zu Zuschauern gehabt und von ihnen den Ritterdank erhalten zu haben." — Unter den 3000 Einwohnern, die mit dem Leben davon gekommen waren, befand sich der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, der während des Kampfes verwundet und gefangen genommen worden war.

Gustav Adolf gegen Tilly. Während das grauenhafte Werk der Zerstörung Magdeburgs vor sich ging, fanden jene Unterhandlungen Gustav Adolf's mit dem Kurfürsten von Sachsen statt, durch die der König hingehalten und verhindert ward, seinem Herzenswunsche entsprechend, Magdeburg zu retten! Der König hatte gedroht, daß, wenn man ihm nicht entgegenkomme, sondern Magdeburg verloren gehen lasse, er die Sache der Protestanten in Deutschland aufgeben und nach Stockholm zurückgehen werde; die Schreckenskunde von dem entsetzlichen Untergange Magdeburgs berührte indessen sein Gemüth in solchem Grade, daß er hoch und heilig sich verschwor, Rache an dem „alten Korporal", wie er Tilly nannte, zu nehmen, und solle er ihn bis ans Ende der Welt verfolgen!

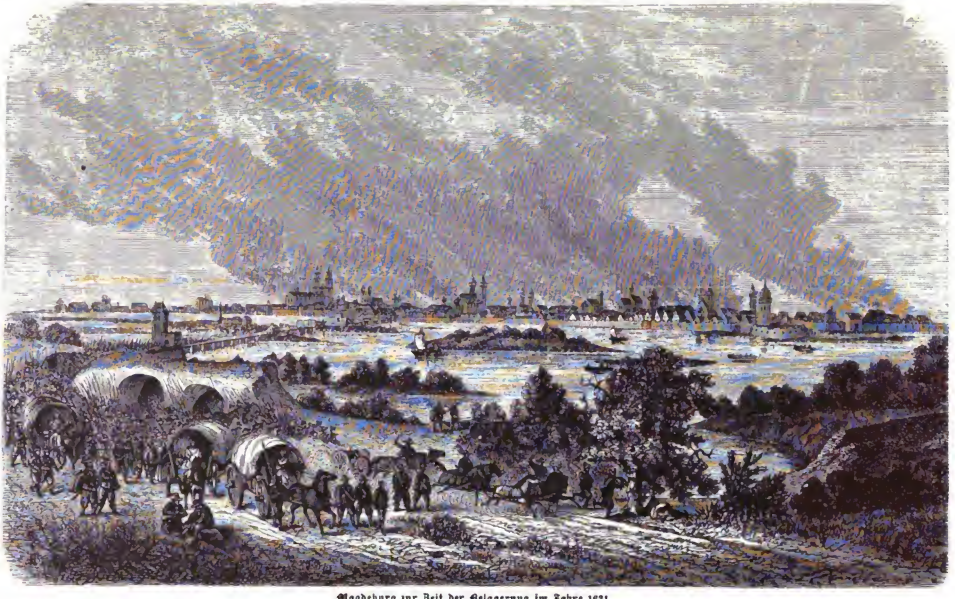
Einen Eindruck anderer Art hatte die Nachricht auf Georg Wilhelm gemacht. Mit Magdeburgs Fall schien ihm die Möglichkeit vollends dahin zu sein, daß Gustav Adolf sich in Deutschland halten könne, und er verlangte nun die schleunige Räumung Spandau's. Nun war die Geduld des Königs, die er gegen seinen Schwager bisher bewiesen hatte, erschöpft, und er beschloß, ohne weitere Rücksichtsnahme durchzuführen, was die Sache, für die er in den Kampf gezogen war, erfordere. Zwar löste er sein königliches Wort in Bezug auf Spandau, indem er die schwedische Besatzung herauszog; aber am nächsten Morgen stand er mit seinem Heere vor Berlin und ließ zahlreiche Geschütze gegen die Mauer auffahren.

Georg Wilhelm, der dadurch in die größte Bedrängniß gerieth, sandte sogleich einen Friedensboten an den König. Von der Schwiegermutter des Kurfürsten, der verwittweten Kurfürstin von der Pfalz, wurden die Bemühungen des Gesandten auf das Lebhafteste unterstützt. Die drei Tage lang andauernden Unterhandlungen endeten damit, daß ein Bündniß zwischen dem Könige und dem Kurfürsten zu Stande kam, nach welchem sich Beide verpflichteten, gemeinsam für die bedrohte Sache der Glaubensfreiheit einzustehen. Infolge dessen ward Spandau den Schweden wieder eingeräumt, und der Kurfürst verpflichtete sich, monatlich 30,000 Thaler zur Kriegsführung zu zahlen. In Bezug auf die Festung Küstrin ward die Bestimmung hinzugefügt, daß dieselbe den Schweden jederzeit zum freien Durchzuge und im Nothfalle auch zur Zuflucht offen gehalten werden solle.

Schwarzenberg war zwar fern, doch wußte der König, daß er in brieflichem Verkehr mit Georg Wilhelm stand. Er fürchtete den üblen Einfluß dieses Mannes auf seinen Schwager immer noch in dem Maße, daß er verlangte, die Bestimmung, die sich auf Küstrin beziehe, solle von dem Befehlshaber beschworen werden, was denn auch geschah. Dem Könige war eine solche Vorsichtsmaßregel in der That nicht zu verdenken; denn kaum hatte der Kurfürst mit ihm das Bündniß abgeschlossen, so ward auch schon ein Entschuldigungsschreiben an den Kaiser abgesendet! —

Gustav Adolf hatte durch das Zustandekommen des Bündnisses einige feste Punkte und damit die Möglichkeit gewonnen, sich bei schwankendem Kriegsglücke doch halten zu können. Nachdem er die Herzöge von Mecklenburg wieder feierlich in ihre Lande eingesetzt, auch ein Bündniß mit den Russen geschlossen hatte, rückte er mit seinem Heere gegen die Elbe vor.

Digitized by Google



Magdeburg zur Zeit der Belagerung im Jahre 1631.

Digitized by Google

Während dies geschah, rüstete der wackere Landgraf Wilhelm von Hessen für den Schwedenkönig Gustav Adolf. Tilly forderte ihn auf, seine Truppen zu entlassen, worauf er antwortete: „das könne er nicht; fremdes Kriegsvolk wolle er nicht aufnehmen; Angriffen werde er zu begegnen wissen; fehle es Tilly an Geld und Mannschaften, so möge er sich an die Vorrathskammern in München wenden." — Dieses Zeichen einer wieder erwachenden mannhafteren Gesinnung unter den protestantischen Fürsten, die lange genug sich der Uebermacht gebeugt hatten, erfüllte Tilly mit einem solchen Zorn, daß er dem Landgrafen die herbste Züchtigung zu ertheilen beschloß. Als er sich aber eben zur Ausführung anschicken wollte, vernahm er die Annäherung des schwedischen Heeres. — Wir wissen schon, daß Tilly die Kriegstüchtigkeit seines königlichen Gegners nicht unterschätzte. Aber auch dieser wußte, daß, indem er nun daran ging, mit dem erfahrenen, im Kriege ergrauten Heerführer zu ringen, sein eigenes Feldherrntalent die Feuerprobe zu bestehen haben werde. War doch Tilly aus nicht weniger als dreiunddreißig Schlachten und Gefechten als Sieger hervorgegangen!

Das Zusammentreten der protestantischen Fürsten in Leipzig zu dem Zwecke, eine Art Mittelmacht zwischen dem Kaiser und dem Könige von Schweden zu bilden, hatte dem Kaiser im höchsten Grade mißfallen. Mit Waffengewalt wurden die süddeutschen Theilnehmer des Bündnisses genöthigt, von demselben zurückzutreten, während an Tilly der Befehl erging, in Sachsen einzurücken. Infolge dessen ließ Tilly den Kurfürsten von Sachsen auffordern, kaiserliche Truppen in Sachsen aufzunehmen. Die Weigerung beantwortete er mit einem Einfall in das sächsische Land; Gewaltthätigkeiten aller Art wurden ausgeübt, 200 brennende Dörfer bezeichneten Tilly's Weg. Er rückte vor Leipzig. Nach kurzer Beschießung erschienen Abgeordnete der Stadt im Lager bei Tilly und begehrten wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Um sich besser vertheidigen zu können, hatten die Leipziger bei Annäherung des Feindes ihre Vorstädte abgebrannt, nur das Haus des Todtengräbers war vom Feuer verschont geblieben. In diesem Hause, dessen Inneres von dem Besitzer mit gemalten Schädeln, Todtengebeinen und Särgen ausgeschmückt war, sollten die Verhandlungen stattfinden. Als Tilly eintrat, schrak er zusammen und entfärbte sich; über die Seele des alten Helden kam ein Beben, wie es ihm bisher fremd gewesen war; — er sah in Dem, was sich seinen Blicken hier bot, eine böse Vorbedeutung. An den Verhandlungen betheiligte er sich fast gar nicht und gewährte schließlich der Stadt durchaus günstige Bedingungen.

Gustav Adolf in Wittenberg. Der Einfall Tilly's in das sächsische Land hatte die Folge, daß der Kurfürst von Sachsen dem Könige von Schweden in die Arme getrieben wurde und er sich zu einem festen Bündnisse mit Gustav Adolf herbeiließ. Als dieser bei Wittenberg über die Elbe ging, erschienen die Professoren und Studenten der Stadt in feierlichem Zuge vor ihm, um ihm ihre Huldigung darzubringen. „Aus diesem Orte und durch euch", sagte der König in seiner Antwort, „ist das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde will verdunkelt werden, müssen wir zu euch kommen, um dies Licht, nächst Gott, wieder anzuzünden." Bei Düben vereinigte sich das sächsische Heer mit dem Heere des Königs von Schweden, und es ward Kriegsrath gehalten, dem die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen beiwohnten. Da das sächsische Land von den Kaiserlichen furchtbar verheert ward, so drängte der Kurfürst von Sachsen mit Lebhaftigkeit zur Schlacht.

Die vereinigten Streitkräfte, über die Gustav Adolf jetzt zu verfügen hatte, betrugen zwar etwa eben so viel, wie die seines Gegners, nämlich gegen 35,000 Mann; jedoch die Sachsen, 20,000 Mann an der Zahl, waren eben erst zusammengelesene junge Mannschaften, die sich demnach an Kriegstüchtigkeit mit den Gegnern nicht messen konnten.

In Anbetracht dieses Umstandes schien es dem Könige geboten, vorerst noch ein Hauptreffen zu vermeiden, „denn", sagte er zu Johann Georg, „wenn die Schlacht unglücklich ausfällt, fangen eine Krone und zwei Kurhüte an zu wanken. Die Krone kann zwar einen breiten Graben (die Ostsee) zwischen sich legen; mit den Kurhüten aber ist es dann schlimm bestellt!"

Digitized by Google

Auf Andringen des Kurfürsten rückten die Schweden dennoch auf dem Wege nach Leipzig gegen Tilly vor. An diesen trat nun die Frage, ob es wohlgethan sei, eine Entscheidungsschlacht anzunehmen oder eine solche noch aufzuschieben. Er war unschlüssig; Pappenheim, wie immer von wilder Kampfgier beseelt, drang auf die Schlacht. In der Nacht vom 16. auf den 17. September standen die Heere einander bereits gegenüber.

Schlacht von Breitenfeld. Der Morgen des 17. September brach an, die Wachtfeuer erloschen, die Sonne stieg höher und höher, aber keiner der beiden Feldherren mochte den Befehl zum Angriff geben. Tilly suchte seinen Soldaten einzureden, daß Ketzer noch niemals eine Schlacht gewonnen hätten; aber sein Glaube an einen günstigen Erfolg mußte doch, trotz seiner dreiunddreißig Siege, schwach sein, denn er zögerte noch immer.

Tilly im Kriegsrath im Todtengräberhäuschen zu Leipzig. Nach Camphausen.

Indessen ward es unruhig auf dem linken Flügel der Kaiserlichen. Pappenheim war mit 2000 Reitern vorgegangen, um ein Dorf gegen den anrückenden Feind, der seine Stellung zu verbessern suchte, zu vertheidigen. Sein Widerstand war aber fruchtlos; er rückte nun mit seinen berühmten Wallonen gegen die schwedischen Dragoner auf dem linken feindlichen Flügel vor, die Anfangs wie eine Mauer standen, dann, als der Feind sie fast berührte, links und rechts schwenkten, so daß die herzubrausenden Wallonen plötzlich das Fußvolk vor sich sahen. Eine Kugelsaat aus großen und kleinen Feuerschlünden sauste ihnen entgegen, wodurch Tod und Verderben in die Reihen der Kaiserlichen einbrach und sie zum schleunigen Rückzug genöthigt wurden. Es sei hier gleich gesagt, daß sie im Verlaufe der Schlacht siebenmal in gleich furchtbarer Weise anstürmten und siebenmal gleich blutig zurückgewiesen wurden. Pappenheim hatte in seinem Ungestüm wider den Befehl des Feldherrn den Angriff auf einen Flügel eröffnet.

Digitized by Google

Gustav Adolf redete nun seine Truppen an. „Gott, der augenscheinlich unsere Fahnen beschützt hat", sagte er, „wird uns den Sieg verleihen. Scheuet die Gefahren des Kampfes nicht, bleibet bei euren Fahnen und fechtet unerschrocken unter den Augen des Königs, der euch liebt wie seine Kinder, der da Zeuge sein wird von euren Thaten und jede Gefahr, die euch bevorsteht, freudig mit euch theilt!" Darauf stieg der König vom Pferde, warf sich im Angesichte des Heeres auf die Kniee nieder und betete inbrünstig. Dann ließ er Tilly durch einen Trompeter die Schlacht anbieten. Tilly erwiederte höflich, „es gereiche ihm zu Ehre, Seiner Majestät zu Willen zu sein."

Alsbald erscholl aus den Reihen der Kaiserlichen der Schlachtruf „Jesus Maria!" — „Gott mit uns!" war die Antwort der Protestanten.

Die Hauptmasse der Heere bewegt sich nun gegen einander, während auf dem linken Flügel die Streiter schon mit einander ringen. Kanonendonner erschüttert die Erde. Tilly wendet sich mit rascher Schwenkung gegen die Sachsen und wirft sie nach kurzer Gegenwehr zurück.

Die Flucht der Sachsen erweckt in Tilly den Glauben, es sei der Erfolg für ihn jetzt nicht mehr zweifelhaft, und sogleich werden Siegesboten nach Wien und München gesendet. Die alte Zuversicht ist wieder bei ihm eingekehrt. Jetzt wendet er sich mit seinen siegestrunkenen Truppen in raschem Ansturm gegen den linken Flügel der Schweden. Doch hier findet er denselben eisernen Widerstand, wie Pappenheim auf seiner Seite, der jetzt bereits in mehreren wüthenden Stürmen das Blut der Seinen nutzlos vergeudet hatte.

Wie immer, wo es galt, entzieht sich auch heute Gustav Adolf nicht der drohenden Gefahr. Im dichtesten Gewühl sieht man seine Heldengestalt, deren Anblick die Seinen zu immer neuen Anstrengungen entflammt. Ein Hauptmann bittet ihn flehentlich, nicht so vermessen vorzustürmen. Heitern Angesichts antwortet er: „Gott der Allmächtige lebt!" — Der Held glaubte an die Wahrheit und den endlichen Sieg seiner Sache. „Was thut's, wenn ich, der Einzelne, falle? Gott lebt, er wird Andere erwecken, die dann meine Stelle einnehmen!"

Indeß gelingt es den Schweden nach heißem Ringen, den Feind zurückzudrängen und sich der Anhöhe zu bemächtigen, auf der die feindlichen Batterien stehen. Die Geschütze werden umgewandt, und bald speien sie nun Tod und Verderben den Feinden nach. Verwirrung bricht in die Reihen derselben ein, es beginnt eine wilde Flucht. Sechstausend Wallonen suchen sich in einem Gehölz zu halten; sie werden bis auf sechshundert zusammengehauen. Das ganze kaiserliche Heer befindet sich auf der Flucht.

Der alte Tilly hat sich umsonst bemüht, wieder Ordnung in die aufgelösten Reihen der Seinen zu bringen. Endlich, fast schon zu spät für die eigene Sicherheit, muß auch er dem Strome der Fliehenden sich anschließen. Ein schwedischer Rittmeister, „der lange Fritz", der ihn erkannt hat, jagt ihm nach, erreicht ihn, trifft sein Haupt mehrmals mit dem Kolben einer schweren Pistole und würde ihn unfehlbar todt oder lebendig in seine Hände bekommen haben, hätte nicht der in der Nähe befindliche Herzog von Lauenburg noch zur rechten Zeit die Gefahr bemerkt, in der der kaiserliche Feldherr schwebte. Er sprengt herzu, schießt den Rittmeister vom Pferde, und Tilly, fast bewußtlos, wird nun von ihm auf der Flucht mit hinweggerissen.

Siebenhundert Schweden, zweitausend Sachsen, dagegen achttausend Kaiserliche decken das Schlachtfeld; eine fast gleiche Anzahl Kaiserlicher wird auf der Flucht gefangen.

Das war die erste Schlacht bei Leipzig, gewöhnlich die Schlacht bei Breitenfeld genannt.

Heutigen Tages erhebt sich zum Gedächtniß an das Ereigniß auf dem Schlachtfelde ein mit Tannenbäumen umpflanzter Hügel, auf dem ein einfacher Würfel von Sandstein ruht. Auf den vier Seiten desselben stehen die Worte:

„Glaubensfreiheit für die Welt
Rettete bei Breitenfeld
Gustav Adolf, Christ und Held,
Den $^{7}/_{17}$. September 1631."

Digitized by Google

Schwedische Geschütze am Rhein. Zeichnung von A. Beck.

Digitized by Google

Triumphzug durch Deutschland.

Nur dieses einzigen Sieges hatte es bedurft, um die seit elf Jahren errungenen Vortheile der katholischen Partei in Deutschland vollständig zu vernichten. Deutschland stand dem Sieger offen. Der Kurfürst von Sachsen war von Dankbarkeit gegen Gustav Adolf und von Bewunderung für ihn so hingerissen, daß er den Wunsch äußerte, der König möge sich um die deutsche Kaiserkrone bewerben; er werde ihm seine Stimme bei der Wahl zuwenden.

Dem Könige standen jetzt zwei Wege offen, auf denen er seinen Sieg verfolgen konnte. Er konnte entweder durch Böhmen in Oesterreich eindringen, um dem Kaiser einen günstigen Frieden abzunöthigen, oder durch Mittel- und Süddeutschland ziehen, um durch völlige Vernichtung der Macht der Liga und durch Vereinigung der zersplitterten protestantischen Kräfte sein Heer zu verstärken. Er wählte das Letztere, drang unaufhaltsam gegen den Süden vor, und wurde auch hier überall vom protestantischen Volke als Retter begrüßt.

Von seinen Wunden genesen, wollte Tilly eine zweite Schlacht annehmen, um die Scharte auszuwetzen, doch Maximilian von Bayern verhinderte das Wagniß, da zu viel auf dem Spiele stehe.

Am 27. November hielt der König unter dem Freudenrufe der Bürgerschaft seinen Einzug in Frankfurt am Main. An einzelnen Orten zog ihm die Bevölkerung, Freudenthränen weinend, entgegen, drängte sich an ihn, und wer es vermochte, seiner Person nahe zu kommen, küßte seine Hände, Füße oder den Saum seines Gewandes. Bei einer solchen Gelegenheit sprach er die Worte aus: „Unsre Sachen stehen auf einem guten Fuß, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, als ob diese Leute mich so recht zu ihrem Abgotte machten? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein sterblicher Mensch bin!“

Gegen Ende des Jahres legte der König seine Truppen, die durch Kämpfe, Märsche und Belagerungen ermüdet waren, auf der linken Seite des Rheins in Winterquartiere.

Nun trat er in Friedensunterhandlungen, zunächst mit dem Herzoge von Bayern, als dem Haupte des Bundes der katholischen Fürsten. Sie blieben erfolglos, da die Liga sich nicht dazu verstehen wollte, alle gewonnenen Vortheile zu opfern. Hierauf begannen Verhandlungen mit dem Kaiser. Gustav Adolf stellte folgende Friedensbedingungen:

1) Widerruf des Restitutionsedikts und Ersatz des durch die Ausführung desselben verursachten Schadens;

2) völlige Religionsfreiheit für das Reich;

3) Wiederherstellung Böhmens, Mährens und Schlesiens in ihrem alten Zustand und Zurückrufung aller Landesflüchtigen;

4) Wiedereinsetzung Friedrich's V. (der sich jetzt im Lager des Königs befand);

5) Vertreibung aller Jesuiten als Friedensstörer aus dem Reiche;

6) gleichmäßige Besetzung aller geistlichen Stifter durch evangelische und katholische Mitglieder.

Es sei im voraus erwähnt, daß Dasjenige, was Gustav Adolf durch Aufstellung dieser Bedingungen für Deutschland erstrebte, nicht erreicht wurde; aber denkwürdig bleiben diese Forderungen doch, und zwar einmal deshalb, weil sie ein helles Licht auf die Verhältnisse jener Zeit werfen; fürs Andere, weil sie zeigen, um wie viel Gustav Adolf die unendliche Mehrzahl seiner Zeitgenossen an Klugheit überragte.

Man kann sich denken, welche Bewegung ein Verlangen dieser Art im katholischen Lager hervorrufen mußte! Für die Väter Jesu gab es jetzt viel zu thun, und die katholischen Fürsten wurden von ihnen beschworen, ihre Sache nicht so schnell aufzugeben. Was mag ein Ferdinand damals empfunden haben, der sich lange schon daran gewöhnt hatte, das protestantische Deutschland zu seinen Füßen liegen zu sehen, und welcher der völligen

Digitized by Google

Ausrottung des Protestantismus schon vollkommen sicher gewesen war! Und Wallenstein, der stumm und verdrossen der kommenden Dinge harrte — was mochte in dem Kopfe dieses ehrgeizigen, tiefblickenden Mannes vor sich gehen, als er die Macht der katholischen Liga durch das Schwert Gustav Adolf's zerschellen sah, als er von der Verlegenheit des Kaisers vernahm, der ihn seinen Neidern geopfert hatte? Hatte er etwa dies Alles vorausgesehen, und lebte er jetzt nicht der Zuversicht, daß man eines Tages an seine Pforte klopfen und ihn demüthig bitten würde, wieder zum Schwerte zu greifen? — Einem deutschen Seher — Friedrich Schiller — war es vorbehalten, uns durch sein Drama „Wallenstein" Blicke in das Geistesleben jenes Mannes thun zu lassen. Wem die Geschichte etwas Anderes ist, als eine Anreihung von Zahlen und Namen, etwas Anderes als eine trockene Aufzählung von Begebenheiten, der wird auch den geschichtlichen Werth des genannten Dramas würdigen.

Doch verfolgen wir den weiteren Verlauf unserer Geschichte. Die Katholiken verstanden sich nicht zur Annahme der von dem Schwedenkönige gestellten Bedingungen. Dazu wäre ein noch weit größerer Grad der Bedrängniß nöthig gewesen.

Während Gustav Adolf das südliche Deutschland durchzogen hatte, war das sächsische Heer in Böhmen eingerückt, und der Kurfürst von Sachsen, dem das ganze Land fast ohne Widerstand zugefallen war, hätte nun leicht unter den Einwohnern Schlesiens, Böhmens und Mährens, die so grausam gepeinigt worden waren, eine allgemeine Erhebung gegen den Kaiser hervorrufen und diesen in die Enge treiben können. Leider begann er das Werk lau zu betreiben. Welches Unheil für die spätere Zeit würde im Keime erstickt worden sein, wenn er sich auch nur Wallenstein's bemächtigt hätte, der, unter seinen Augen, bald in Prag, bald auf seinen Gütern, in gewohnter Pracht lebte. Aber wie er es nicht wagte, gegen den Kaiser die Hand zu erheben, so ließ er auch Wallenstein gänzlich unbehindert.

Im März 1632 rückte Gustav Adolf in Franken ein. Mit unendlichem Jubel sah er sich in Nürnberg empfangen; er verfolgte darauf die Richtung, die Tilly, der während des Winters eine neue beträchtliche Streitmacht gesammelt hatte, eingeschlagen, und traf ihn am Einflusse des Lech in die Donau, bei dem Städtchen Rain. Trotz der stark verschanzten Stellung gelang es dem Könige (am 16. April), den Uebergang über den Lech zu erzwingen und den Feind in die Flucht zu schlagen. Der dreiundsiebzigjährige Tilly ward am Knie von einer Stückkugel verwundet und starb vier Tage darauf zu Ingolstadt.

Dorthin hatte sich der Kurfürst Maximilian fliehend zurückgezogen, weil er den starken Mauern der Feste vertrauen konnte. Gustav Adolf erschien nun vor der Stadt. Als er die Befestigungswerke besah und sich zu nahe heran wagte, ward sein Pferd von einer Kanonenkugel durchbohrt. Seine Begleiter, von Todesschrecken ergriffen, hielten den König für verloren. Doch schon wand er sich unter dem zusammengestürzten Rosse hervor und sagte scherzend: „Die Birne ist noch nicht reif!" Am 17. Mai rückte er in München ein und nahm seine Wohnung im kurfürstlichen Schlosse, dessen Bauart ihm außerordentlich gefiel. Er fragte den Schloßvogt nach dem Baumeister, und als ihm von demselben Maximilian als der Erbauer des Schlosses bezeichnet ward, sagte er: „Ich wollte, ich könnte diesen Baumeister nach Stockholm senden." Am folgenden Tage besuchte Gustav Adolf das Zeughaus, wo 140 Kanonen gefunden wurden, die unter dem Boden versteckt worden waren. „Steht auf, ihr Todten, und kommt zu Gericht!" sagte er mit heiterem Antlitz. Die größte der Kanonen, die „Sau" genannt, hatte 30,000 Dukaten in ihrem Bauche. Geschütze und Geld wurden als gute Beute mit hinweg geführt. — Inzwischen hatte Gustav Adolf durch weitere Bündnisse sich gestärkt und wurde so mit jedem Tage mehr Herr der Geschicke Deutschlands.

An wen anders konnte sich der Kaiser in dieser Noth wenden, als an den finstern, schweigsamen Mann in Böhmen, der seine Zeit so gut verstand wie Gustav Adolf, der aber dies Verständniß nicht wie dieser dazu anwandte, der Menschheit in ihrem Streben, auf dem Wege des Lichtes und ewigen Rechtes fortzuschreiten, mit allen seinen Kräften förderlich zu sein — sondern nur, um seinem verderblichen Triebe des Ehrgeizes Genüge zu thun!

Digitized by Google

Anwerbung von Rekruten für Wallenstein's Armee. Zeichnung von Ludwig Burger.

Wallenstein's Wiederauftreten und sein Ende.

Es erschien eine kaiserliche Gesandtschaft bei Wallenstein — er wies sie ab. Auch Maximilian von Bayern, von der Noth gedrängt, ließ den Grollenden und zwar in demüthigster Weise bitten, doch noch einmal seine stolze Ruhe zu verlassen und den Feldherrnstab zur Hand zu nehmen. Er lehnte wiederholt ab.

Endlich, auf nochmalige Vorstellungen des Kaisers und des Kurfürsten, stellte Wallenstein seine Bedingungen — er konnte es jetzt. Er verlangte vor Allem die unumschränkteste Obergewalt über das zu stellende Heer — also Freilassung von jeder Verpflichtung, Befehle anzunehmen, mochten sie nun vom Kaiser, von Maximilian oder einem andern Fürsten kommen. Ferner beanspruchte er ein österreichisches Erbland und die Oberlehnsherrschaft über alle Eroberungen. Alles in Allem verlangte er, in Wirklichkeit Das zu werden, was der Kaiser dem Namen nach bleiben sollte. Im Grunde war er — bei Annahme seiner Forderungen — oberster Gebieter des katholischen Deutschlands.

Aber was sagten die geistlichen Berather des Reichsoberhauptes, die Väter Jesu, zu solchen Bedingungen? — Nun — wir kennen ihre Grundsätze. Was bleibt übrig? sagten sie. Jetzt brauchen wir den Friedländer, wir gestehen ihm daher zu, was er verlangt. Und wenn er das zu Stande gebracht hat, was wir im Auge haben, dann muß er wieder weichen, wie vormals! — Deutete aber das Verlangen nach der Machtfülle, welche Wallenstein beanspruchte, wol darauf hin, daß er gesonnen sei, zum zweiten Male mit der Miene der Entsagung das Schwert aus der Hand zu legen, und wieder nach Böhmen zu gehen, um die Sterne zu beobachten?

Digitized by Google

Genug, die Bedingungen Wallenstein's wurden angenommen; der Löwe schüttelte den Friedensstaub von sich und trat finsteren Auges hervor aus seiner Höhle. Der Name Wallenstein ging wie ein rollender Donner durch Deutschland; es währte nur kurze Zeit, so waren ihm Abenteurer und Söldner in solcher Menge zugeströmt, daß er mühelos den Kurfürsten von Sachsen aus Böhmen zu vertreiben vermochte. Bald danach rückte er mit 40,000 Mann ins Feld und schlug, den Bitten Maximilian's nachgebend, den Weg nach Bayern ein.

Gustav Adolf bezog ein befestigtes Lager bei Nürnberg; Wallenstein verschanzte sich auf den eine Stunde vom schwedischen Lager entfernten Höhen. Die Augen von ganz Deutschland waren auf die beiden Ringer gerichtet.

Gustav Adolf bot dem Feinde eine Schlacht an, Wallenstein nahm sie nicht an, blieb vielmehr unbeweglich in seiner Stellung. So lagen sich die Heere wochenlang unthätig gegenüber. Endlich beschloß der König, das Lager der Kaiserlichen zu stürmen. Wiederholte Angriffe mißlangen; 2000 Schweden lagen, von den Kugeln aus den starken Schanzen zerschmettert, auf den schmalen Zugängen der Höhen, dem Könige selbst ward von einer Stückkugel die Sohle vom rechten Stiefel gerissen. — Wiewol der Muth der Kaiserlichen sich wieder gehoben hatte, verließ Wallenstein doch weder seine starken Verschanzungen, noch nahm er eine auch jetzt wiederholt ihm angebotene Schlacht an. Nun zog Gustav Adolf mit klingendem Spiele an dem feindlichen Lager vorüber und wandte sich südwärts der Donau zu.

Fünf Tage später verließ Wallenstein seine Stellung und schlug mit seinem Heere die Richtung auf Sachsen ein, um zunächst dies Land zu einem Bündnisse mit dem Kaiser zu zwingen. Gewaltthätigkeiten in der uns bekannten Art bezeichneten seinen Weg; bald war das unglückliche Sachsenland von den beutegierigen Wallenstein'schen Horden überschwemmt. Sie wähnten hier um so schonungsloser hausen zu dürfen, als der Kurfürst von Sachsen in Böhmen eingefallen war. Dieser Fürst, der es jetzt schwer bereuen mochte, daß er sich Wallenstein's im vergangenen Jahre nicht bemächtigt und den Krieg in Böhmen nicht kraftvoller geführt hatte, sandte Eilboten an Gustav Adolf und bat ihn, das Land, wie im vorigen Jahre von den Tilly'schen Scharen, so jetzt von den Wallensteinern zu befreien. — Gustav Adolf rückte in Eilmärschen herzu und traf am 11. November in Naumburg ein. Wallenstein glaubte, der König wolle, da die Jahreszeit schon rauh geworden war, in diesem Jahre sich nicht mehr schlagen, und beabsichtige, seine Truppen in Winterquartiere zu legen. Deshalb gab er dem Grafen Pappenheim den Befehl, mit einer starken Heeresabtheilung nach Köln aufzubrechen, um diese Stadt, die gerade von schwedischen Truppen hart bedrängt ward, zu entsetzen.

Schlacht bei Lützen. Kaum hatte Pappenheim zwei Tagemärsche zurückgelegt, so ging Gustav Adolf gegen Leipzig vor. Aber auch jetzt noch war ihm Wallenstein an Zahl der Truppen überlegen. Am 15. November standen die Heere einander schlagfertig gegenüber. Gustav Adolf bestimmte in der Nacht, die er wachend in einem Wagen zubrachte, daß, falls er in der Schlacht falle, der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der damals 28 Jahre zählte und sich als tapferer, umsichtiger Kämpfer erwiesen hatte, den Oberbefehl über das Heer übernehmen solle.

Dichter Nebel überdeckte am Morgen des 16. November die Gefilde; erst gegen neun Uhr begann es heller zu werden. Wallenstein, eine gute Stellung einnehmend, hatte auch hier beschlossen, dem Gegner den Angriff zu überlassen.

Während nun das katholische Heer in tiefem Schweigen den Bewegungen des schwedischen Heeres entgegensah, ritt Gustav Adolf im leichten Lederkoller und ohne Harnisch von Abtheilung zu Abtheilung und munterte die Krieger mit begeisterten Worten zum Kampfe auf. Darauf stimmte das Heer unter Trompetenschall das Lied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott" und rückte langsam zum Angriff vor, während das Dorf Lützen, auf Befehl Wallenstein's angezündet, in Flammen aufging. Plötzlich brausten, einem Sturmwinde gleich, die schwedischen blauen Reiter gegen den linken Flügel des Feindes heran.

Digitized by Google

Der König befand sich in ihrer Mitte. Von einer Kugelsaat der jenseits der Gräben verdeckt gehaltenen Batterien empfangen, stutzen die Schweden einen Augenblick; zur Rechten und zur Linken Gustav Adolf's stürzen seine Treuen, sein Roß bricht unter ihm zusammen. Schnell schwingt er sich auf ein frisches Pferd, dann setzt das ganze Geschwader über die Gräben, und die feindliche Reiterei wird geworfen. Piccolomini's Küraſſiere rücken vor. Auch sie vermögen der unwiderstehlichen Tapferkeit der Schweden nicht Stand zu halten und weichen.

Gustav Adolf's Tod. Mit gleicher Tapferkeit hatten indeß auch in der Mitte und auf dem linken Flügel die Schweden die Schlacht eröffnet. Schon waren von den großen Vierecken des kaiserlichen Fußvolks zwei gesprengt worden, und eben begann der Angriff auf das dritte. Diesem sandte Wallenstein, der wegen eines Gichtleidens aus einer Sänfte die Schlacht leitete, eine starke Hülfsschar, und es gelang, die Schweden zurückzudrängen. Kaum bemerkt dies der König, so eilt er mit dem gelben Reiterregimente den Bedrohten zu Hülfe. Von seiner Kampfbegier hingerissen, sprengt er den Seinen voran; nur der Herzog von Lauenburg, der Edelknabe Leubelfing und zwei Reitknechte sind bei ihm. Dem Feinde nahe, wird sein linker Arm von einer Kugel zerschmettert. Einer der Reiter ruft: „Der König blutet!"

„Es ist nichts — folgt mir!" entgegnet er, indem Todesblässe sein Angesicht überzieht. Bald aber fühlt er, daß er sich nicht lange mehr werde aufrecht halten können, und er bittet den Herzog in französischer Sprache, ihn aus dem Gefechte zu führen. Dieser schlägt einen Umweg ein, um möglichst zu verhindern, daß die Schweden ihren verwundeten König sehen. Kaiserliche Reiter sprengen herzu. Der Anführer derselben, Oberstlieutenant von Falkenberg, feuert eine Pistole auf den König ab. Die Kugel dringt ihm in das Rückgrat. „Bruder", sagt er zu Lauenburg, „ich habe genug; suche dein Leben zu retten." Er sinkt vom Pferde, bleibt mit dem Fuße im Steigbügel hängen, und das scheugewordene Roß schleift ihn eine Strecke auf den Boden dahin. Der Edelknabe sprengt ihm nach, schwingt sich vom Pferde und bietet ihm dasselbe an. Der König versucht sich aufzurichten, vermag es aber nicht. Doch schon sind kaiserliche Reiter herzugekommen, die ihre Pistolen auf den König abfeuern. Ein Schuß dringt dem Könige durch die Schläfe — er haucht seine Heldenseele aus. Von einer Kugel durchbohrt und von Schwerthieben getroffen, sinkt der Edelknabe todt neben der entseelten Hülle seines Fürsten nieder. Beide werden von den Reitern geplündert; nicht einmal die Kleider läßt man ihnen.

Auf dem linken Flügel hatten inzwischen die Schweden bedeutende Vortheile errungen, die ihnen jedoch durch einen kühnen Angriff der Kroaten wieder entrissen wurden. Aber schon rückte der tapfere Bernhard von Weimar heran, schlug die Kroaten in die Flucht und schickte sich eben an, stürmend vorzudringen — da jagt des Königs von Blut übergossenes Pferd über das Schlachtfeld. Tödlicher Schrecken durchzuckt die Glieder des schwedischen Heeres. „Der König ist todt! — der König todt!" erschallt es von Mund zu Munde.

Bernhard von Weimar kennt seine Pflicht. „Soldaten", ruft er mit einer Begeisterung, als ob die entflohene Heldenseele des großen Todten über ihn gekommen sei, „Soldaten, unser Hort ist todt! Für mich hat das Leben keinen Werth mehr, wenn ich seinen Fall nicht rächen kann! Auf den Feind! Wer den König liebt, beweise seine Liebe jetzt durch die That!" — „Rächet den König! rächet ihn! rächet ihn!" Dieser Ruf braust mit donnerähnlicher Gewalt durch das schwedische Heer; Alles dringt vor, unaufhaltsam. Die Vierecke des Feindes werden gesprengt, die Mitte weicht, auch der linke Flügel vermag sich nicht mehr zu halten.

Indeß ist auch der Windmühlenberg, der wichtigste Punkt auf feindlicher Seite, gewonnen, die Batterien werden auf die fliehenden Kaiserlichen gewandt und verwüsten die Reihen der Fliehenden. In diesem Augenblicke erhalten die Kaiserlichen Verstärkung.

Wallenstein hatte dem wilden Pappenheim Eilboten nachgesandt, und es war diesem möglich geworden, vor Ausgang der Schlacht noch mit der Reiterei herbeizueilen.

Digitized by Google

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

Digitized by Google

An der Spitze seiner sieggewohnten Kürassiere sprengt er dem Feinde entgegen. Da durchbohren zwei Kugeln seine Brust, und auch er sinkt sterbend vom Pferde. Doch das hält die Gegnerischen nicht auf. Sie dringen in die Reihen der ermatteten Schweden ein; Wallenstein, der bisher mitten im Kugelregen kalten Blutes die Schlacht geleitet hat, weiß den sich bietenden Vortheil sogleich zu benutzen; es gelingt ihm, die Schlachtordnung wieder herzustellen.

Das Glück wendet sich, die Schweden weichen. Doch Bernhard ruft die bisher aufgesparte Reserve ins Feuer. Die ganze Linie rückt aufs Neue zum Angriffe vor, die Kaiserlichen vermögen sich nicht zu behaupten, sie weichen überall.

Der Sieg ist gewonnen! Wallenstein, knirschend vor Wuth, muß das Schlachtfeld räumen und seine sämmtlichen Kanonen dem Sieger überlassen. In der Nacht beim Fackelschein suchen die Schweden die Leiche ihres Königs und finden sie endlich unter Haufen anderer Todten. — Unbeschreiblich war der Schmerz um den Tod des Helden im ganzen protestantischen Deutschland. In einem damals erschienenen Trauerliede heißt es:

„Im Anfang deiner Thaten
Ein tapf'rer Gideon
Am End' ist dir's gerathen,
Stirbst, gleich wie ein Samson,
Mit deinen Feinden alle,
Auch mit Schalle,
Trag'st doch den Sieg davon."

Die einbalsamirte Leiche des Königs wurde über Wittenberg nach Wolgast und von dort zu Schiffe nach Stockholm geführt. Der Held und Hort der Protestanten war zwar dahin, aber — auch der Zauber des Namens Wallenstein war geschwunden.

Welche Stellungen werden jetzt Fürsten und Völker gegen einander nehmen? so fragte man sich. Werden die Schweden den Krieg in derselben Weise, werden sie ihn überhaupt fortführen? Wird der Kaiser fernerhin das unglückliche deutsche Land durch den Krieg verwüsten lassen, oder wird endlich auf Seiten der Katholiken Geneigtheit, einen billigen Frieden zu schließen, sich zeigen?

Ein eisernes Denkmal zeigt noch heute der Nachwelt die Stelle, wo Gustav Adolf seine Heldenseele aushauchte. Ein Denkmal erhabenerer Art aber ist dem Könige in dem Gustav-Adolf-Vereine gestiftet, dessen Zweck es ist, evangelischen Gemeinden, die sich zerstreut unter katholischen befinden, die Mittel zum Bau von Schulen und Kirchen zu bieten.

Folgen des Todes Gustav Adolf's. Der Reichsrath zu Stockholm faßte den Beschluß, den Krieg, der für Schwedens Waffen bisher so günstige Ergebnisse gehabt hatte, fortzuführen. Ob in dem Geiste des großen Königs? — das werden wir bald sehen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, wie unheilvoll es im Grunde für Deutschland war, daß fremde Mächte Gelegenheit gefunden hatten, sich in seine inneren Angelegenheiten zu mischen. Daß die protestantischen Fürsten Gustav Adolf's Hülfe nach langem Zögern annahmen, geschah auf Grund interer Nothwendigkeit; sie mußten es, wenn sie nicht den evangelischen Glauben preisgeben wollten. Daß Gustav Adolf's Handlungsweise gänzlich frei von politischen Antrieben gewesen sei, kann nicht behauptet werden.

Man wünschte ihn zum Deutschen Kaiser gewählt zu sehen, und es scheint wirklich, als habe er auch nach der Kaiserkrone gestrebt. Damit soll jedoch sein Verdienst, das er sich um Deutschland erworben, keineswegs geschmälert werden. Hätte er sein Ziel erreicht, so wäre damit das römisch-deutsche Kaiserthum der Habsburger, unter dem Deutschland bereits begonnen hatte, hinzusiechen, beseitigt gewesen. Er war freilich kein deutscher Fürst, aber er stammte doch wenigstens aus germanischem Blute, war Sohn einer deutschen Mutter und Gatte einer deutschen Frau. Nicht Deutschland wäre unter seiner Herrschaft an Schweden gefallen, sondern Schweden, als das minder bevölkerte Land, an Deutschland. Auch war es sein offen ausgesprochener Plan, seine einzige Tochter Christine mit dem Kurprinzen von Brandenburg, dem späteren Großen Kurfürsten, zu vermählen, der in dem bezeichneten Falle dann sein würdiger Nachfolger auf dem Kaiserthron geworden wäre. Wie anders würde sich dann die Zukunft Deutschlands gestaltet haben!

Digitized by Google

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Guſtav Adolfs Tod bei Lützen. Zeichnung von A. de Neuville.

Digitized by Google

Doch wenden wir uns von Dem, was hätte geschehen können, zu Dem, was geschehen ist. Frankreichs Einmischung hatte nur politische Gründe. Es unterstützte die Protestanten, wie wir wissen, nicht um ihrer selbst willen, sondern um den Kaiser nicht zu stark werden zu lassen, und um bei dieser Gelegenheit sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern.

Wir müssen hier sogleich entschieden ins Auge fassen, daß aber auch Schweden seit dem Tode Gustav Adolf's Deutschland gegenüber immer merklicher eine Stellung einnahm, die derjenigen Frankreichs glich. Das Land wurde während der Minderjährigkeit Christinens von ehrgeizigen Reichsräthen regiert, bei denen sichtlich das Streben hervortrat, in Deutschland durch Landzuwachs eine Entschädigung für die Opfer zu erlangen, die Gustav Adolf der evangelischen Sache gebracht hatte.

Der Bund Schwedens mit den protestantischen Fürsten zerfiel; jeder Gewalthaber begann auf eigene Hand hin seine besonderen Vortheile zu suchen.

Wallenstein's Tod. In diese Periode des Krieges fällt nun die Katastrophe, welche das Ende des allmächtigen Herzogs von Friedland herbeiführte. In dem Maße, als inzwischen die Archive durchforscht worden sind, ist das geschichtliche Urtheil über die hervorragendsten Persönlichkeiten des Dreißigjährigen Krieges wesentlich berichtigt worden. Bei keinem der Heerführer hat dies in so hohem Grade stattgefunden wie bei Wallenstein.

„Von der Parteien Haß und Gunst entstellt,
Schwankt sein Bild in der Geschichte" —

vermochte noch unser Nationaldichter zu sagen. Die geschichtliche Forschung hat nunmehr dargethan, wie dieser gewaltig große Kriegsmann des Dramas in Wirklichkeit doch um Vieles kleiner war, und nur die Größe und Genialität unseres Dichters vermögen wir zu bewundern, wenn wir heute die Blicke auf den historischen Wallenstein zurücklenken.

Die beiden hervorragendsten Führer der katholischen Partei waren zweifelsohne Tilly und Wallenstein. In der Beurtheilung beider Persönlichkeiten zeigen die Quellen aus den früheren und späteren Perioden des Krieges ein wesentlich verschiedenes Verhalten. Während die bei Lebzeiten Tilly's geschriebenen und veröffentlichten Berichte — darunter auch solche von protestantischer Seite — diesem entschieden günstig lauten, begegnen wir bald nach seinem Tode anderen Darstellungen, welche ihn in einem gehässigen Lichte erscheinen lassen und dagegen Wallenstein als den weitherzigen, große nationale Pläne verfolgenden, leider aber zu früh beseitigten Feldherrn hinzustellen suchen.

Der neueren Forschung ist es gelungen, die ursprünglichen Farben des Bildes wieder aufzufrischen. Viele der gegen Tilly erhobenen Beschuldigungen haben sich als unrichtig erwiesen, während der Nimbus zerstäubt ist, der noch vor einigen Jahrzehnten des Friedländers Haupt umstrahlte. Ehe wir des Näheren auf seinen Charakter eingehen, betrachten wir in Kürze die historischen Vorgänge, welche sein Ende einleiteten.

Als der Bund Schwedens mit den protestantischen Fürsten nach der Schlacht von Lützen zerfiel und jede Macht auf eigene Hand ihren Vortheil suchte, hielt Wallenstein gleichfalls die Zeit für gekommen, die von des Augenblicks Gunst gebotenen Vortheile für sich auszunützen. War er doch der mit ungeheuren Vollmachten ausgerüstete Generalissimus, der unumschränkt gebietende Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, das noch die katholische Sache aufrecht hielt.

Im November 1632 war Regensburg in die Hände Bernhard's von Sachsen-Weimar gefallen. Anstatt nun, der Aufforderung des Kaisers gemäß, dem Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu eilen, bezog Wallenstein Winterquartiere in Böhmen. Aus dieser Widerspenstigkeit entsprangen unliebsame Erörterungen zwischen dem kaiserlichen Hofe und seinem Feldherrn, und die liguistisch-spanische Partei benutzte die Spannung zu Versuchen, den Mißliebigen vom Oberbefehl zu entfernen.

Man hatte Kenntniß davon bekommen, daß er geheime Unterhandlungen mit den Schweden, Sachsen und den Franzosen führe. Aus einem Revers, den er sich von einer Versammlung von Obersten seines Heeres in Pilsen ausstellen ließ, geht hervor, daß er nach einer

Digitized by Google

Stellung von absoluter Selbständigkeit strebte. Mit Hülfe der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg beabsichtigte er die spanische Partei zu stürzen und, wie L. von Ranke in seiner Geschichte Wallenstein's darthut, den Kaiser nöthigenfalls zum Frieden zu zwingen. Für sich hoffte er die böhmische Krone zu erlangen; ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der kühne Emporkömmling sich zu dem Gedanken verstieg, nach der deutschen Kaiserkrone noch die Hand ausstrecken zu können. Kein Zweifel besteht darüber, daß er offen die Fahne der Empörung aufzupflanzen beabsichtigte.

Da ergingen geheime Befehle von Wien aus an die obersten Führer der Truppen. Sie hatten den Erfolg, daß die kaiserlichen Generale Piccolomini, Gallas, Aldringer, Maradas und Colloredo der Sache des Kaisers treu bleiben zu wollen erklärten. Nur Ilow, Trczka und Kinsky blieben auf Wallenstein's Seite. Ein Patent Kaiser Ferdinand's vom 24. Januar 1634, erklärt, daß „Friedland in einer Conspiration begriffen sei, um den Kaiser seiner Krone zu berauben", und ein Armeebefehl des Kaisers an die hohen Offiziere wies diese an, dem Generalissimus nicht mehr zu gehorchen. Durch ein zweites Patent vom 18. Februar ward Wallenstein in aller Form seines Amtes entsetzt.

Als Wallenstein hiervon Kenntniß erhielt, begab er sich, noch immer mit dem Plane beschäftigt, Ferdinand zu entthronen, nach der Grenzfestung Eger, wohin ihm sein Anhang folgte. Er hatte hier eine Zusammenkunft mit Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und dem sächsischen General Arnim verabredet, nachdem der Entschluß in ihm feststand, den Schweden die nach Böhmen führenden Pässe zu überliefern. „Allein der Undankbare sollte den Streichen des Undanks erliegen", wie Friedrich Schiller sich ausdrückt.

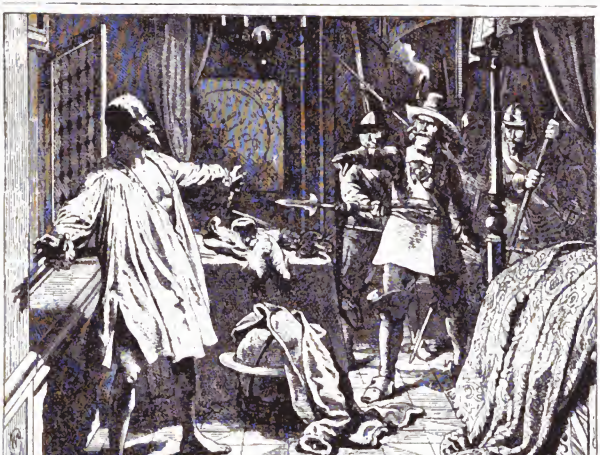
Wallenstein hatte dieses wichtige Geheimniß einem Irländer Leßlie, der von ihm durch Gunstbezeigungen ausgezeichnet worden war, anvertraut; Leßlie aber hatte sich bestimmen lassen, einer von dem Obersten Buttler gegen den Generalissimus angestifteten Verschwörung beizutreten. Nachdem Leßlie seinen Mitverschworenen von der Wallenstein'schen Eröffnung Mittheilung gemacht, ward beschlossen, den „Verräther am Kaiser" zu ermorden.

In der Nacht vom 25. Februar wurden seine Anhänger Ilow, Trczka, Kinsky und Rittmeister Neumann bei einem von Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstalteten Gastmahl nach verzweifelter Gegenwehr niedergestoßen, und wenige Stunden später dringt der bereitgehaltene Mörder Deveroux mit sechs Hellebardieren in die Gemächer Wallenstein's ein.

„Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet", schreibt Friedrich Schiller, „und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, deutet der erschrockene Sklave an, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sei. „Freund", ruft der Hauptmann ihn an, „jetzt ist's Zeit zu lärmen!" Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür und sprengt sie mit einem Fußtritte.

„Wallenstein war durch den Knall, den eine Flinte erzeugt hatte, aus dem ersten Schlaf aufgeweckt worden und aus Fenster gesprungen, um nach der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Wehklagen der Gräfinnen Trczka und Kinsky, die soeben die Nachricht von dem gewaltsamen Tode ihrer Männer empfangen hatten. Ehe er noch Zeit sich genommen, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deveroux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Wallenstein war noch in bloßem Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen, und stand zunächst am Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm", schreit Deveroux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupt herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben!" Er hielt einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwarte; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallenstein's Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er in die Brust den tödlichen Stoß der Partisane und fällt nieder in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen." So endigte Wallenstein.

Digitized by Google



Wallenstein's Ermordung. Nach M. Camphausen.

Es kann gegen Kaiser Ferdinand nicht der Vorwurf erhoben werden, diesen Mord befohlen, oder etwa einen Wunsch ausgesprochen zu haben, welcher zu einer derartigen That ermuntert hätte. Seine Schuld besteht einzig darin, daß er der Partei, von der er wußte, daß sie Wallenstein „lebend oder todt einbringen" würde, freie Hand ließ. Allerdings belohnte er die Mörder mit Ehren und Reichthümern; dem Schicksale seines Generalissimus aber weinte er eine Thräne nach und befahl, für den Todten dreitausend Seelenmessen zu lesen.

Wallenstein's tragisches Schicksal erregt gegenwärtig nicht mehr jene Theilnahme, welche der verrätherische Heerführer ehedem gefunden hat. Auch sind seine militärischen Fähigkeiten in neuerer Zeit stark angezweifelt worden, und dienen uns hier die Auslassungen von Villermont's und des schwedischen Geschichtschreibers Geijer als Anhaltspunkte. Auf die Unfähigkeit Wallenstein's, der mehr als 100,000 Mann unter den Waffen hielt, bauend, unternahm Gustav Adolf seinen Feldzug nach Deutschland, obwol sein Kanzler Oxenstierna erhebliche Einwände gegen diese Unternehmung vorbrachte. Gustav Adolf war jedoch über die Elemente, aus denen Wallenstein sein Heer rekrutirte, zu wohl unterrichtet; er wußte zu gut, daß nur durch die unerhörtesten Kontributionen die Erhaltung dieses Heeres möglich war. Er wußte, daß durch einen einigermaßen erfolgreichen Widerstand, dem ungeheuren Körper dieser zusammengelaufenen Soldateska das Lebensmark entzogen werden könne, wo dann Wallenstein den größten Schwierigkeiten die Spitze zu bieten haben werde. Der König nannte Wallenstein einen Phantasten, während er dem Feldherrntalente Tilly's alle Achtung zollte.

Dem Heere Wallenstein's fehlte begreiflich jede sittliche Triebkraft und jedes moralische Band. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn in demselben sich Mörder finden ließen, welche die Partisane gegen des Feldherrn Brust kehrten. Wallenstein's Armee war weder eine katholische noch eine protestantische; sie kümmerte sich nicht um ein kirchliches Bekenntniß. „Was schert sich ein ehrlicher Soldat um Religion?" hieß es. „Sie ist nicht seine Profession.

Digitized by Google

Das überläßt er den Pfaffen und Mönchen, damit sie ihre Suppe nicht umsonst essen." Auch ward gesagt: „Die Pfaffen haben ein Ding erfunden, heißt Conscientia, soll wunderlich sein und nicht viel hineingehen!" — Und wo die Wallensteiner katholische oder protestantische Kirchen betraten, da geschah es meist nur der Beraubung wegen; sie nahmen nicht blos Gefäße von edlem Metalle mit, sondern Alles, was sich zu Gelde machen ließ. — Nicht über Gewissensdruck von diesem Heere beklagten sich die heimgesuchten Bewohner der protestantischen Länder, sondern über alle erdenkliche andere Greuel.

Erwähnenswerth ist noch Wallenstein's Beschäftigung und seine Vorliebe für die Astrologie; hier finden wir ihn in Beziehungen zu dem berühmten Kepler. Kepler, wiewol er der Ansicht war, „daß die Astrologie nicht werth sei, daß man Zeit auf sie verwende", und er es als einen Wahn bezeichnete, anzunehmen, „sie gehöre für einen Mathematiker", stand doch nicht an, Solchen, die es verlangten, das Horoskop zu stellen. Unter seinen Zeitgenossen erfreute er sich als Astrolog sehr rasch eines großen Rufes. Im J. 1601 erhielt Kepler den Auftrag, einem böhmischen Edelmann, dessen Name nicht genannt wurde, das Horoskop zu stellen; Tag und Stunde der Geburt wurden genau angegeben. Das Horoskop galt Wallenstein, der damals noch ein unbedeutender Kreishauptmann war. Kepler lieferte ein zutreffendes Bild des Mannes, welcher dem Astronomen weder von Person noch von Charakter bekannt war. Er prophezeite ihm eine reiche Heirath, durch die er sein Glück machen und wodurch er zu den höchsten Ehren und Würden emporsteigen werde. Wallenstein gab sich später dem Astronomen, zu dem er Vertrauen gefaßt hatte, zu erkennen und nahm ihn förmlich in seine Dienste. Nach dessen im Jahre 1630 zu Regensburg erfolgtem Tode gewann er den sternkundigen Seni, der bis zu seinem Lebensende bei ihm verblieb. Im Januar und Februar 1634 legte Wallenstein, wie die Geschichte nachweist, eine mit seinem sonstigen Thun im Widerspruch stehende Unentschiedenheit an den Tag. Er stand hier unter dem Einflusse einer Prophezeiung Kepler's, welche ihm für die ersten Monate des Jahres ein schweres Verhängniß ankündigte, eine Prophezeiung, deren Erfüllung ihm um so wahrscheinlicher dünkte, als er noch dem oben erwähnten kaiserlichen Patent vom 24. Januar 1634 seine Unterhandlungen mit dem Feinde entdeckt sah.

Die Verszeilen des Dichters erscheinen indessen auch noch nach den veränderten Ergebnissen der historischen Forschung auf den Emporkömmling anwendbar. Er zeichnet ihn als:

„Den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel;
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg.
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel."

Sachsen und Brandenburg gegen Schweden. Die Oberleitung der protestantischen Angelegenheiten durch den König Gustav Adolf hatte zwar den deutschen protestantischen Reichsständen nie recht behagt, war aber doch für sie nicht geradezu entwürdigend gewesen. Jetzt wollten schwedische Edelleute die Stelle des Königs einnehmen, unter ihnen namentlich Gustav Adolf's großer Kanzler Oxenstierna, wogegen sich das Ehrgefühl der Kurfürsten, die sich als die Säulen des Deutschen Reiches betrachteten, sträubte. Dennoch gelang es dem klugen Staatsmanne, die vier oberen Reichskreise dahin zu bringen, daß sie ihm die Oberleitung der Kriegsangelegenheiten übertrugen.

Der Kurfürst von Brandenburg war dem nicht entgegen, weil er die Fortführung des Krieges bis zu einem leidlichen Friedensschlusse für eine Nothwendigkeit hielt, zumal bei Schweden doch einmal thatsächlich die Hauptwiderstandskraft und damit die Entscheidung lag.

Johann Georg von Sachsen nahm jedoch gar bald schon eine andere Stellung ein, wobei er ganz vergessen zu haben schien, daß Gustav Adolf es gewesen war, der ihn auf seinen

Digitized by Google

Hülferuf zweimal errettet hatte. Er trat in vertrauliche Verhandlungen mit dem Kaiser, um sich zur gelegenen Stunde öffentlich loszusagen von der Sache des protestantischen Deutschlands. Wirklich schloß er 1635 mit dem Kaiser den Frieden zu Prag, durch welchen er die bereits auf das Grausamste heimgesuchten Schlesier, die auf seine Hülfe hofften, den Kaiserlichen preisgab. Zugleich ward dem geschlossenen Bündnisse die Bestimmung beigefügt, daß dahin zu arbeiten sei, die übrigen protestantischen Fürsten zu dem Bündnisse zu ziehen, und daß der letzte Zweck der Vereinigung der sein solle, die Schweden aus Deutschland zu vertreiben.

Dies Zurücktreten Johann Georg's von der gemeinsamen Sache wirkte im höchsten Grade nachtheilig auf die ferneren Entschließungen des Kurfürsten von Brandenburg, an dessen Hof Graf Schwarzenberg unterdessen zurückgekehrt war. Diesem gelang es, den Kurfürsten zu bewegen, daß er auf die Zusage des Kaisers hin, ihn zur Geltendmachung seiner Rechte auf Pommern mit allen nothwendigen Mitteln zu unterstützen, noch im Laufe desselben Jahres sich dem Prager Frieden anschloß und somit auf die Seite des Kaisers und in erklärte Feindschaft gegen Schweden trat.

Verwilderung des schwedischen Heeres. Es ist leicht zu ermessen, welch einen Eindruck eine derartige Handlungsweise auf die Schweden machen mußte. Sie klagten: „Wir sind euch erst erschienen als Rettungsengel, haben dann unser Blut für eure Sache vergossen, haben den Kurfürsten von Sachsen auf seinen Hülferuf zweimal aus der Gewalt der Kaiserlichen befreit, wobei unser großer König zuletzt als Opfer fallen mußte, und jetzt verbindet ihr euch mit unseren erklärten Feinden, um uns zum Lande hinauszutreiben!" Daraus erklärt sich der furchtbare Haß, mit dem bald darauf die Schweden in Brandenburg und Sachsen auftraten; und da auch die Mannszucht im schwedischen Heere seit dem Tode des Königs aus Rand und Band gegangen war, durfte man sich nicht wundern, daß es in Ausübung von Grausamkeiten die Kaiserlichen fast noch überbot. Aus jener Zeit stammt das Lied, ein Fluch auf den schwedischen Namen:

„Der Schwed' ist gekommen,
Hat Alles mitgenommen,
Hat die Fenster eingeschlagen,

„Bet', Kinder, bet',
Morgen kommt der Schwed',

Hat's Blei herausgegraben,
Hat Kugel gegossen
Und die Bauern niedergeschossen."

Morgen kommt der Oxenstern,
Der will euch Kinder beten lehr'n!"

Georg Wilhelm's Ausgang.

Bald nach dem Beitritt Georg Wilhelm's zum Prager Frieden rückten brandenburgische Hülfsvölker mit kaiserlichen vereint in Pommern ein. Die Schweden wurden Anfangs zurückgedrängt. Als sie aber Verstärkung aus der Heimat erhalten hatten, wandte sich das Kriegsglück. Die Schweden fegten Pommern von den Kaiserlichen und Brandenburgern rein, drangen ihnen nach und verübten in Brandenburg und Sachsen Grausamkeiten der unmenschlichsten Art. Fast ein Jahr lang wogte im Norden der Kampf hin und her, während im Süden Herzog Bernhard von Weimar den Kampf für die Sache der Schweden und Protestanten fortführte. Brandenburg litt unsäglich durch den Krieg. Heute brandschatzten die Kaiserlichen einen Ort, morgen die Schweden, und Diese wie Jene wollten immer nur haben, viel haben; zu den bisherigen Erpressungsmitteln traten bald neue.

Der alte Herzog Bogislav XIV. starb endlich im Jahre 1637, und den Verträgen gemäß war Georg Wilhelm berechtigt, Pommern als an Brandenburg gefallen zu betrachten. Die Schweden waren aber jetzt noch viel weniger gemeint, die Macht, die sie über Pommern gewonnen hatten, so ohne Weiteres aus der Hand zu geben. Als nun der Kurfürst nach Stettin die Aufforderung sandte, ihm Huldigung zu leisten, gerieth der schwedische Befehlshaber dermaßen in Harnisch, daß er dem Herolde das kurfürstliche Schreiben auf den Kopf nagelu und ihn dann aufhängen lassen wollte. Nur mit Mühe gelang es der Wittwe des verstorbenen Bogislav, dem armen Menschen das Leben zu retten.

Digitized by Google

Unter dem Eindrucke dieser Vorgänge schloß sich Georg Wilhelm um so entschiedener an den Kaiser Ferdinand III. an, den Nachfolger des in demselben Jahre verstorbenen zweiten Ferdinand. Der Kurfürst stellte 7000 Mann, und der Krieg begann wieder ernstlicher gegen die Schweden, die aus der Mark und aus Mecklenburg verdrängt wurden, sich aber in Pommern zu behaupten wußten. Im nächsten Jahre trafen neue Verstärkungen für das schwedische Heer ein, und nun mußten die Kaiserlichen wieder weichen.

Elend in der Mark. Der Rückzug derselben durch Brandenburg war grauenvoll, wiewol der Kurfürst mit dem Kaiser verbündet war. Alles wurde umwühlt, um verborgene Güter zu finden, selbst Gräber, und man scheute sich nicht, den Todten Kleider, Ringe und dergleichen abzunehmen. Der unmenschliche Sinn der Soldateska hatte eine neue Marter, den sogenannten „schwedischen Trunk", erfunden, um ihren Opfern das Geständniß abzupressen, wo noch Geld oder Geldeswerth verborgen sei: man goß den Unglücklichen Jauche in den Hals, bis der Leib zum Platzen voll war; Viele starben unter den Händen ihrer Peiniger; eine noch größere Menschenmenge, die in die Wälder geflüchtet, erlag dem Hunger. Es war so weit gekommen, daß ein schwedischer Befehlshaber es nicht mehr wagte, seinen Heerhaufen durch das Land zu führen, weil er fürchtete, seine Leute würden auf dem Durchzuge dem Hunger erliegen. „Ich würde euch" — so schrieb er nach Erfurt — „schon lange zu Hülfe gekommen sein, wenn nicht zwischen der Oder und der Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hund noch Katze, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten können. Durch solche Lande, die der Feind wegen Hungers und Jammers hat verlassen müssen, kann ich meine Armee nicht führen." —

Um das Uebel voll zu machen, bedrückten auch noch die brandenburgischen Truppen das Land auf das Empörendste, wie aus einem Bittschreiben der Bürgerschaft Berlins und Cölns ersichtlich ist, das man dem Kurprinzen überreichte. Folgendes ist der Inhalt desselben:

„Es sei bekannt, wie sehr das Land durch Freund und Feind entnervt und zur Wüste geworden sei, wie so viele Offiziere unterhalten würden, die herrlich lebten, ohne die Mannschaft zu haben, die sie wirklich haben sollten, und wofür sie den Sold in großen Summen zögen, indessen die Soldaten und Unteroffiziere sich erbärmlich behelfen müßten, fortliefen und verhungerten. Die Zügellosigkeit der kurfürstlichen Reiter wäre so groß, daß kein Pferd, keine Kuh, kein Ochse, kein Mensch vor denselben sicher sei, und daher der Ackerbau in den besten Gegenden nicht betrieben würde, noch betrieben werden könnte. Geschäfte und Nahrung hörten auf; Städte, Flecken und Dörfer ständen wüst, und auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dessenungeachtet würde die schwere und volle Kriegssteuer eingetrieben und durch militärischen Zwang erpreßt. Man habe in den Städten die Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge dem Bürger genommen und sie den Offizieren gegeben, welche doch von der Kriegssteuer frei wären, und solche dagegen Anderen aufgebürdet, wodurch dann die noch vorhandenen Bürger gedrungen worden, zu entlaufen. Berlin habe von 1637 an monatlich zum Unterhalte der kurfürstlichen Soldaten bald 3000, bald 2700, bald 1800, bald 2100 und gegenwärtig 1350 Thaler, Cöln aber nach Verhältniß seit zwei Jahren noch halbmal so viel zahlen müssen. Die Schweden hätten durch den Obersten von Debitz, nachdem die kurfürstlichen Obersten und Soldaten die vornehmsten Pässe zu Landsberg, Frankfurt, Fürstenwalde und auf der neuen Mühle ohne allen Widerstand in größter Unordnung verlassen, die Residenz überfallen, viele Leute arm gemacht. Ueberdies wären die hiesigen Kauf-, Handels- und Fuhrleute, als sie kürzlich von Leipzig zurückreisen wollten, geplündert worden und um Hab und Gut gekommen. Die Rathsdörfer lägen in Asche; die Rathsbeamten, die Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden; kurz die beiden Städte Berlin und Cöln wären durch Brand, Raub und Bedrückung in äußerste Armuth gerathen. Viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen; die Uebrigen seien im Begriffe, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und ins bittere Elend zu gehen."

Digitized by Google

So klagten die Städte Berlin und Cöln. Ringsum im Lande sah es noch übler aus. „Nachdem", heißt es in einer Eingabe des Preuzlauer Magistrats an den Kurfürsten, „wegen des unseligen Kriegswesens die Felder dieses Orts etliche Jahre feiern müssen, ist darauf eine so unerhörte Theuerung entstanden, daß die Leute nicht allein viel Jammer und Wehklagens treiben, ungewöhnliche Dinge, als Hunde, Katzen und, mit Erlaubniß zu melden, die krepirten Aeser auf den Gassen essen, sondern aus greulichem Hunger, sowol in der Stadt, als auf dem Lande, einander selbst anfallen, kochen, braten und verzehren." —

Die Fürstenschule zu Joachimsthal war verwüstet. In einer Aufforderung an die Stände heißt es: „Fast alle Schulen und Gymnasien in der Mark wären verwüstet und hörten seit langer Zeit weder eines Lehrers noch eines Schülers Stimme. Sie möchten erwägen, wie aus dem Untergange der Schulen der Untergang ganzer Königreiche und Fürstenthümer dergestalt erfolgt, daß nicht allein die Form der Regierung gänzlich umgestürzt und die vorige Herrschaft verändert, sondern auch Alles, in Polizei-, Gerichts- und Haushaltungssachen mit eitel Verwirrung und barbarischem Wesen erfüllt worden sei."

Doch war die Zeit nicht dazu angethan, an Herstellung jener Schulen zu denken. Die Stände erklärten sich mit dem Gesagten einverstanden, wollten aber mit Handanlegung bessere Zeiten erwarten, „weil die Kriegsflamme noch lichterloh brenne." —

Welch ein trübes Bild bietet das Leben des Kurfürsten Georg Wilhelm! — Eine einundzwanzigjährige Regierungszeit voller Schwankungen, voller Widersprüche, voller Entwürdigung für seine Person, voll Jammers und Elends für sein Volk! Edel von Gemüth, wäre er vielleicht in friedlichen Zeiten ein vortrefflicher Herrscher gewesen. Die Macht der von außen kommenden Ereignisse erdrückte ihn; ihm fehlte die nöthige Willensstärke, auszuharren, eine achtunggebietende Stellung von Anfang an einzunehmen und zu behaupten, oder — unterzugehen. Die Uebel, denen er durch Nachgiebigkeit zu entgehen hoffte, wälzten sich mit zehnfach verstärkter Macht auf sein Haupt und sein Volk. In tiefstem Herzeleid schloß er lebensmüde, nachdem er Schweres erlitten, am 30. November 1640 seine Augen.

Wieder befand sich das Land am Rande des Abgrundes. Und nun stand an des Fürsten Sarge sein einziger Sohn, der das zwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hatte.

Welche Erbschaft tritt dieser Sohn an! Wird er — Friedrich Wilhelm — in so jungen Jahren den Anforderungen gewachsen sein, welche die Zeitverhältnisse an ihn stellen?

Die Kriegsflamme „brennt ja noch lichterloh" im Lande; die Elemente, die sie aufgewühlt, sind noch in voller Thätigkeit; zu den religiösen Fragen, um derentwillen der blutige Streit begann, sind politische getreten, die fortwährend an Bedeutung gewinnen; das Ausland streckt seine Hände gierig nach Beute aus — Alles harrt der Entscheidung.

Bernhard von Sachsen-Weimar. Jene Behauptung wird eine verstärkte Rechtfertigung finden, wenn wir in Kürze des Herzogs Bernhard von Weimar Heldenlaufbahn, des nach dem Tode Gustav Adolf's hervorragendsten Heerführers auf evangelischer Seite, gedenken. Mit der ihm untergebenen Hälfte des schwedischen Heeres nahm er Bamberg, Hochstädt und Eichstädt, und es gelang ihm, nach der durchgesetzten Belehnung mit dem Herzogthum Franken die Mittel zu gewinnen, um die mißvergnügte Soldateska, die bis zur Empörung vorgegangen war, durch Auszahlung der Soldrückstände zu beschwichtigen. Mit neuem Vertrauen folgte ihm das jetzt 24,000 Mann starke Heer, als er den Plan faßte, am Oberrhein ein großes evangelisches Fürstenthum zu gründen, dessen Haupttheil das Elsaß bilden sollte. Im Einverständniß mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna wandte er sich an den allmächtigen Minister Ludwig's XIII., Kardinal Richelieu, um Beistand, und es kam zu einem förmlichen Vertrage mit Frankreich. Weder Bernhard noch Oxenstierna gaben jedoch infolge der Verbindung mit Frankreich irgend welche Rechte Deutschlands preis; es wurden in der Hauptsache Hülfsgelder begehrt; allerdings wurde Elsaß als „Unterpfand" bezeichnet, doch bestimmt, daß es mit der Rückzahlung des Geldes wieder ganz und voll zu Deutschland gehören solle. Immerhin war es ein Unglück für Deutschland, daß

Digitized by Google

ein solches Abkommen mit einer Macht getroffen ward, „die", wie Schiller in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sagt, „unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte, und, indem sie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen und inmitten der allgemeinen Verwirrung ihr Gebiet zu vergrößern."

Bernhard war nicht im Zweifel über die eigentlichen Absichten Frankreichs; aber er hielt sich für den Mann, zu günstiger Stunde die Fäden, mit denen man ihn etwa in der Stille umstrickte, zu zerreißen. Ein gefährliches Spiel! — Die erhaltenen Geldmittel hatten ihn in den Stand gesetzt, sein Heer zu verstärken. Er schritt nun zur Belagerung von Rheinfelden. Die Kaiserlichen, geführt von dem ausgezeichneten Reitergeneral Johann von Werth, rückten zum Entsatz herzu. Bernhard zog beim ersten Zusammenstoß den Kürzeren, aber schon drei Tage danach griff er seinen Gegner an und errang bei Rheinfelden einen vollständigen Sieg. Ebenso brachte er dem General Götz eine Niederlage bei. Als er Anstalt machte, sich der Festung Breisach zu bemächtigen, wandte sich Herzog Karl von Lothringen gegen ihn. Jedoch auch dieser vielgerühmte Heerführer wurde bei Thann (4. Oktober 1638) geschlagen und Breisach mußte kapituliren.

Jetzt trat zu Tage, in welcher Absicht Frankreich dem Herzoge Bernhard die Hülfsgelder gegeben hatte. Ein französischer Gesandter verlangte Ueberlassung der Festung Breisach an Frankreich. Bernhard wies diese Forderung zurück. Frankreich verlangte nun noch mehr: Abtretung aller Eroberungen, die der Herzog mittels jener Hülfsgelder bewirkt habe. Bernhard ward es nun vollends klar, daß er nichts als ein Werkzeug in der Hand Frankreichs habe sein sollen und daß er auch weiterhin als ein solches gelten solle. In Paris hieß es: Jetzt oder nie! Dort hielt man es für die größte Thorheit, Bernhard noch mächtiger werden zu lassen! Daß dies nicht geschehe — dafür gab es schon Mittel.

Bernhard seinerseits befestigte nun seinen Bund mit den Schweden. Sein Plan ging dahin, mit vereinter Macht dem Kaiser Ferdinand III. den Frieden zu diktiren und dann sich ungesäumt gegen Frankreich zu wenden, um diesem nach Gebühr Antwort auf sein vermessenes Verlangen, falls solches nicht ganz und voll zurückgenommen würde, zu geben. Da erkrankte der erst sechsunddreißig Jahre zählende Held plötzlich und starb vier Tage danach am 8. Juli 1639. Er selbst behauptete, Gift empfangen zu haben. Seine letzte Kraft hatte er dazu verwandt, testamentarisch zu bestimmen, daß die von ihm besetzten Länder deutsch verbleiben sollten, das von ihm geworbene Heer nur für Deutschland fechten dürfe.

Zehn Tage nach seinem Tode kamen jedoch Agenten aus Paris mit gefüllten Geldsäcken. Gold, „das schlimme Gift der Seelen", richtete neues schweres Unheil an. Nicht weniger als 200,000 Livres wurden dem Kommandanten von Breisach für Uebergabe der Festung an Frankreich geboten, an die Obersten des Heeres ergingen ähnliche Versuchungen. Das „Gift" that seine Wirkung: fast das ganze Heer Bernhard's trat in den Dienst Frankreichs, Breisach sowie das gesammte von Bernhard im Elsaß eroberte Gebiet wurde von Frankreich in Besitz genommen. Straßburg und Mülhausen widerstanden noch.

Frankreich hatte seinen Gewinn aus dem Kriege eingezogen. Fest stand der Entschluß in Paris, Deutschland nur unter der Bedingung wieder zum Frieden kommen zu lassen, wenn ihm der thatsächliche Besitz jenes von Bernhard eroberten Gebietes vertragsmäßig zugesichert werde. — Wir werden im Verfolg der Regierung Friedrich Wilhelm's sehen, durch welche Mittel Frankreich jenes Ziel erreichte.

Friedrich Wilhelm hatte seine Regierung über Brandenburg ein Jahr nach dem Tode Bernhard's angetreten. Ehe wir jedoch die Geschichte des Landes unter diesem Fürsten weiter verfolgen, ist es rathsam, einen Rückblick auf die durchwanderten letzten Jahrhunderte zu werfen, um über diejenigen Veränderungen im Kulturleben und in den Sitten unseres Volkes, die in den vorhergehenden Abschnitten gar nicht oder nicht genügend berührt worden sind, die rechte Vorstellung und dadurch das rechte Verständniß für das Nachfolgende zu gewinnen.

Digitized by Google

Kulturgeschichtliche Umschau.

Höfisches und bürgerliches Leben.

Die Fürstenhöfe. Im fünfzehnten Jahrhundert herrschte in Deutschland an den meisten Höfen noch Einfachheit in den Sitten. Wir hegen nicht selten ganz falsche Vorstellungen über das Leben und die Annehmlichkeiten in den fürstlichen Schlössern und ritterlichen Sitzen.

Eine Menge von den heute uns unentbehrlich dünkenden Nothwendigkeiten kannte man selbst in den besseren Zeiten des Mittelalters noch nicht. Von der Unbekanntschaft mit den Gabeln und anderen Tischgeräthen haben wir schon früher (S. 152) gesprochen. — Da wo unsere Fensteröffnungen blanke und glänzende Spiegelscheiben zeigen, befanden sich vielfach noch bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zur Abhaltung des unfreundlichen Wetters Läden oder statt der Glasfüllung mit Eiweiß getränktes Pergament. Denn die Glasfenster selbst waren bis zu dieser Zeit nur bei Kirchenfenstern und in Kapellen zur Anwendung gelangt, fast niemals aber in Privathäusern, höchst selten einmal bei fürstlichen Sitzen. Die mächtigen Kamine mit ihren weiten Schloten gestatteten bei ungünstigem Winde dem Rauch die Rückkehr in die Zimmer; die gemüthliche Wärme unser heutigen Stuben kannte man daher in den Burgen nicht. Man fror in den weiten Räumen mit ihren Fußböden von Steinplatten, Thonfliesen oder Marmor. Deswegen waren Teppiche und gewebte Tapeten viel mehr Bedürfniß als dies gegenwärtig der Fall ist, was der Weberei sehr zu statten gekommen ist. Allgemach kamen jedoch an den Fürstenhöfen größere Pracht und mehr Luxusgegenstände in Aufnahme. Namentlich suchte bei Gelegenheit der Reichstage ein Landesherr den andern durch Prachtentfaltung bei öffentlichen Aufzügen zu überbieten. Sahen sich doch mehrmals brandenburgische Fürsten veranlaßt, den Reichstagen fern zu bleiben, weil es ihnen an Mitteln gebrach, auf denselben der Sitte gemäß aufzutreten.

Mit diesem Wohlgefallen an Prunk und Aufwand nach außen mehrten sich im Laufe der Zeiten, wie man sich denken kann, auch die Ansprüche in Bezug auf stattlichere Einrichtung der inneren Wohnräume der Edelsitze und Schlösser, als die Kunstgewerbe zu höherer Blüte gediehen und der Wohlstand die Pflege des Schönen begünstigte.

Digitized by Google

Zur Anschaffung von Prachtgewändern, Schmucksachen und Zierrath, überhaupt für Gegenstände zur Schaustellung, wurden erstaunlich große Summen ausgegeben. Die an Fürstenhöfen gebräuchlichsten Kleiderstoffe waren sogenannter goldener und silberner Sammt (zu 5 bis 18 Goldgulden die Elle) sowie Atlas (goldene und silberne Stücke), ferner grau und weiß oder grau und schwarz schillernde Seidenzeuge, Zindel, Damast und dergleichen. Als Staatskleider galten die köstlichsten Pelzwerke von Zobel und Hermelin. Ebenso wurden auch für sogenannte Kleinode bedeutende Summen verausgabt. Sie bestanden in allerlei Schmucksachen, Halsbändern, Paternostern als Halsschmuck, Medaillen („Maydiglen"), goldenen Ketten und Gehängen, Kreuzen, Halsgehängen, Kopfschmuck, Armbändern und vorzüglich kostbaren Ringen. — Dagegen waren seidene Strümpfe noch eine große Seltenheit, ja es sind die gestrickten Strümpfe erst im siebzehnten Jahrhundert allgemein geworden.

Nicht allein die Fürstinnen, sondern auch die Fürsten trugen kostbare Schmuckgegenstände. Fürstliche Bräute empfingen bei Hochzeiten mit Kleinoden überaus reich gefüllte Schmuckkästchen. Johann Sigismund von Brandenburg schenkte seiner Braut Anna von Preußen ein solches Kästchen, dessen Inhalt einen Werth von 14,138 Mark hatte. Zur Ausstattung der Braut wurden unter Anderm eingekauft: 16 Stück glatter Sammt von schwarzer, scharlachrother und Pomeranzenfarbe, 3 Stück geblümter Sammt, Sammt auf Sammt, Sammt auf Atlasboden und Sammt-Caffa, 6 Stück Atlas von verschiedenen Farben, 80 Ellen glattgewobene Stücke silberweiß, gelb, violenbraun und grün, 50 Ellen Taletha mit Gold und Silber gestreift, 500 Ellen Silbervosament, 350 Ellen Silber- und Goldsteilwerk, allerlei schöne goldene und silberne Borten.

Die Familienfeste an den Höfen wurden mit dem größten Prunke gefeiert. Dabei gab es noch Ritterspiele (vgl. S. 120), die jedoch von ihrer Gefährlichkeit immer mehr verloren. Wie bedeutend die Verschwendung selbst an kleinen Höfen bei solchen Festen war, möge aus einem Beispiele erhellen. Als der Herzog Ulrich von Württemberg sich im Jahre 1511 vermählte, strömten 7000 Fremde herzu; es wurden zu ihrer Bewirthung 136 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet und 6000 Scheffel Früchte verbacken. Aus zwei Brunnenröhren sprang sechs Tage hinter einander rother und weißer Wein. Danach kann man ermessen, wie es an größeren Höfen, gar erst am Kaiserhofe zuging!

Trunksucht und Wohlleben. Was Wunder, wenn die sprüchwörtlich gewordene Trinkkraft der Deutschen noch ungeschwächt fortlebte. Viel Wein trinken können, galt für eine Tugend, in der man sich von früh auf üben müsse. Bei Gelegenheit der Wahl Winrich's von Kniprode zum Hochmeister des Deutschen Ordens (1551) mußte bei dem Ehrenmahle jeder Gast ein silbernes Becken, das mit dem Inhalte von acht Weinflaschen angefüllt war, auf einen Ansatz leeren. Einer der Gäste, Veit von Bassenheim, leerte sein Silberbecken dreimal hinter einander. Der Hochmeister bestellte ihn sofort zum Schloßhauptmann. Auf dem Reichstage zu Worms tranken sich mehrere Fürsten zu Tode, viele zu Schanden (vgl. Bd. 1).

Kurfürst August I. machte dem Sohne des Landgrafen von Hessen, den er aus der Taufe gehoben hatte, ein Jahr später „ein klein Käunlein" zum Pathengeschenk, „damit er damit allgemach lerne an Bänken gehen; sobald er aber mit göttlicher Verleihung älter und vermöglicher werde, solle er alsdann mit einem größeren Trinkgeschirr versehen werden, damit er dem Träuklein gleich dem Vater geneigt werden möge." — Die Angaben, welche wir über die Weinfluten erhalten, die durch vornehme Kehlen flossen, würden unglaublich erscheinen, wenn sie nicht von Trinkern oder ihren Familien selbst herrührten. Eine Gräfin Mansfeld nimmt in einem Briefe ihren Sohn gegen den Vorwurf der Unmäßigkeit in Schutz. „Wenn er Leute hat", schreibt sie, „so muß er etwa in einer Woche 5 Eimer haben, wenn er allein ist, 3 Eimer." Graf Mansfeld bezwang also täglich 35 unserer Rheinweinflaschen! — Dr. v. Weber theilt verschiedene Briefstellen mit, in denen Fürsten, die an einem Hofe zu Besuch gewesen, „für die alldort beigebrachten guten Räusche fleißigen Dank sagen." — Von einem guten Wirth wird verlangt, „voller als die Gäste zu sein".

Digitized by Google

— Bei dem Reichstage von 1559 forderte der Kaiser von den versammelten Reichsfürsten, daß sie sich während der Verhandlungen des Zutrinkens von ganzen und halben Humpen enthielten, und sie gaben ihm Handschlag darauf. Bei dem Reichstage von 1562 wurde diese Vorsichtsmaßregel versäumt; die Fürsten tranken nun unmäßig und spielten dazu sehr hoch. Herzog Albrecht von Bayern mußte das „Frankfurtische Drinklein" lange büßen und brach einen Brief mit den Worten ab: „Ich kann nicht mehr schreiben, so weh thut mir der Kopf, ich mein', es wolle mir das Hirn herausfallen." Fürst Hans Georg von Anhalt bittet einmal um Entschuldigung, „daß dieser Brief so bös und närrisch, denn ich den guten Rausch noch nicht los bin und mir die Hände so sehr zittern, daß ich die Hände kaum halten kann." Und das ging so fort. Wiewol damals Lessing's berühmter Ausspruch noch nicht bekannt sein konnte, so schien doch vornehmlich die studirende Jugend schon eine bestimmte Ahnung von des Denkers unwiderlegbarem Wahrworte: „Zuviel man kann wol trinken, doch trinkt man nie genug", gehabt zu haben. So gingen am Abend des 9. Februar 1611 die in Leipzig studirenden jungen Edelleute Antonius von Hochgräff, Hans von Storschedel, Hans von Bose und Veit von Knöbel sowie der Kaufmannssohn Georg Sieber in Herrmann Hutter's Weinkeller, der sich am Eck vom Thomasgäßchen und dem Markte befand. Hier tranken sie $26^1/_2$ Kannen Alicantwein und 4 Kannen Rheinfall und aßen 10 Bratwürste und viel grünen Lachs dazu. Beim Verlassen des Kellers befanden sie sich in einer so heiteren Stimmung, daß sie die eben am Keller vorbeimarschirende Scharwache angriffen, wobei es zu einer Schlägerei kam, die dem Antonius von Hochgräff das Leben kostete. Bevor sie in den Weinkeller gingen, hatten sie sich schon im Kollegienkeller in Torgau'schem Biere eine Güte gethan. — Leider dauert der garstige Hang zum Trinken und Raufen, der dem deutschen Namen nicht zur Ehre gereicht, bis zur Stunde fort.

Gerade die Reichstage gaben Veranlassung, die alte Sparsamkeit und Einfachheit in Vergessenheit zu bringen, namentlich beförderte Kaiser Karl V. Pracht, Völlerei und Ueppigkeit, was auch Joachim Friedrich von Brandenburg beklagte. Möge ein Speisezettel der Tafel Karl's V. hier eine Stelle finden: „1) Weinbeere und Maischmalz, 2) gebratene Eier, 3) Eierkuchen, 4) gedämpfte kleine Rüben, 5) gebackene Schnitten, 6) gedeckter Brei, 7) erhabenes Gebäck, 8) Erbsensuppe mit Mark, 9) Stockfische weiß in Salz gesotten, 10) blaue Karpfen, 11) gebackene Fische, 12) süße Hechte, 13) gestoßene Körner mit Mandeln, 14) Reiß und Mandelmilch, 15) Bratfische mit Kapern, 16) Fladen, 17) Birnen, Pfefferkuchen und Konfekt."

Narren und Zwerge dienten noch immer zur Kurzweil. Johann Sigismund hatte ein besonderes Wohlgefallen an heiterem Zeitvertreib, Musik und Schauspiel. Gelegentlich des Todes seines Zwerges, Berkun mit Namen — dessen Bildniß bei Hofe zu sehen sei — heißt es in der Berliner Chronik: der Kurfürst sei sehr betrübt gewesen, als sein Spaßmacher im fünfzehnten Lebensjahre verstorben sei. Dieser Berkun war eines braunschweigischen Bauern Sohn und nicht größer als zwei geometrische Schuhe, wohlgestaltet, außer daß er etliche Runzeln im Gesicht hatte, sonst von richtigen Gliedmaßen und verschmitztem Verstande, geschickt und höflich. Der Kurfürst hielt ihm etliche kleine Pferdchen; er ward aber zu Danzig von einem seiner Pferde abgeworfen, ohnerachtet er gut reiten konnte, und mußte darüber seinen Geist aufgeben. Er ward nach Cöln an der Spree geführt und auf des Kurfürsten Anordnung in der Schloßkirche gar feierlich begraben. — Gute Narren wurden, wie heutzutage Sänger und Schauspieler, zu Gastrollen verschrieben. Zwerge brauchten nicht gerade witzig zu sein, ihre Mißgestalt genügte zur Unterhaltung. Ein Zwerg des sächsischen Hofes, Antonius, scheint sich durch nichts ausgezeichnet zu haben, als durch eine ungeheure Nase, die der Kurfürstin Anna so merkwürdig vorkam, daß sie das Bildniß des Leibzwerges dem Hofe zu Kopenhagen sandte.

Fürstliche Apotheken. Die fürstlichen Frauen suchten im sechzehnten Jahrhundert an den meisten Fürstenhöfen noch eine Ehre darin, die Einkäufe für das Haus selbst zu besorgen, genaue Aufsicht über Küche und Keller, über die Vorraths- und Weißzeugkammer zu führen, mit einem Worte: gute Hausfrauen zu sein. Als mit den Apotheken auch der

Digitized by Google

Gebrauch gewiſſer Arzneimittel ſich verbreitete, übernahmen die Fürſtinnen nicht ſelten die Verwaltung der Heilmittelgewölbe oder Apotheken, die meiſt in der Nähe der fürſtlichen Sitze errichtet wurden. Wie wir wiſſen, reichte Katharina, die Gemahlin Joachim Friedrich's von Brandenburg, den Armen ſelber unentgeltlich hier Arzneien; ebenſo that dies mit Vorliebe Mutter Anna von Sachſen. Die Heilmittel jener Zeit waren freilich mitunter wunderlicher Art. Als beſonders heilbringend galten z. B. Klauen von Elenthieren, Einhorn, Bibergeil, Bernſtein oder ſogenannter Agtſtein, namentlich weißer. Auch wurden als äußerliche Heilmittel Ringe oder dergleichen von Elensklaue und Bernſtein getragen. Pulver von Elensklaue und Bernſtein galt namentlich als beſtes Vorbeugemittel gegen den Schlagfluß.

Fürſtliche Apotheke zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts.

In dem Schreiben eines Fürſten an den Herzog Albrecht von Preußen heißt es: „Wir bitten noch um etliche rechte Elensklauen (ſolche, die zwiſchen zwei Feſttagen der Maria von einem getödteten Elenthier genommen ſind), denn die große Krankheit iſt dieſes vergangene Jahr hierauß̈en ſehr umgegangen, damit, ob es heuer auch alſo geſchehen ſollte, wir den Leuten deſto beſſer damit helfen könnten; denn wir können der Elensklauen nicht alſo viel bekommen, als wir Bittens darum haben. Auch iſt unſere freundliche Bitte, dieweil uns Euer Liebden auch ein Rezept oder Kunſt ſchicken oder zu Wege bringen könnten, die dazu wäre, dem Schlag vorzukommen, ehe er einen rühret."

Man gebrauchte ferner vielfach Arzneimittel, deren weſentliche Beſtandtheile Gold, Edelſteine, Perlen und dergleichen waren, und von denen das Loth oft mit 10, 12 bis 16 Thalern bezahlt ward. Auf dieſe Art kam denn manchem Wohlhabenden eine Krankheit theuer genug zu ſtehen. So hoch freilich verſtieg ſich kein Deutſcher in ſeinen Ausgaben für Arzneien, wie es der Papſt Clemens VII. that. Dieſem verordneten ſeine Aerzte, als er im Jahre 1534 plötzlich ſchwer erkrankte, Pulver von Einhorn, Edelſteinen und Perlen, welche in wenigen Tagen zuſammen die Summe von 3000 Dukaten koſteten.

Innerhalb vierzehn Tagen nahm er an Perlen und Edelsteinen etwa für 40,000 Dukaten zu sich, und als er trotzdem doch starb, meinten die Aerzte, die Krankheit sei so schwer gewesen, „daß Gott ihn nur durch ein besonderes Mirakul hätte retten können.“ — Interessant für die Anschauungen der damaligen Zeit auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Heilkunde ist das Leben und Treiben des Leonhard Thurneißer am Hofe des Kurfürsten Johann Georg. Wiewol ein vielseitig gebildeter Gelehrter, war derselbe doch zugleich ein Charlatan und Schwindler.

Das Stellen des Bären. Ueberraschung während der Bärenjagd.

So interessant die Schicksale dieses Mannes, sein rasches Emporsteigen zu Ehren und Reichthümern und sein ebenso schneller und tiefer Fall sind, so würde es doch hier zu weit führen, wenn wir dabei länger verweilen wollten. Wir verweisen daher den Leser auf die lehrreiche Lektüre der Biographie Thurneißer's in Ad. Streckfuß' Werk: „Berlin seit 500 Jahren“. — Von der ärztlichen Kunst und ihrer Ausübung sprechen wir an einer andern Stelle.

Die hohe und niedere Jagd gehörte zu den Hauptvergnüglichkeiten der Fürsten und Vornehmen. Man bediente sich, auch nachdem das Feuergewehr schon in Gebrauch gekommen war, lange Zeit noch der Armbrust und des Spießes zur Erlegung des Wildes.

Der Wildreichthum war damals noch sehr groß. Im Harz und Thüringer Wald boten die vielen Niederungen und Verzweigungen des Gebirges dem Edelwild Schutz gegen die kalten Nordostwinde, und ein zum Theil üppiger Wiesenwuchs sowie der Ueberfluß an krystallhellem Wasser begünstigten den Hochwildstand. Nirgends fehlte es an feisten Hirschen, deren Geweihe sich kräftiger reckten, als in niederen, waldreichen Gegenden Deutschlands. Was heute nicht mehr so häufig vorkommt, war damals gar keine Seltenheit, nämlich Hirsche von 20 und mehr Enden, von denen manche über 500 Pfund an Gewicht erreicht haben sollen.

Infolge dieses Ueberflusses hatte das Hirschfleisch einen niederen Preis; selten wurde einmal das Pfund fetten Wildbratens höher als 2 Pfennige bezahlt. Oefters gab man Bratwildpret an öffentliche Anstalten und arme Leute unentgeltlich ab, oder warf es als Futter den zahlreichen Jagd- und Hetzhunden vor.

Noch war zu jener Zeit der Bär zahlreich vertreten, besonders auch in den genannten Gegenden, deren dichtere Waldregionen an die Urwälder Deutschlands erinnerten, und die der Sippe des Meisters Petz, die Reineken und Isegrimm Schlupfwinkel genug darboten. Von 1611—1653 wurden allein in Sachsen und der Grafschaft Schwarzburg 203 Bären erlegt, und vom Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen (1611—1653) wird erzählt, daß er für seine Person 3543 Wölfe und 200 Luchse gefällt habe.

Wenn die Menge erlegten Raubzeugs dem heutigen Geschlecht etwas unglaubhaft vorkommen könnte, so erscheinen diese Ziffern wol minder zweifelhaft, wenn man erfährt, wie heute noch die Wölfe der Ardennen und des Wasgenwaldes in den benachbarten Departements Frankreichs sowie in Lothringen und im Elsaß einen Schaden von jährlich zwei Millionen Francs verursachen.

Der Bär war auch außerhalb des Dickichts keine seltene Erscheinung. Nicht nur, daß gezähmte Bären vielfach zur Schau herumgeführt wurden, so hielt man dieselben auch in vielen Schlössern in sogenannten Bärengärten oder Bärenzwingern gefangen, und bediente sich ihrer zu dem grausamen Vergnügen der Bärenhatzen. Solch ein Schauspiel gab August der Starke noch im Jahre 1713 zum Besten, als er innerhalb weniger Tage drei große Bärenhatzen veranstaltete, wobei er sieben tüchtige Bären mit Hunden, ja selbst mit Keilern kämpfen ließ.

Bürger und Bauern, welche sich der Bären zu erwehren hatten, sahen dieselben nicht als Jagdthiere, sondern als Raubthiere an. Man fing den Räuber daher im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vielfach durch Netze, oder man jagte ihn, nachdem man auf die Bärenfährte gekommen, mit Hunden und stellte ihn endlich durch Hatzhunde. — In späterer Zeit erst ging man Meister Petz mittels des verbesserten Jagdgewehrs zu Leibe.

Auch Luchse und Wölfe gab's in Fülle, und denselben wurde um so eifriger nachgestellt, als die auf ihre Erlegung gesetzte Geldprämie gar manchen Jäger anlockte. Der Weidmann liebte es, sich ein Gütchen zu thun, und es gab der Jagderlös willkommene Veranlassung zu fröhlichem Gelage, wozu von dem glücklichen Schützen alle Jäger und Jagdgenossen der Umgegend eingeladen wurden.

In der Zeit, die wir ins Auge fassen, wurde auf das Erlegen eines Bären keineswegs der hohe Werth gelegt, wie es der Weidmann heutigen Tags wol thut, und so vermögen wir auch nicht zu sagen, welcher Schaden durch Meister Petz in den mitteldeutschen Gebirgsgegenden angerichtet worden ist. Zu den Uebelthaten, welche dem Bären zur Last fielen, gesellte sich der Verlust, welcher sowol vom Hochwild, als vorzüglich von den Wildschweinen herrührte (vergl. S. 118). Ueberhaupt stand letzteres Wild bei unseren Voreltern in kaum geringerer Achtung als Meister Petz. Wir lesen in alten Jagdgeschichten, daß ein angeschossenes Wildschwein viel mehr gefürchtet worden sei als ein verwundeter Bär.

Von dem zahlreichen Wildstand zu jener Zeit haben wir Ueberlieferungen erhalten durch eine Anzahl Forstorte, deren Namen vom Jagdwilde herrühren; beispielsweise erinnern im Schwarzburgischen Lande die Namen Bärenthal, Bärenberg, Bärenstein, Bärengrube, Bärenkopf, neben denen von Wolfshofen, Wolfenthal, Wolfsanger und weiterhin Luchshütte Luchsgrund u. s. w. an die Fülle des vormals vorhandenen Waldgethiers.

Selbst im protestantischen Norddeutschland pflegte der Weidmann mit Ehrfurcht und gutem Zutrauen den Schutzpatron der Jäger, St. Hubertus, anzurufen und von seinem Schutze das Gelingen eines gefährlicheren Jagdunternehmens zu erwarten. Mehr noch war es jedoch seine Jagdwaffe und seine sichere Hand, worauf er sich verließ. In Rücksicht auf die Büchse möchten wir einen Weidmann des siebzehnten Jahrhunderts vor uns sehen und seine Miene beobachten können, wenn man ihm statt der gewohnten Radschloßbüchse eine

Digitized by Google

Lafaucheux-Jagdwaffe der heutigen Zeit reichen würde! Der Weidmann zu jener Zeit bot überhaupt eine ganz andere Erscheinung dar als unsere heutigen Nimrode, die sich meist kaum von gewöhnlichen Menschenkindern zu unterscheiden pflegen. Unter Jo—ho—ha—holla, Hussa, Hussa! zog der Jagdherr mit seinem Förster und den Jägerburschen sowie anderen Weidmännern aus, und unter noch größerem Jubel, die Hüte und Mützen mit grünen Eichenbüschen geschmückt, kehrten die Jagdgenossen heim, oft jubelnd von den herbeigeeilten Insassen der Umgegend umringt, wenn die Art und Bedeutung der Jagdbeute die Neugierigen anzog und allgemeinere Aufmerksamkeit erregte.

Die Jagd auf Bären galt jahrhundertelang mit als vornehmstes Jagdvergnügen unter dem Adel und den Fürsten Deutschlands. Diese Art von Hochjagd wurde mit Hülfe von Bracken und Doggen stärkster Rasse, vornehmlich aber mittels der sogenannten „Saupacker" nach oft großartigen Vorbereitungen und vor hohen und niedrigen Zeugen ausgeübt.

Reiherbeize. Zeichnung von Albert Richter.

Guten Jagdhunden, die man in der Regel theuer bezahlte, wendete man damals weit größere Fürsorge zu als es heutigen Tags geschieht. An den fürstlichen Höfen wurden schwere Mengen derselben unterhalten, und auf Tüchtigkeit und Schönheit wurden ebenso große Stücke gelegt als auf die üblichen Jagdapparate, wie Garne, Netze, Fallen, Lockvögel ꝛc.

Um die Jagd in möglichst vielen Formen betreiben zu können, waren mit der Zeit Hunde aus allen Theilen der Erde aufgetrieben worden. Da gab es an den Höfen englische Doggen, Danziger Bärenbeißer, niederländische Bullenbeißer, Pirschhunde, Saurüden, Windspiele, polnische und deutsche Jagdhunde, Leithunde, Schweißhunde, Saufinder, Hühnerhunde, dänische Blendlinge, Wasserhunde, englische Hasenhunde, Otterhunde, Dachskriecher.

Die Hatzrüden, welcher sich der Weidmann jener Zeit nicht entrathen mochte, waren für die Unterthanen eine schwere Landplage. Man erzählt, daß zwei solcher von ihren Ketten losgekommener Hunde sich unter dem Thore eines Schafstalles hindurchgezwängt und unter den Hammeln eine ungeheure Niederlage angerichtet hatten; ihrer fünfzig waren theils todtgebissen, theils von der zu einer Masse zusammengedrückten Herde erstickt worden. Solche gefährliche Bestien wurden meist durch die Wasenmeistereien im Lande aufgezogen, und aus diesen Erziehungsinstituten gingen eben die wildesten und boshaftesten Hunde hervor, denen weder die Menschen noch die Thiere ohne Gefahr sich nähern durften.

Digitized by Google

Der hohe Adel, Ritter, Frauen und ihre Fräulein waren alle sammt und sonders vor- und nachmals dem Jagdvergnügen hold und gewärtig, und die Burgdamen ließen sich selbst nicht durch die Gefahren, die ihnen etwa beim Stellen des Bären drohen konnten, abschrecken, ihrer Liebhaberei obzuliegen. Versetzen wir uns in die ritterliche Zeit des Mittelalters und begleiten wir die schöne Jägerin auf vorstehendem Bilde zur Jagd, nämlich zur sogenannten „Reiherbeize“, wobei irgend ein Gefährniß nicht zu bestehen war.

Der See, dem entgegen sich der Jagdzug richtet, ist einer jener kleineren, einsamen Seen in den Marken, welche von dem Volke wegen des düstern Eindrucks, den sie, bei trübem Wetter oder im Zwielicht gesehen, auf das menschliche Gemüth machen, noch jetzt „Teufelsseen“ genannt werden. Seine Gewässer haben von dem Moorboden des Grundes eine dunkle, fast schwarze Farbe angenommen; die ihn umwallenden Höhen und Wälder scheiden nicht nur den stillen Ort von der übrigen Welt, sondern brechen auch die Gewalt der Stürme, und das Spiel der Lüfte vermag deshalb auch weniger den Wasserspiegel zu kräuseln, zumal hier ausgedehnte Schilffelder Schutz gewähren, dort die großen runden Blätter der weißen und gelben Seerosen in so dichter Menge auf der Oberfläche lagern, daß sie das Schwanken derselben hemmen. An vielen Stellen beugen sich die Bäume und Büsche des Uferrandes zum See hinab und strecken ihre dichtbelaubten Zweige wie schirmend über das Gewässer.

Aus solchem Buschwerk schwingt sich in diesem Augenblick hinter dem Gestein ein Reiher empor. Sobald dieser über der Lockspeise schwebt, wird dem Falken, der auf dem kostbar verzierten Handschuh der schönen Jägerin sitzt, die Haube (Kappe) abgenommen und derselbe losgelassen, nach der Jagdsprache „geworfen“. Der Verfolgte und der Verfolger erheben sich eine Zeit lang sichtbar in gerade aufsteigender Richtung aufwärts, höher, immer höher; denn der Falke kann seinen Angriff auf den Gegner, den er am Halse zu packen sucht, nur von der Höhe aus versuchen. So schweben die beiden Vögel empor, dem Auge der Nachblickenden immer kleiner erscheinend, als wollten sie im sonnigen Aether verschwinden. Endlich hat der Falke dem Feinde die Höhe abgewonnen, aber es ist kein Auge scharf genug, um zu erkennen, wie er lauernd weiter schwebt, den rechten Angriffspunkt erspähend, und wie ihm dagegen der Reiher mit großer Gewandtheit stets den spitzen Schnabel entgegenkehrt. Endlich erfolgt der Stoß — die Jäger brechen in lautes Freudengeschrei aus, als sie die beiden Kämpfer, gleichsam wie zu einem Körper verbunden, aus der Höhe herab mitten in den See stürzen sehen.

Bei der Falkenjagd kam nicht etwa die Eßbarkeit des Vogels, den man „beizen“ wollte, in Betracht, sondern die Ergötzlichkeit des Schauspiels. Hase, Rebhuhn und wilde Ente nannte man „Edelmannsspiel“; als „fürstliche“ Ergötzlichkeit galt die Beize des Reihers, der Krähe, Elster, welche Vögel nicht den geringsten Werth für die Küche haben. — Die besten Jagdfalken, die sehr theuer waren, kamen aus Preußen.

Wie läßt sich aber ein Raubvogel in solcher Weise zum Thierfänger abrichten? — Man zähmt ihn und lehrt ihn das Herabstoßen auf das Jagdgethier. Zu diesem Behufe verbindet man ihm die Augen, setzt ihn auf einen Reif, der in der Luft schwebt, und stößt denselben, so oft der Falke einschlafen will. Die während mehrerer Tage und Nächte erzwungene Schlaflosigkeit verdüstert das Thier und verwirrt sein Gedächtniß. Es vergißt den ehemaligen freien Zustand und wird nun dem Menschen, seinem Fütterer, unterthan. Bei der Dressur auf Haarwild wird zuerst eine ausgestopfte Puppe ihm vorgeführt. Die Augenhöhlen derselben werden mit Fleisch gefüllt und der Vogel gewöhnt, dieses herauszuhacken. Anfänglich geschieht dies, während das ausgestopfte Thier still steht, später dagegen, während dasselbe, auf Rädern gestellt, durch ein vorgespanntes Pferd in rasches Davonrennen versetzt wird. — Ist das Wild vom Falken, der ihm nach den Augen hackt, in die Nähe der Meute gebracht, so wird es flugs von den Hunden gepackt. — Meist entspinnt sich in der Luft ein Kampf auf Leben und Tod; der Angreifer kommt selten ohne arge Wunden davon und stürzt in der Regel bald todt nieder. Einem zweiten und dritten Falken geht's oft nicht besser; der letztere kehrt auf die Hand des Jägers zurück. Ein vierter siegt endlich.

Digitized by Google

Darin bestand die grausame Lust vornehmer Damen und großer Herren — auch ein zweckloses Thierquälen; denn die Reiher liefern kein schmackhaftes Vogelfleisch. An allen größeren und kleineren Fürstenhöfen und fast in allen Ritterburgen hielt man jedoch solche Falken und Falkenwärter (Falkoniere).

Der große Wildstand, welchen die Fürsten und der hohe Adel unterhielten, konnte der Landwirthschaft, die gleich nach der Reformation einen Aufschwung genommen hatte, nur nachtheilig sein. Der vielgeplagte Bauer mußte zusehen, wie sein Feld verwüstet wurde, und durfte keinen Spieß, kein Gewehr gegen das Wild erheben. Höchstens war es ihm gestattet, das Wild durch Geschrei oder vermittels einer Klapper, allenfalls auch mit einer Peitsche oder einem Knüttel zu verscheuchen. In Sachsen war es den Bauern verboten, ihre Felder gegen das Wild einzuzäunen. Der Bischof von Meißen erwarb seinen Unterthanen eine Aufhebung jenes Verbots, unter der Bedingung jedoch, die Zäune so einzurichten, daß sich kein Hirsch auf den Pfählen spießen könne. Später wurde das Einzäunen im ganzen Lande gestattet, aber unter noch lästigeren Bedingungen als jene. Die Unterthanen bekamen kein Wildschadengeld mehr und mußten in jeder Feldflur drei Wildgänge, 300 Ellen breit, freilassen, außerhalb der eingezäunten Felder einige Aecker mit gutem Samen für das Wild bestellen und alle Ziegen, wie auch alle Hunde, mit Ausnahme der Kettenhunde, abschaffen. Häuser wollte Kurfürst August längs der Wildbahn nicht dulden; wo sich Hirsche aufhielten, sollten Menschen nicht wohnen dürfen. Eine durchgreifende Maßregel, die unsere Zeit nur noch während des Belagerungszustandes kennt, ergriff der Kurfürst, als er den Unterthanen befahl, alle Büchsen, Armbrüste und sonstiges Geschoß, womit sie dem Wild Schaden zufügen könnten, abzuliefern, und als er den Schützenmeistern die Verfertigung von Kugel-Armbrüsten untersagte, „weil dadurch das Wild am meisten geschädigt werden könne." — Uebler noch erging es anderen Orten; grausame Strafen trafen Denjenigen schon, der ein Stück Wild tödtete. Herzog Ulrich von Württemberg, der, wie von uns erwähnt, seine Vermählung so verschwenderisch feierte, erließ 1517 den Befehl, jedem Wilderer die Augen auszustechen. Noch erbarmungsloser verfuhr ein geistlicher Herr, der 1537 den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg innehatte. Man liest, er habe einen Bauer, der auf seinem Acker einen Hirsch erlegt hatte, in die Haut dieses Thieres nähen und ihn dann von Hunden zerreißen lassen.

Der verkappte Falke auf der Hand der Edeldame.

Ach, „die alte, gute Zeit!" Je mehr man sie betrachtet, desto mehr dankt man Gott, daß sie vorüber ist! —

Wir werden bei Gelegenheit des königlichen Jagdfreundes Friedrich Wilhelm's I. von Preußen Ursache haben, seiner Meute von Parforcehunden und anderer Seltenheiten des Schlosses und Jagdparks von Wusterhausen zu gedenken; später auch noch des Aberglaubens der Jäger, wie des Glaubens an Kugel- und Stichfestigkeit, an die Unfehlbarkeit der Freikugeln, des Kugelsegens u. s. w. Erwähnung thun.

Der Adel. Auch in diesem Stande war die alte Einfachheit sichtlich gewichen. Scherr zeigt dies recht anschaulich in seiner Kulturgeschichte bei Gelegenheit der Vorführung des von Schomburg'schen Hauses. „Wir sehen da", heißt es in dem genannten Werke, „ein außerordentlich rasches Vorgehen von der Einfachheit zu Luxus und Prunk. Während der alte Schomburg von Silbergeschirr eine Kanne, ein halb Dutzend Becher, zwei Salzfässer und drittehalb Dutzend Löffel besaß, wog das Silbergeschirr seines Sohnes 632 Mark. Jener hatte an Schmuck zwei goldene Ketten und ein halbes Dutzend Ringe, dieser so viel Kleinodien, daß allein das Perlenverzeichniß zwei große Seiten füllte. Die Garderobe

Digitized by Google

von jenem bestand meist aus Wollenkleidern, einigen Seidenwämmsern und Sammthosen, dieser konnte 22 vollständige Staatsanzüge aufweisen, ferner eine Menge Hüte mit kostbarem Federschmuck, seidene Strümpfe, Schuhe mit Bandrosen, gestickte Handschuhe und Degengehenke. Der bescheidene Stall das Alten erweiterte sich beim Jungen zu einem vollständigen Marstall. Der Vater hatte in einfach getäfelten Stuben mit grünen Vorhängen und Holzstühlen gewohnt, der Sohn stattete seine Zimmer mit seidenen oder vergoldeten Ledertapeten und gepolsterten Sammtsesseln aus. Die Bücherei des Vaters hatte eine Bibel, Luther's und Melanchthon's Postillen, einen verdeutschten Livius, einige Chroniken und ein Turnierbuch, im Ganzen 19 Bände umfaßt; die des Sohnes enthielt französische Uebersetzungen alter Klassiker, kriegswissenschaftliche Werke und dergleichen mehr."

Im Allgemeinen jedoch sehen wir den Adel ärmer werden und an Geltung verlieren, wogegen die fürstliche Macht, seit sie begonnen, sich auf den Bürgerstand zu stützen, gewachsen war. Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie namentlich seit der Erfindung der Feuerwaffe und der dadurch bedingten Veränderung der Kriegsführung der Adel, ehemals fast die einzige Stütze des Fürsten in Kriegen, fortgesetzt an Bedeutung verloren hatte. Endlich kam es dahin, daß die Adeligen statt des persönlichen Dienstes, den der Fürst von ihnen begehrte, Geld hingaben, wofür Söldner geworben wurden. Immer merklicher trat das Streben des Adels hervor, an den Fürstenhöfen eine Rolle zu spielen und die Offiziersstellen in den Heeren der Fürsten für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Kutschen. Inzwischen waren auch die Kutschen mehr in Gebrauch gekommen, was jedoch kriegerisch gesinnten Fürsten so übel gefiel, daß sie dem Adel den Gebrauch derselben verboten. Höchst bezeichnend in vielfacher Hinsicht ist eine denselben Gegenstand betreffende Verordnung des Herzogs Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1588, in welcher es u. A. heißt: „— — wir haben mit Schmerzen und höchstem Verdruß befunden, daß solche rühmliche, tapfere und männliche nützliche Richtung und Reiterei in unsern Fürstenthumen, Graf- und Herrschaften nicht allein merklich abgenommen, sondern auch fast gefallen (wie ohne Zweifel auch andre Kur- und Fürsten bei ihrer Ritterschaft dergleichen erfahren), und solches fürnehmlich dahero verursacht, daß sich fast alle unsere Lehnsleute, Diener und Verwandten, ohne Unterschied jung und alt, auf Faullenzen und Kutschfahren zu begeben unterstanden, also daß ihrer wenig mit guten, wohlstaffirten reisigen Pferden und wohlerfahrenen, versuchten, wegkundigen Knechten und Jungen versehen; wann wir nun demselben länger nicht zusehen können, sondern die alte, uns von unsern Vorfahren angestammte und aufgeerbte Reiterei wiederum so viel an uns herführ zu bringen gemeinet, als wollen und befehlen wie hiermit allen und jeden obgemeldeten unsern Lehnsleuten, Dienern und Verwandten, weß Würden und Standes die seien, in Gnaden ernstlich, daß ihr und ein Jeder unsrer Angehörigen mit so viel reisigen Pferden, als er vermöge seiner Lehen und Verwandniß uns zu dienen schuldig und pflichtig, jederzeit in guter Bereitschaft sitze, wohl versuchte, geübte, erfahrene, wegkundige Knechte bei sich habe, desgleichen so viel wie möglich mit blanker, stählener Rüstung und gestäbelten Satteln, daran zwei Feuer-Rohr mit Eisenblech-Laden und schmalen Anschlägen oder mit andern dergleichen Rüstungen bei uns auf Erfordern sich einstellen könne. Wir wollen auch obgemeldete unsere Lehnsleute, Diener und Verwandten hiermit bescheiden, wenn sie ihre Lehen empfahen, oder sonst an unserm Hof zu schaffen haben werden, daß sie alsdann nicht mit Kutschen, sondern auf ihren reisigen Pferden erscheinen und ankommen." — Befehle und auch Warnungen dieser Art vermochten indeß nicht, die Sitte des Fahrens wieder zu verdrängen; ja sie verbreitete sich weiter, ohne indeß so nachtheilig zu wirken, als einzelne ritterliche Männer es befürchteten.

Leider begann der Adel früh schon, Paris als die „hohe Schule der Bildung" zu betrachten, „auf der die jungen Bären glatt geleckt werden müßten." Das rauhe Fell verloren die Junker freilich dort, jedoch auch in der Regel deutsche Zucht und Ehrbarkeit. Kehrten sie dann zurück an den heimischen Herd, so sahen sie hochmüthig auf die Sitten

Digitized by Google

ihres Landes, verdarben sie, statt Volksthümliches zu pflegen, ja sprachen lieber ein elendes Französisch, als daß sie sich bemüht hätten, sich in ihrer Muttersprache geläufig auszudrücken. So kam das Franzosenthum nach Deutschland, und die französische Sprache wurde allgemach zur Hofsprache erhoben. Als der Winterkönig 1613 mit seiner Braut in Heidelberg einzog, wurden Beide von Kindern in französischer Sprache begrüßt!

Wackere Männer begannen gegen diese Unsitte zu kämpfen. Moscherosch rief seinen Landsleuten zu: „O ihr unvernünftigen Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Thier ist es doch, das dem andern zu Gefallen seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zu Liebe miauen hören?

Kutschengefährt des Landadels im siebzehnten Jahrhundert.

Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein deutsches festes Gemüth und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwol wollet ihr, unverständiger als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Pfui dich der Schand!“ Ein Anderer suchte dem Vorwurfe zu begegnen, als sei die deutsche Sprache gemein, bildungslos. „Kann die deutsche Sprache“, sagte er, „schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, güteln, kürmeln, lachen.“

Es bildeten sich sogar Gesellschaften, um dem einreißenden Franzosenthum durch Pflege der Muttersprache und der heimischen Sitte entgegen zu wirken. Doch sollte es größeren Geistern in späteren Zeiten vorbehalten bleiben, durch Werke der Wissenschaft und der Dichtkunst den Werth der Muttersprache zur Anerkennung zu bringen. Vorläufig wuchs das Uebel der Ausläuderei.

Deutsche und italienische Bauweise. Der Bürgerstand hatte sich seit den Kreuzzügen fortgesetzt durch den Handel bereichern können und wetteiferte an Pracht und Aufwand mit dem Adel, ja er überholte denselben bereits. Was wir an älteren Bauwerken in den deutschen Städten bewundern, hat uns ja fast allein der Bürgerreichthum des Mittel-

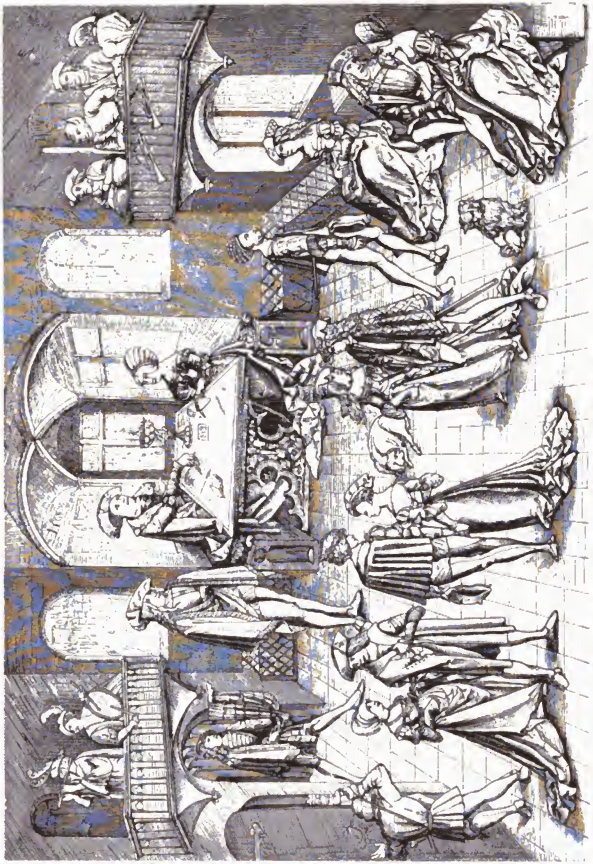
alters hinterlassen (vergl. S. 67 ff.). Allen Städten voran leuchtete Augsburg, und hier waren es unter den Kaufherren die Fugger, in deren Häusern sich das deutsche Bürgerthum auf der Höhe seiner gesellschaftlichen Geltung zeigte. Die Fugger sahen Fürsten und Herren oft als Gäste in ihren Häusern.

Ein Zeitgenosse, der bei diesen Kaufherren gastliche Aufnahme fand, hat uns (aus dem Jahre 1531) folgende Schilderung hinterlassen: „Welch ein Pracht ist nicht in Anton Fugger's Hause auf dem Weinmarkte. Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläuftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinet des Herrn sagen, welches sowol wegen des vergoldeten Gebälks als der übrigen Zierrathen das allerschönste ist. Es stößt daran eine dem heiligen Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holz sehr künstlich gemacht sind. Alles aber zieren fürtreffliche Malereien von außen und innen. Raymund Fugger's Haus in der Kleesattlergasse ist gleichfalls königlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind. Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Theile des Hauses. Mir gefielen die französischen Königsgärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir ins Haus heraufgegangen, beobachten wir sehr breite Stuben, weitläuftige Säle und Zimmer. Alle Thüren gehen auf einander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, so viele und große Denkmäler des Alterthums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehr bei einem Manne finden."

Aehnliche Häuser, wenn auch nicht von so großartigem Eindruck, waren während der Blütezeit der deutschen Renaissance und des deutschen Bürgerstandes in den meisten größeren deutschen Städten entstanden. Der großen Mehrzahl derselben fehlte es nicht an jener anheimelnden Traulichkeit und Bequemlichkeit, welche so charakteristisch für den behaglichen Sinn des Deutschen sind, daß derselbe sie nicht gern missen möchte. Verursachen die Bauwerke der deutschen Renaissance nun auch nicht den Vollgenuß der Befriedigung, den die Schöpfungen der italienischen Bauweise in demselben Zeitalter hervorrufen, so entsprechen sie doch um so gewisser dem Behagen unserer Voreltern. Trotz dem idealen Gepräge, das uns in den italienischen Prachtbauten des sechzehnten Jahrhunderts entgegentritt, erscheinen auch uns bei weitem weniger wohnlich — im Sinne jener deutschen Gemüthlichkeit — die hohen Gemächer mit ihren mächtig großen Fenstern und ihren luftigen, der Witterung so sehr preisgegebenen Altanen, im Gegensatz zu den deutschen Prachthäusern derselben Periode. Noch jetzt weilt unser Blick mit Wohlgefallen auf ihren traulich-anmuthigen Erkern, dem reichen und mannichfaltigen Hausrath, dem Zimmerschmuck, den Trinkgefäßen, den so eigenthümlich aufgebauten Oefen ꝛc. Eine Menge Werke des gewerblichen Kunstfleißes jener Zeit zeugt von der Ebenbürtigkeit des deutschen Kunstfleißes im Vergleiche zu den Leistungen unserer Nachbarn. Aus jener Epoche rühren eine Menge noch jetzt bewunderter Geräthe, ebenso eine große Anzahl von Bildnereien her, z. B. jenes Prachtwerk in der Stiftskirche zu Aschaffenburg, die sehenswerthe Kanzel, die Trinkkanne Karl's V., die Rüstung König Heinrich's II., ein Meisterwerk der deutschen Waffenschmiedekunst; und was in Bezug auf Prachtbauten hervorgebracht wurde, das sehen wir in den Schlössern zu Heidelberg, Mainz, Aschaffenburg ꝛc., von der Menge bemerkenswerther Backsteinbauten im nördlichen Deutschland ganz zu geschwiegen. An diesen Merkmalen steigenden Wohlstandes und Wohlgefallens an Dem, was das Leben verschönert, fehlte es weder im Süden noch im Norden unserer Heimat. Dieses fröhliche Gedeihen hörte auf mit Schrecken, als der unselige Dreißigjährige Krieg seine Feuerschwingen über unser Vaterland ausbreitete.

Digitized by Google

Meiſterſinger. Der Geiſt, der die Innungen und Zünfte belebte (vergl. Bd. 1), tritt uns auch in dem dichtenden Bürgerthum entgegen, ſagt Otto von Leixner in ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur. Die Meiſterſinger im fünfzehnten und im ſechzehnten



Patriziergeſellſchaft im ſechzehnten Jahrhundert. Nach dem Kupferſtiche vom Meiſter W. 3.

Jahrhundert gehörten dem Handwerkerſtande an; ihre Anſchauungen verſtiegen ſich daher auch nicht über die nüchterne Verſtändigkeit. Wie die Handwerker bei Ausübung ihres Gewerbes den Ueberlieferungen getreu blieben, ſo übten ſie auch die Dichtkunſt, für die im

Zeitalter der Reformation eine neue Blütezeit angebrochen war, vornehmlich vom praktischen Standpunkt aus. Sie erblickten im Gesang ein Mittel ehrbarer Unterhaltung, die Kräftigung des christlichen Gefühls und sittlichen Lebens; einen Eigenwillen, eine eigenartige Phantasie durfte kein Mitglied der schulmäßigen Ausübung „des Dichtens“ haben. Wie schülerhaft auch die Kunst geübt wurde, wie sehr ihren Pflegern eine höhere Anschauung vom Wesen der Poesie mangelte, so lag doch in dem ganzen Treiben ein idealer Zug; die deutsche Innerlichkeit, der Hang zum gemüthvollen Stilleben fand gerade in den Städten die sicherste Stätte der Pflege, seit er aus Klöstern und Burgen verbannt war. Der Gesang, welcher das ganze Mittelalter hindurch gepflegt worden war, bot sich als einfachster Ausdruck der Empfindung. Schon während des Verfalls der Minnedichtung waren bürgerliche Sänger hervorgetreten und hatten in den Städten lebhaften Anklang gefunden. Es ist sicher, daß schon früh im vierzehnten Jahrhundert „Singschulen“ — „Meistergesangsschulen“ — bestanden haben, doch liegen die ersten Anfänge derselben noch im Dunkel.

In den Schulen selbst hatten sich bereits frühzeitig sagenhafte Ueberlieferungen vom Ursprung der Meistersinger gebildet. Erinnerungen an die Namen berühmter Minnedichter verwoben sich mit der Vorstellung, als seien die Träger derselben zugleich Stifter der Singschulen der Meistersinger. Historische Wahrheit ist bei solchen Sagenbildungen nicht zu suchen und nicht zu verlangen; — weit zurück in das Dunkel der Vergangenheit, bis zu Kaiser Otto's I. Zeit, setzten die Ueberlieferungen die Begründung des Meistergesanges.

Die verschiedenen Nachrichten über die ältesten Gründer stimmen mit einander nicht ganz überein, weder in der Zahl noch in dem Namen; ganz übereinstimmend werden aber Frauenlob und Walther von der Vogelweide genannt. Die Singschulen verbreiteten sich schnell über Mittel- und Süddeutschland und wurden besonders im Süden ein Mittelpunkt für die verschiedenen Zünfte. Sehr bald entwickelten sich fest bestimmte Satzungen, welche nicht nur den gesellschaftlichen Verkehr der Mitglieder, die Grade derselben, sondern auch die Art des Dichtens besonderen Regeln unterwarfen. Der Inbegriff dieser Regeln, welche sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrten, war die „Tabulatur“. Die älteste derselben reicht nur bis 1493 zurück, von den späteren sind uns umfangreichere von Görlitz (veröffentlicht 1572), von Ulm (1599), von Memmingen (1660) u. s. w. erhalten.

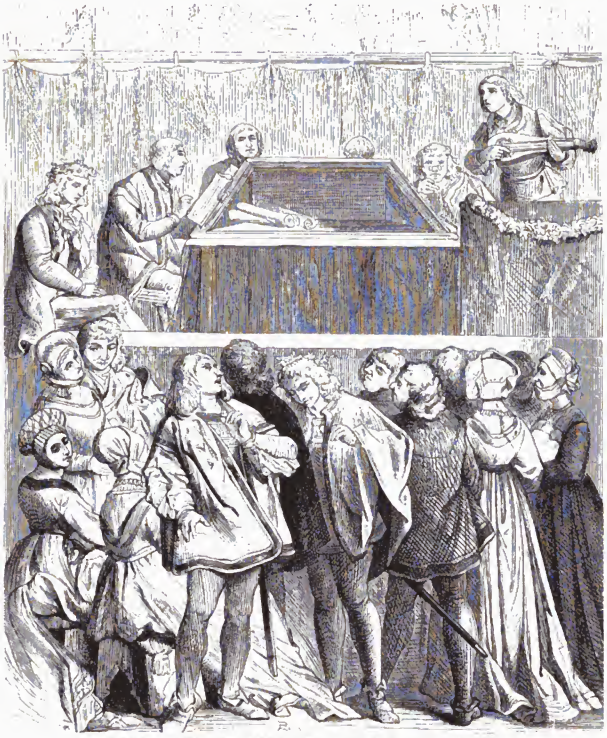
Bei den gewöhnlichen Versammlungen, welche meist an Sonn- und Feiertagen stattfanden, wurde auch „gesungen“, aber nicht immer „Singeschule“ abgehalten. Wenn eine solche von dem Vorsteher der Genossenschaft angesetzt war, so mußte der jüngste „Meister“ dieselbe bei allen Anderen „ansagen“. Diese „Singeschule“ fand meistens in Kirchen statt.

Nur gewichtige Gründe entschuldigten das Ausbleiben eines Mitgliedes. Nach der Mittagspredigt versammelte man sich im Dom, wo schon Alles vorbereitet war, der „Singestuhl“ und ein Gerüste mit Tischen und Bänken, mit Vorhängen umkleidet, welche die Vorgänge oben neugierigen Blicken entzogen; dieses Gerüst war das Gemerke. Die Schule wird mit dem „Freisingen“ eröffnet, an welchem Jeder, auch Mitglieder fremder Singschulen, Theil nehmen können. Doch werden dabei keine Fehler „gemerkt“, noch Preise ausgetheilt, bestimmt war nur, daß die Gesänge entweder der heiligen Schrift entnommen, oder wenn das nicht, doch ehrbar und sittig sein müssen. Indessen haben die Merker, meist vier, auf ihrem Gerüste Platz genommen: der Erste hat vor sich die Bibel — in späterer Zeit meist nach Luther's Uebersetzung; er hat Acht, ob das Lied auch mit der Schrift übereinstimmt; der Zweite muß darauf sehen, ob es den Gesetzen der Tabulatur gemäß sei, und die Fehler mit Kreide auf einer Tafel verzeichnen; der Dritte prüft die Reinheit der Reime, der Letzte die Richtigkeit des Tones, die Gleichheit der Stollen und Abgesänge.

Eröffnet wird das „Hauptsingen“ durch einen Chorgesang aller Meister; darauf setzt sich der erste Sänger auf den „Singestuhl“, und der älteste Meister sagt: „Fangt an!“ Mit größter Genauigkeit walten die Richter ihres Amtes; — es ist nicht leicht, denn die „Tabulatur“ enthält eine unendliche Menge von Bestimmungen.

Digitized by Google

„Schüler“ hieß Derjenige, welcher die Tabulatur noch nicht völlig beherrſchte; „Schulfreund“, wer den Inhalt und die Regeln derſelben vollſtändig ſich zu eigen gemacht; „Singer“ war Der, welcher eine Anzahl von Tönen auswendig und vortragen konnte; wer nach fremder Weiſe eigene Lieder verfaßte, ward „Dichter“, Derjenige, welcher ſelber Töne erfand, ward „Meiſter“ genannt. — In Nürnberg gelangte die Singſchule zu hoher Blüte, und der Meiſtergeſang ward ein hoch bedeutendes Kulturelement für den Ausgang des Mittelalters.



Singſchule der Nürnberger Meiſterſinger. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Namen Neſtler, Volz werden unter den Förderern des Meiſtergeſanges ſchon im fünfzehnten Jahrhundert genannt; die Blütezeit dieſes Aufſtrebens im Bürgerthum aber knüpft ſich an den Namen des Nürnberger Volksdichters Hans Sachs.

Spruchſprecher. Neben den Meiſterſängern (vergl. auch noch Bd. 1 S. 124 ff.) und den wandernden Sängern gab es in den Städten noch Dichter von Handwerk, die ſogen.

„Spruchsprecher", welche sich übrigens auch vielfach an Höfen aufhielten und erst in späteren Zeiten verschwanden.

Während des sechzehnten Jahrhunderts scheinen sie mit großer Vorliebe die Schärfe ihrer Einfälle gegen die Geistlichkeit wie gegen die Schwächen und Laster anderer Stände gerichtet zu haben, denn auf dem Reichstag von Augsburg im Jahre 1548 wurde unter die Polizeiordnung als 25. Artikel aufgenommen: „Nachdem auch mancherley leichtfertig Volk befunden, die sich auf Singen und Sprüch geben und darin den geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten, und zu beyden Seiten gefasset; sind sie bey den Geistlichen, singen sie von den Weltlichen und hinwiedernmb bey den Weltlichen von den Geistlichen, welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereichet: ist unser ernstlich Befehl und Meynung, wo sie betreten, daß sie von der Obrigkeit gestraft werden sollen. Doch wollen wir diejenigen, so Meistergesang singen, hierin ausgeschlossen haben."

Schönbartläufer. Nach den Originalen der alten Schönbartbücher.

Aus dem Zeitraum dieser Verfügung hat sich ein solcher Spruchsprecher und Pritschenmeister Namens Wilhelm Weber bei dem niederen Volke in Franken bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts im Gedächtniß lebendig erhalten. Die Spruchsprecher waren noch in vielen Städten Deutschlands bis zum Anfang unseres Jahrhunderts, in Breslau unter dem Namen „Quarkpoeten", beliebt.

Sie trugen meist wie die ihnen ähnlichen „Pritschenmeister" ein besonderes Gewand und schwenkten einen mit Schellen und Bändern geschmückten Stab, wenn sie bei bürgerlichen Festlichkeiten ihre Sprüchlein hersagten. Eine Gattung derselben hieß „Priamel". Das Wort wird meist als ein verderbtes „Präambulum" erklärt, weil gewöhnlich in einer Reihe von Zeilen verschiedene Sätze ohne sichtbare Verbindung aneinander gereiht werden und meist erst durch den Schluß der Sinn offenbar wird, wie z. B.

Müßige Hand — und leicht erworb'nes Gut,
und schönes Gewand — die drei machen großen Uebermuth.

Digitized by Google

Die Spruchsprecher beschränkten sich nicht nur auf diese kurzen Priameln, sondern trugen auch längere, schwankartige Erzählungen oder scherzhafte Reimspiele vor. So kommen schon im vierzehnten Jahrhundert Gedichte vor, in welchen sich das Unsinnigste zusammengebracht findet, um dadurch eine komische Wirkung zu erzielen. Eins derselben beginnt:

„Nun höret, welch ein Thor ich bin,
ich trinke immer guten Wein
für heilig Weihewasser,
vom Baden wird man nasser ꝛc."

Die Fastnachtszeit hat besonders am Rhein und im Süden Deutschlands „manchen Narren" gemacht. Denn im Mittelalter war die Vorliebe für Mummereien in allen Ständen weit verbreitet; doch ließ man im Grunde während des ganzen Jahres keine Gelegenheit vorübergehen, um sich irgendwie auszutollen. Das war viel leichter in „der guten alten Zeit", da man den Ausbruch der tollsten, oft rohen Lebenslust mit anderen Augen ansah als wir. Dies beweisen am klarsten Gebräuche innerhalb der Kirche, wie das sogenannte in verschiedenen Theilen Deutschlands übliche „Ostergelächter". Um die Laien für die lange Fastenzeit — vom Aschermittwoch an bis zum Charsonnabend — zu entschädigen, hielten die Geistlichen Predigten, in welchen sie allerhand oft sehr derbe Possen erzählten, um das Volk zu belustigen.

Wandernde Sänger und fahrende Schüler.

Im 13. und 14. Jahrhundert waren im Süden Deutschlands um die Weihnachtszeit Narrenfeste im Schwang. Da durften die jungen Kleriker und Schüler der geistlichen Anstalten in ungebundener Freiheit ausschweifen. Einer von ihnen wurde im Gewande eines Bischofs von den Uebrigen unter Gesängen und Geschrei durch die Gassen geführt; die Schar war beritten und bewaffnet. Bürger und Volk schloß sich dem Zuge an, der sich nach einer Klosterkirche bewegte. In derselben erreichte der Unfug mit Possen und Saufen seinen Höhepunkt.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn in der Fastnacht das Treiben oft in Wüstheit ausartete. Einen großen Ruf genoß das sogenannte Nürnberger „Schönbartlaufen", eine Art von Maskenscherz, welcher ursprünglich nur von der Innung der Fleischer in Scene gesetzt wurde. Allmählich wurde es aber Mode unter den jungen Patriziern, einem Metzger das Recht der Theilnahme für 10 bis 20 Gulden abzukaufen. Im dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts verbanden sich mit dem Feste Maskenzüge mit nicht selten bissigen Anspielungen. Diese sowol wie die mit dem Laufen verbundenen Gelage und Ausschweifungen verursachten im Jahre 1539 das Verbot des beliebten Gebrauches.

Digitized by Google

Die ersten Theater. Die Liebhaberei von Hoch und Niedrig für theatralische Schau- und Spektakelspiele ist uralt. Von den kirchlichen Darstellungen ist an einer andern Stelle die Rede gewesen; hier sei der ersten dramatischen Aufführungen am Hofe des Kurfürsten Sigismund gedacht. — Daß englische Schauspieler und Musiker schon ziemlich früh im sechzehnten Jahrhundert nach dem Festlande gekommen sind, ist sicher. Die Letzteren waren besonders an Höfen beliebt. Ihre Ausbreitung nach Deutschland erfolgte von den Niederlanden aus. Schon im Oktober 1586 wanderten von Dänemark, der Heimat der Kurfürstin Anna von Sachsen, aus fünf englische „Instrumentisten" nach Sachsen und traten in den Dienst Christian's I. Die meisten dieser englischen Musiker waren aber nicht nur Darsteller und Instrumentisten, sondern auch Jongleurs und Springer, was aus verschiedenen Schriftstücken, wie Reisepässen, Anstellungsdekreten u. s. w. hervorgeht.

Die Truppen der Höfe von Kassel und Braunschweig zogen schon 1595 bis nach Prag; 1597 findet man englische Komödianten in Frankfurt a. M., 1602 in Ulm, 1608 sogar in Graz in Steiermark. Bedeutende Künstler können es kaum gewesen sein, weil solche wol in England bessere Stellungen gefunden hätten; aber gewiß besaßen sie eine Technik des Spiels, welche den deutschen Gelegenheitskomödianten eben so abgehen mußte wie den „fahrenden Leuten", die hier und dort mit ihren Vorstellungen Geld zu erringen suchten.

„Die Frage, wie die deutschen Handwerker und andere Bürger", berichtet Leixner, „wie die Schüler der Gymnasien Theater gespielt haben, ist schwer zu beantworten. Doch kann man wenigstens versuchen, eine Andeutung darüber zu geben. Der deutsche Bürger ist noch heute ziemlich hölzern in seinen Bewegungen; er dürfte damals, wenn auch naiver, doch schwerlich gewandter gewesen sein. Die Trachten der Zeit unterstützten mehr eine gewisse ruhige Würde, als die Lebendigkeit der Bewegungen; der Raum, auf welchem man spielte, war meistens ziemlich beschränkt; — die Fastnachtsspiele wurden gewöhnlich in Privathäusern aufgeführt, die größeren Spiele zwar auf Gerüsten, aber da die Darsteller nicht abzutreten pflegten, war auch hier der Raum begrenzt. Dies Alles gestattet die Annahme, daß die Darstellungsweise unbeholfen, mehr andeutend als ausführend war, die Bewegungen sich auf gewisse eckige Gesten beschränkt haben mögen. Noch mehr unterstützt wird diese Vermuthung durch den Charakter der dramatischen Poesie der Zeit. Um Darstellung der Leidenschaften in ihrer Steigerung ist es keinem der Dichter zu thun, weil sie das Stoffliche zu sehr interessirt. Dazu tritt die allegorische Schwerfälligkeit, welche die meisten Gestalten der ernsten Stücke an sich tragen, so daß sie mehr als Verkündiger gewisser Anschauungen erscheinen. Man kann annehmen, daß die Darsteller jener deutschen Spiele mehr Erzähler als lebensvolle Spieler waren und die Stimmung des Augenblicks hauptsächlich durch übertriebene Bewegungen der Arme wiederzugeben versuchten. Die Zuschauer verlangten nichts mehr, denn sie hatten für die Schauspielkunst eben so wenig wie für das Stück einen ästhetischen Maßstab, sondern waren ganz von dem Vergnügen am Stofflichen gefesselt. Selbst bei den übermüthigen Fastnachtsspielen waren ihnen der komische Inhalt, der derbe, saftige Scherz, die Hauptsache. — Eben so wenig läßt sich annehmen, daß die Darsteller der Schulkomödien in irgend einer Weise künstlerisch zu wirken suchten, ja überhaupt die Fähigkeit dazu besaßen. Die Verfasser der Schuldramen waren zumeist trockene Pedanten, deren Gefühlswelt zu eingeengt war, als daß sie im Stande gewesen wären, lebensfähige Gestalten zu schaffen.

Es ist deshalb ganz begreiflich, daß die ersten englischen Schauspieler eine bedeutende Wirkung ausübten. Damals blühte in England das Drama, Shakespeare stand in der Vollkraft seines Schaffens, und man besaß dort bereits stehende Bühnen. Durch große Aufgaben geschult, waren die Schauspieler im Stande, der Leidenschaft vollen Ausdruck zu verleihen und die Geberde dem Worte anzupassen. Im Allgemeinen wird das auch von den Schauspielern gelten, welche nach Deutschland kamen. Wir wissen, daß sie sich bei ihren Darstellungen meist der englischen Sprache bedienten, was vor Allem bei den Hoftruppen nicht befremden kann, weil die Beziehungen zu dem England der Elisabeth ziemlich

Digitized by Google

verbreitete waren und die Fürſten wie der Adel ihre Söhne eben ſo oft nach London wie nach Paris ſandten, damit dieſelben dort feinere Umgangsformen lernen ſollten. Sehr bald aber trat das Deutſche in den Vordergrund, je häufiger niederländiſche wie deutſche Darſteller ſich den Engländern anſchloſſen und die Art ihrer Darſtellung ſich zu eigen machten, ſo daß zuletzt auch die deutſchen Truppen den Namen „engliſche Komödianten“ fortführten.

Der Narr, welcher ſo viel und ſo oft in der deutſchen Literatur der vorhergehenden Jahrhunderte benutzt worden iſt und ſchon in den kirchlichen Spielen als Teufel ſeine Bedeutung ſelbſt erkannte, iſt nicht durch die Engländer erſt in das deutſche Drama gekommen. Als „Hans Worſt“, „Fritz Knopf“, „Kunz Flegel“ ꝛc. hatte er das Bürgerrecht ſchon gewonnen aber er war, da es keine eigentliche Schauſpielkunſt gab, noch nicht eine Bühnenfigur geworden, welche durch beſtimmte Tracht ſich hervorgethan ſowie gewiſſe wiederkehrende Scherze ſich erlaubt hätte, gleich dem engliſchen Clown. Aber er genoß gleich den Hofnarren große Freiheit.

Vorſtellung einer Komödie am Hofe des Kurfürſten Sigismund (um 1600). Zeichnung von Ludw. Burger.

Unter Sigismund, dem Vater Georg Wilhelm's, hatte der Hof einen Schauſpieldirektor, Junker Hans Stockfiſch, unterhalten, gewöhnlich der „engliſche Junker“ genannt, deſſen Gehalt 220 Thaler nebſt freier Station betrug. Er war zugleich Bühnendichter, und noch im Jahre 1618 führte er mit ſeiner Truppe das von ihm ſelbſt verfaßte höchſt abgeſchmackte Theaterſtück „Amantes amentes“ auf, „d. i. ein ſehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe“, oder zu deutſch: von der Löffelei. Alles nach Art und Weiſe der jetzt anzutreffenden Venus-Soldaten, auf gut ſächſiſch gereimt und vorher ſchon viermal durchgeſehen und agirt; mit einem ſchönen Nachſpiel von Priamus und Thisbe aus dem Poeten Ovidio.“

Bei Schulfeierlichkeiten wurden von den älteren „Schulgeſellen“ (Schülern) ebenfalls Bühnenſtücke aufgeführt, die in der Regel von Schulmännern verfaßt worden waren Eines derſelben erſchien 1618 in Berlin in der Buchdruckerei von Weiß und führte den Titel: „Heliogabalus, ein Teufel neuerer Art, wie ſelbiger unſern Magdeburg das Herz

zweier Handwerksburschen bestricket und einen davon jämmerlich umgebracht hat; der zweite ist ihm aber durch Bekehrung entrissen. Ein schön Spiel für Christen und Reisende."

Doch schon bald nach Ausbruch des Krieges hörten die theatralischen Vorstellungen und musikalischen Unterhaltungen am Hofe gänzlich auf. Georg Wilhelm entließ die von seinem Vater angestellten Schauspieler, Musiker und Kunstreiter. Auch in der Stadt wollte er Vergnügungen dieser Art nun nicht mehr dulden. Als der Magistrat 1623 einer englischen Kunstreitergesellschaft gestattet hatte, öffentliche Vorstellungen zu geben, empfing er strengen Verweis vom Kurfürsten. Im Jahre 1629 wurden auch die Aufführungen von Schulkomödien untersagt. Anfang und Schluß des kurfürstlichen Schreibens (vom 16. Juli), wodurch jenes Verbot erfolgt, sind höchst bezeichnend für die Stimmung der damaligen Zeit. Es heißt hier:

„Wie viel wallen frommer Christen herumb, die zu vornhin genug hatten, und haben itzo des lieben truckenen brotes nicht satt; wissen auch ihres elendes und jammers kein Ziell noch maasse. Wer aber an dieselben gedenket, bei deme wird die Lust, den Afferien, so bei den Comödien fürlauffen, zuzusehen, gar leichtlich vergessen.

„Ihr wisset, das es wegen der dysenterien auch andern ansteckenden Krankheiten hierinnen noch gar nicht richtig, wenn nun ein Regiment recht bestellt ist, da verhütet der magistraat aufs allerbeste, das die leute nicht zusammenlauffen. Ihr aber kehret es gerade umb, und ob die leute sich sonsten nicht zu hauffen zu sammeln begehrten, müßt Ihr sie dazu durch das unzeitige äffische Comödien spielen, gleichsam aufmuntern und auffrischen ....

„Wir aber tragen durchaus ein ungefallen hierob, und wir Euch vor kurtzen Jaaren, durch ein rescript, da eben auch die ewige Schnelgesellen, mit dergleichen Comödien spiell fürwitzig angezogen kommen wolten, solches umb der trübseligen Zeiten willen ganz abezustellen, anbefohlen, deme auch zu der Zeit (wie Ihr den schuldig seid) gehorsamet wurde, also wollen wir solch verbott hiermit abermaln und zwar noch mit mehrem ernst, renovirt und erneuet haben, mit der ausdrücklichen verwarnung, das wir keinesweges, also darüber hinzustreichen bedacht, ob dergleichen hochschädliche übertrettung fürbas fürgehen sollte.

„Die Zeiten seynd seithero nicht besser, sondern ärger worden, lassen sich auch noch von Tage zu Tage immer schlimmer an, mag derowegen auch des verbotts halber keine veränderung fürgehen, sondern es ist vielmehr über demselben steif und Veste zu halten."

Gasthäuser und Garküchen. Daß der Leser sich die deutschen Städte nicht überfüllt denken darf mit Fugger'schen Haushaltungen, kann wol vorausgesetzt werden. Die Mehrzahl der Hauswesen, des niedern Bürgerstandes zumal, bot vielmehr, wenn auch die Leute ihr gutes Auskommen hatten, einen nichts weniger als freundlichen Anblick dar.

Ein sprechendes Bild des Lebens und Treibens jener Zeit gewährt uns die Schilderung der deutschen Gasthäuser von Erasmus, in der Verdeutschung von Rudhart. — Hier ist sie: „Bei der Ankunft in einem Gasthause grüßt Niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmuzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange vor dem Hause geschrieen hast, steckt endlich irgend Einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus, gleich einer Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommersonnenwende. Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so begreifst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt ein Knecht den Stall und auch den freilich gar nicht bequemen Platz für dein Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adelige, aufbehalten. Wenn du etwas tadelst oder irgend eine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: „Ist es dir nicht recht, so such dir ein anderes Gasthaus." Heu wird in den Städten ungern oder sparsam gereicht und fast eben so theuer als der Hafer selbst verkauft. Ist das Pferd besorgt, so begiebst du dich, wie du bist, in

Digitized by Google

die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmuz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen oder Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor; sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so sauber, daß du dich nach einem andern Wasser umsehen mußt, um die vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um vier Uhr Nachmittags an, so wirst du doch nicht vor neun Uhr speisen, nicht selten erst um zehn Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie Alle sehen, damit auch Allen dieselbe Bedienung zutheil werde.

Unterhaltungen in der Herberge.

„So kommen in denselben geheizten Raum häufig achtzig oder neunzig Gäste zusammen, Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde, Kranke. Hier kämmt sich der Eine das Haupthaar, dort wischt sich ein Anderer den Schweiß ab, ein Dritter reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel. Jedem stößt der Knoblauch auf; kurz es ist ein Wirrwarr der Sprachen und der Personen wie beim Thurm zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind aller Augen auf ihn dergestalt gerichtet, als sei er irgend eine Art neuen aus Afrika hergebrachten Gethiers; und selbst nachdem sie am Tische Platz genommen, setzen sie den Fremdling mit nach dem Rücken zugekehrtem Antlitz und das Essen vergessend beständig mit unverrückten Augen an. Etwas inzwischen zu begehren, geht nicht an. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschornem Haupthaar, grämlicher Miene und schmuzigem Gewande herein, läßt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen, und den Ofen desto stärker heizen, je

Digitized by Google

mehr er gegenwärtig sieht, wenngleich die Sonne durch ihre Hitze lästig wird, denn es bildet bei ihnen (den Deutschen) einen vorzüglichen Punkt guter Bewirthung, wenn Alle vom Schweiße triefen. Oeffnet nun Einer, ungewöhnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man sogleich: „Zugemacht!“ Antwortest du: „ich kann's vor Hitze nicht aushalten“, so heißt es: „Such' dir ein anderes Gasthaus!“ Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn zu viele Menschen, zumal wenn die Poren geöffnet sind, ein und denselben Qualm einathmen, in solcher Luft speisen und mehrere Stunden darin verweilen müssen. Von dem stinkenden Athem giebt es Viele, die an heimlichen Krankheiten, wie z. B. der so häufig vorkommenden spanischen oder französischen Krätze, leiden, von der man sagen kann, sie sei allen Nationen gemein. Von solchen Kranken droht größere Gefahr, als von Aussätzigen. Der bärtige Diener kommt wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt, denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, zwischen Herren und Dienern. Sobald sich Alle an den Tisch gesetzt, erscheint wieder der sauer sehende Alte und zählt nochmals seine Gesellschaft ab und setzt dann vor jeden Einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, was sich Jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen kochen, reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgendwer das Essen begehrt. Endlich wird der Wein, von bedeutender Säure, aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gast ein, für sein Geld nun eine andere Weinsorte von anderswoher zu ersuchen, so thut man Anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehrer umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: „In diesem Gasthofe sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert; steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus.“ Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen und zeigen auch häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brotstücke mit Fleischbrühe, oder, ist es ein Fast- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüsen übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pökelfleisch oder eingesalzenem Fisch. Wieder eine Musart, hierauf festere Speise, bis dem wohl bezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmacke vorgesetzt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben, und diese, glaube ich, wird nach der Wasseruhr bemessen. Endlich erscheint der bewußte Bärtige, oder gar der Gastwirth selbst, welch Letzterer sich am wenigsten von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch etwas besserer Wein hergebracht. Es ist zum Verwundern, welches Schreien und Lärmen sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner versteht den Andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult, und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und ihr Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch Getöse machen, daß die Stube den Einsturz droht und Keiner den Andern hört. Und doch glauben sie so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, bis in die tiefe Nacht sitzen zu bleiben. Ist endlich der Käse abgetragen, der ihnen nur schmackhaft erscheint, wenn er stinkt und von Würmern wimmelt, so tritt wieder jener Bärtige auf, mit der Speisetafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und trüben Gesichtes, wie Charon. Die das Geschreibe kennen, legen, und zwar Einer nach dem Andern, ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich Diejenigen, die gezahlt haben, und rechnet im Stillen nach; fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über

Digitized by Google

eine ungerechte Zeche; wer es thäte, der würde alsbald hören müssen: „Was bist du für ein Bursche? Du zahlst um nichts mehr als die Andern!“ Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bette zu gehen, so heißt es: „er solle warten, bis die Uebrigen sich niederlegen.“ Dann wird Jedem sein Nest gezeigt, und das ist weiter nichts, als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden.“

Unter solchen Umständen suchte sich Jeder, der irgend die Mittel dazu hatte und sich von solch' rohem Treiben abgestoßen fühlte, einem längeren Aufenthalt im Wirthshause zu entziehen. Bei der im höherem Grade als heute noch geübten Gastfreundschaft bot sich dazu auch meist Gelegenheit, denn der Fremde, den sein Auftreten als den besseren Gesellschaftskreisen angehörig kennzeichnete, fand überall Speise und Trank und eine Lagerstätte für die Nacht. Die einzige Gegenleistung, die man dafür von dem Gaste erwartete, war dann Mittheilung von Neuigkeiten; man freute sich der dadurch in die Eintönigkeit des Alltagslebens gebrachten willkommenen Abwechselung und lauschte andächtig den Berichten über Krieg und Frieden im Reich und in den Nachbarländern, über seltsame Ereignisse und über die Gefahren der Reise. Gleichwol aber veranlaßte dieser Mangel an guten oder auch nur erträglichen Gasthäusern den begüterten Landadel, sich neben seinem Herrschaftssitz auch in der Landeshauptstadt ein eigenes Haus einzurichten, um nicht bei längerm Aufenthalt in derselben den gewohnten Bequemlichkeiten entsagen zu müssen. Auch bei dem märkischen Adel scheint dieser Gebrauch bald Nachahmung gefunden zu haben, denn in einem im Jahre 1581 ertheilten Freihausprivilegium erklärte Kurfürst Johann Georg, daß die Prälaten und Stände des Kurfürstenthums, um nicht gezwungen zu sein, in „gemeinen Herbergen“ zu liegen, sich eigene Häuser in Berlin angeschafft hätten. Das, was wir heute ein „Restaurant“ nennen, also eine Garküche, in der Speise und Trank den Fremden verabreicht, aber kein Nachtlager gewährt wird, kam erst ziemlich spät in Aufnahme, als der bedeutende Fremdenverkehr die Eröffnung solcher Garküchen zur Nothwendigkeit machte. Um ihre Einführung zu erleichtern, ertheilte z. B. der Rath von Berlin diesen Garküchen besondere Privilegien, überließ ihnen unentgeldlich geeignete Räumlichkeiten und gewährte ihnen sogar Steuerfreiheit für wöchentlich einen Ochsen. — Die Unsitte des „Betrinkens“ muß im Hause und außerhalb desselben fortgesetzt mit Erfolg geübt worden sein, da der Deutsche wegen seiner durstigen Kehle im Auslande mehr noch als früher von dieser Seite angesehen wurde.

Von „den unehrlichen und fahrenden Leuten“, sowie über die anhaftende sogenannte „Unehrlichkeit“, von der sich der Handwerker und Zunftgenosse eifrig fern hielt, ist auf S. 232 und 234 die Rede gewesen. Wenn heute ein sich täglich plagender Handwerker von seinen bemittelten Standesgenossen aus den „guten Tagen“ des Mittelalters hört, dann wünscht er sich jene Zeit zurück. Er meint, daß der Handwerkerstand in seinem überwiegenden Theile meist in bei weitem größerer Wohlhabenheit gelebt habe. Dies fand jedoch keineswegs statt; vielmehr war die Zahl der armen Handwerker und überhaupt der Armen und Nothleidenden zu jener Zeit verhältnißmäßig weit größer als heutigen Tags. Dies und andere Umstände bewirkten, daß auch in den Städten die Zahl der Armen sehr groß war.

Die unteren Volksklassen. Da man zu jener Zeit Armen- und Krankenhäuser fast gar nicht oder doch nur an sehr wenigen Orten kannte, so fiel vornehmlich den Klöstern, und in der Mark vorzugsweise dem Cisterzienserorden die große und schwierige Aufgabe zu, den Bedürftigen und Erwerbsunfähigen nach Möglichkeit unter die Arme zu greifen. Das geschah auch noch, als die Entartung des Klosterwesens immer größere Fortschritte machte. Nun entwickelte sich erst recht in der Mehrzahl der Ordensglieder das Streben, den innern Verfall durch äußere Werkthätigkeit zu decken.

Von den sich steigernden Einnahmen gab man einen Theil den Armen. Da aber bei den Wohlthätigkeitsbezeigungen nicht mit Weisheit und Liebe verfahren ward, so konnte es nicht fehlen, daß selbst das Geben Unheil hervorrief. Im sechzehnten Jahrhundert betrug

Digitized by Google

die Zahl der Armen, die täglich in dem Hause des Deutschen Ordens zu Marburg Almosen empfingen, 800 bis 1000 und darüber. Man zog die Faulheit förmlich groß, denn man gab in der Regel ohne irgendwelche Theilnahme für die Empfangenden, ohne sich um die Verhältnisse derselben zu kümmern. Die Tausende von Klöstern erzogen außerhalb ihrer Mauern Hunderttausende von Faulenzern, die ihre Zeit meist mit Ausübung von Bubenstücken verbrachten.

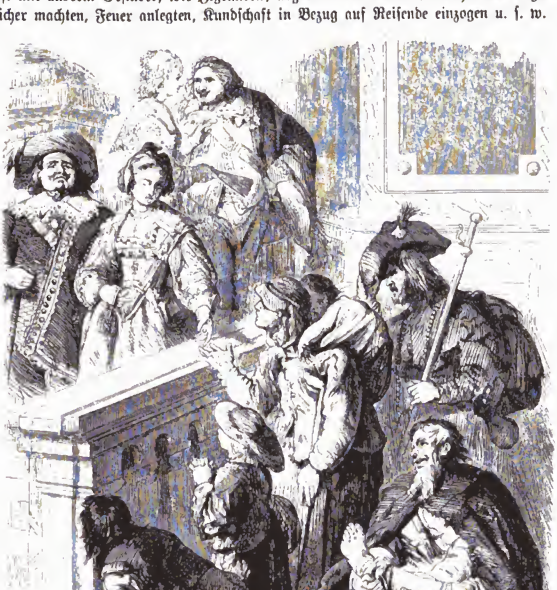
Mit lebendigen Farben schildert ein deutscher Fürst des sechzehnten Jahrhunderts in Folgendem die Zustände seiner Zeit: „An Strafen, Thürmen, Blocken, Bußen, Kanzelschelten und Kirchenbann hat es nie gemangelt, aber dies Alles hat nicht gefruchtet, noch die Laster in Abgang gebracht, weil die Hauptwurzel, der schädliche und schändliche Müßiggang mit seinen Schwestern, der Wollust und Unzucht, nicht hinweggenommen ist. Denn auf den Werktagen gehen noch jetzt die Handwerksmeister und die Gesellen von ihrem Handwerk, laufen haufenweise den Kindtaufen, Hochzeiten und Weinkäufen ungeladen zu, oder, wo sie das nicht haben können, Morgens zur Branntweinsuppe, Nachmittags zum Bierleben in den Trinkstuben; während dieser Zeit muß der Käufer auf den Verkäufer (Handwerker) acht und noch mehr Tage warten, bis derselbe sich wohl ausgezecht hat, und nachher die bestellte Waare so theuer bezahlen, als es dem wohlbegossenen Verkäufer gefällig ist. Daher die Vertheuerung der Waaren. Denn da der Handwerksmann nicht für sein Haus und seine Kinder, sondern für seinen Magen sorgt, seine Münze an nasse Waare legt und, wenn er das Maul nicht mit Wein waschen kann, fremde Biere, Brühen und dergleichen verlangt, an Sonntagen und Feiertagen auf Rechnung der ganze Woche Zeche hält, während die Gesellen, welche an den Werktagen nicht so oft als der Meister spazieren gehen dürfen, ihr Wochenlöhnchen so wacker in Bier herumschwemmen, daß sie Montags nicht einen Heller mehr im Beutel haben, auf den Marktplätzen müßig gehen, die Fensterglaser ansehen, lotterbübisches Geschwätz und Bärenhäuterspiele anfangen, welche weder zum bürgerlichen Leben noch zur Kriegskunst dienlich sind, als: Kugelschießen, Kegelschieben, Lustbälle und dergleichen Lumpereien, darüber so oft Mord, Diebstahl und andere Bubenstücke entstehen. Eine Ursache der Arbeitsscheu der Meisten liegt darin, daß sie nicht mit billiger Gewalt zur Arbeit und zur Befolgung des Gebots: „Sechs Tage sollst du arbeiten und im Schweiße deines Angesichts dein Brot essen", angehalten werden, und weil sie sich nicht schenen, Sonntags statt in die Kirche zu gehen, das, was sie in der Woche versäumt, nachzuholen. Eine Ursache des Müßigganges an den Feiertagen liegt darin, daß der große Hause, der ungelehrt, ohne Lust an Büchern und Lesen der heiligen Schrift, sich nicht zu Hause nützlich zu beschäftigen weiß, außer dem Hause nur unnütze Würfel- und Kartenspieler oder Schwätzer trifft, oder die ihm mit bösem Beispiel vorangehenden Beamte". — Und weiter sagt derselbe Fürst: „Wenn allenthalben die müßigen Stunden mit nützlichen, ehrlichen Dingen angewendet würden, so würden auch die Werke der Wollust, der Wein- und Bierschlauch, des Leibes Ueppigkeit, das Sacramentiren und Elementiren, Katzbalgerei, Schlägereianrichten, Gassiren und Gassatengehen sammt anderem bachanalischen Wesen zum Lande hinauswandern und Lust und Gedanken daran vergehen."

Nothstand und Bettel. Wie übel es den „armen Leuten", vornehmlich auch den Bauern erging, ist schon erwähnt worden. Die Bauernkriege hatten den Druck, der auf den Bauern lastete, noch verschärft. Die Forderungen an sie von Seiten der Grundherren waren gesteigert, ihre Lasten in manchen Gegenden verdoppelt worden. Was wollten sie gegen den Grundherrn machen, der Kläger, Richter und Urtheilsvollstrecker in einer Person war? Es sind Fälle vorgekommen, daß man nach Zerstückelung eines Hofes in vier, fünf und mehr Theile von jedem derselben den ganzen, vollen Frohndienst forderte. Erst mit dem Wachsen der fürstlichen Landeshoheit sollte eine bessere Zeit für „die armen Leute" anheben. — Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß der Bettel in jener Zeit in viel größerem Umfange betrieben wurde, als heutzutage. Außer den Ortsarmen der Städte

Digitized by Google

und Dörfer gab es eine noch weit größere Zahl von Besitzlosen, die, von Ort zu Ort wandernd, theils durch das „Fechten“, theils durch Raub, Diebstahl oder Betrügereien sich ernährten.

Was halfen die auf Ausweisung lautenden Gesetze gegen diese wimmelnden Schwärme? Eine Landesherrschaft jagte sie der andern zu, wodurch das Gesindel in allerlei Listen und Verbrechen nur geübter ward. Solche Schwärme umfaßten oft Tausende, die in Gemeinschaft mit anderm Gesindel, wie Zigeunern, abgedankten Soldaten, weithin die Gegenden unsicher machten, Feuer anlegten, Kundschaft in Bezug auf Reisende einzogen u. s. w.



Bettler zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Zeichnung von Ludwig Burger.

Ueberall wohl bekannt, wurden von ihm die frechsten Räubereien sogar in der nächsten Nähe volkreicher Städte verübt. Es sind viele Verordnungen gegen die Bettlerscharen erhalten. Die in der That herrschende Noth zwang dazu, den Brotlosen geradezu Bettelprivilegien zu ertheilen. In Berlin ward den damit ausgestatteten Krüppeln und Greisen zu ihrem Ausweise eine Marke von Blech oder Zinn mit dem Berliner Stadtwappen und der Aufschrift „Gebet den Armen“ unter der Verpflichtung, solche am Hute zu tragen, verabfolgt.

Digitized by Google

Des fremden Gesindels suchte man sich zu entledigen, so gut man mit ihm fertig werden konnte Aber das hielt schwer. Es drang überall in die Häuser ein, und wo man nicht gutwillig und reichlich gab, da wurde zur Gewalt geschritten. Jedes Haus, in dem ein Tauf- oder ein Hochzeitsfest stattfand, ward von einer Schar von Bettlern umlagert, die ein förmliches Recht auf Almosen in Anspruch nahmen. Eine Verordnung nennt die Bettler „herrenlose und garbende Knechte, Zigeuner, Mordbrenner, reislaufende Burschen, loses Gesindel, Spitz- und Lotterbuben". In einer norddeutschen Verordnung heißt es: „weder mit guten noch mit drohenden Worten lasse sich das Gesindel abweisen; ungescheut, gleich als ob alle Ordnung im Reiche aufgehoben sei, durchzöge es Städte und Dörfer und fordere und ertrotze von den Unterthanen Lebensmittel, wie Gänse, Würste, Brot, Speck, Hühner, Eier und dergleichen; allenthalben plündere dies Gesindel und nehme mit, was ihm in den Häusern zusage."

Bei Sebastian Brand finden wir folgende Schilderung der Bettler jener Zeit: „Viele, wiewol noch jung und stark und zur Arbeit tüchtig, bettelten und lernten auch schon frühe ihre Kinder dazu an. Damit nun die Kinder recht schrieen und heulten, bräche man ihnen wol ein Glied oder ätze sie, um an ihnen Geschwüre oder Beulen zu erzeugen. Der Eine gehe, so lange er beobachtet werde, auf Krücken, laufe aber ohne sie, sobald er allein sei; ein Anderer werfe sich vor den Leuten hin und wende und krümme sich, als ob er Krämpfe habe; wieder Andere schlichen gekrümmt und gebückt oder bedeckten sich mit Wunden und Geschwüren, oder liehen und raubten einen Haufen Kinder zusammen und durchzögen damit das Land."

In solcher Umgebung wuchsen nun Kinder auf, bei denen von Erziehung so wenig die Rede sein konnte, als bei denen der „armen Leute", von welchen letzteren man ja mit vollem Rechte sagen konnte: „sie wuchsen auf wie das Vieh." Der Verfasser des berühmten Zeitbildes „Simplicissimus" gesteht, daß er als Knabe weder Gott noch Menschen kannte, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel, weder Gutes noch Böses zu unterscheiden wußte.

Gauner und Vagabunden. Die meisten dieser Herumstreicher lebten nur von Betrug und vom Erlös für betrügerische Waaren; namentlich durch sogenannte „Universalarzneien" beuteten sie die Leichtgläubigkeit der Menge aus. „Planetenleser" und „Krystallseher" spekulirten auf den Aberglauben des Volkes. Sie gaben vor, durch Besprechung Krankheiten von Menschen und Vieh heilen und böse Geister bannen zu können. Auch die Bettlerorden und Heiligthümerkrämer sind hier zu erwähnen. Letztere fanden sich auf Kirchweihen ein und verkündeten:

„Wie daß sie führten in ihrem Sack
Das Heu, das tief vergraben lag
Unter der Krippe zu Bethlehem;
Daß sie von Bilams Esels Bein,
Ein Feder von St. Michels Flügel,
Auch von St. Jürgens Roß ein Zügel
Oder die Buntschuh von St. Klaren."

Aus der Zahl dieser Vagabunden bildeten sich schon im fünfzehnten Jahrhundert förmliche Räuberbanden, bald größere, bald kleinere, die eine eigene Sprache (Rothwelsch), eigene Erkennungszeichen und eigene Herbergen hatten. Alle Stände waren unter ihnen vertreten: Edelleute, Geistliche, flüchtige Beamte, verdorbene Studenten u. s. w. Eine bedeutende Zahl adeliger Besitzungen waren Zufluchtsstätten des verworfensten Gesindels aller Art, wofür den Besitzern ein Antheil an der gemachten Beute zufiel. So wurden namentlich viele Bezirke der Reichsritter förmliche Pflanzschulen der Gaunerei. Ein jeder „Reichsritter" war ja im Besitze der „Landeshoheit", so daß Niemand die Räuber, sobald sie seinen Bezirk betraten, verfolgen durfte. Mancher Reisende machte lieber die weitesten Umwege, um nur nicht reichsritterliche Bezirke dieser Art betreten zu müssen; denn hier hörte jeder Schutz auf.

Die Söldnerheere. Aus all dem Angeführten erhellt, welch ein Segenswerk Luther durch die Reformation, insbesondere auch durch Gründung von Volksschulen einleitete. — Man wird sich hiernach auch von den Elementen, aus denen die Söldnerhaufen jener Zeit bestanden, einen deutlicheren Begriff machen können. Erscholl die Werbetrommel, so strömte aus den Bettler- und Räuberbanden herbei, wer noch gesunde Arme und Beine hatte. Was man mehr oder weniger heimlich verübt hatte, konnte jetzt öffentlich gethan werden, und es

Digitized by Google

gab noch obendrein Verbegeld und Sold! Nun werden dem Leser die geschilderten Uebelthaten der Kaiserlichen und später der schwedischen Söldnerscharen wol glaubhaft erscheinen. Die Heere, so zusammengesetzt, konnten ja in der That nichts Anderes sein, als organisirte Räuberbanden, und Gustav Adolf übertrieb wahrlich nicht, als er die deutschen Truppen 1632 also anredete: „Ihr Obristen, ihr Offiziere, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, ihr seid Diejenigen, die ihr stehlet und raubet, ohne Unterschieb; ihr gebet mir Ursache, daß ich Ekel an euch habe; Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gellet, wenn ich euer Einen anschaue; daß ihr meinen guten Gesetzen und Geboten zum Trotz solche Frevler und Verbrecher seid."

Waren die Söldnerheere nach Verlauf des Krieges entlassen, so begann das vormalige Leben von Neuem. Es bildeten sich überall Räuberbanden, deren Glieder nun weit höhere Ansprüche an das Leben machten als früher. Die Söldner hatten meist Weiber, und so erwuchs in den Lagern und auf den Zügen ein neues Geschlecht, das von den Werken des Friedens nichts wußte, ein Geschlecht menschlicher Raubthiere. — So sah es nach dieser Seite hin aus im Vaterlande, als nach dem langen Religionskriege der Westfälische Friede geschlossen wurde.

Fluchen und Schimpfen. Nach dem Vorausgegangenen wird man es begreiflich finden, wenn die Roheit Ausdruck in Fluch- und Schimpfworten und zwar in solch widerwärtiger Art suchte, daß das heutige Geschlecht kaum den damaligen Gesellschaftszustand zu begreifen im Stande ist. Die meisten der älteren und modernen Flüche und Verfluchungen sind christlich-religiösen Ursprungs und waren ehedem religiöse Betheuerungen, die im Laufe der Zeit entstellt und zu Flüchen geworden sind. Doch mögen sie zu einem guten Theile in Nachahmung der jüdischen Verfluchungsweise entstanden sein. Aus dem frommen Mittelalter hallte die Gewohnheit des Fluchens bis in die folgenden Jahrhunderte kräftig nach. Alles: Weib, Mann, Kind, Hoch und Niedrig, Weltlich und Geistlich, flucht. Dies war selbst Ende des vorigen Jahrhunderts nicht anders geworden. Erzählt doch der deutsche Reisende Moritz, es sei ihm begegnet, daß, als er sich in einer Gesellschaft bechernder geistlicher Professoren befunden, einer derselben, als der Tag graute, erschreckt ausgerufen hätte: „Gott verdamm mich! ich muß ja diesen Morgen in der Allerheiligenkirche noch die Gebete lesen!" Allerdings hat unser Gewährsmann dabei hinzugefügt, daß unter diesem „Gott verdamm mich" im Grunde nichts Anderes verstanden gewesen wäre, als „o Jemine!"

Johann Weier stimmt ein langes Klagelied auf die Fluchsucht der Deutschen an. „Dieweil wir nun täglich, ja alle stund und augenblick sehen und hören, daß des fluchens und schwerens in allen Heusern, Dörffern und Stetten kein end ist, also, daß weder die Eltern den Kindern, noch die Kind Vatter und Mutter umb ein eintzig haar verschonen, ja, auch etliche umb ein Heringsnasen willen sich selber grawsamlich in abgrundt der Hellen verfluchen, und dem Teuffel auff den Schwantz binden. Wie denn auch oftermals gleich morgens früe, ehe man recht von dem Federsack auffsteht, und herfür kreucht, der Mann dem Weib, und sie im herwiderumb ein solchen Bono dies wündscht, und darmit er nit nüchtern an die lufft gehe, das Hellische fewer in den Bauch fluchet. O pfui der schanden. Es kommet auch nit weniger in eine solche seine veraltete gewohnheit, sobald jhnen ein Laus über die Lebern kreucht, und zu zorn bewegt, daß sie den allernächsten mit fluchen und schweren jnen selbst das hertz raumen. Es kompt auch leider die sach so weit, daß man es schier für ein zier hat, auch in täglichem freundlichem gesprech, im begrüßen, in guten schimpfflichen bossen, solche erschröckenliche Flüch lauffen lest."

Vergebens waren alle auf diese üble Gewohnheit gesetzten Strafen, wie Schandsteintragen, in England das Anbinden der Flucher an den Hintertheil eines Karrens und das Durchpeitschen durch den Büttel, vergebens alle Geldstrafen. — Leider muß man sagen, daß im Punkte des Fluchens selbst in unseren Tagen noch immer beklagenswerthe Fortschritte gemacht wurden, wenn auch die heutige Fluchweise sich eher noch anführen läßt, als die Schimpfweise des Mittelalters. Der Deutsche fährt bis zur Stunde fort, zu fluchen,

Digitized by Google

daß „die Balken krachen“, zu schwören, daß „die Kröten hüpfen“, so daß fortwährend „Alles regnet und schneit von Sakramenten und Flüchen“; er flucht „dem Teufel ein Bein weg“, „dessen linkes Horn vom Kopf“; er schwört bei seinem Namen, seiner Ehre, in des Teufels und seiner Großmutter Namen; wünscht Anderen den Teufel in Mund, Rachen und Nacken; wünscht, daß Geier, Raben, Wölfe sein Aas fressen ꝛc. — Aber auch in diesen Schattenseiten menschlichen Gemüthslebens zeigt sich eine „elastische Federkraft“ des menschlichen Geistes, fast möchte man sagen, die geniale Fertigkeit, das alte Widerwärtige „in neue Formen“ zu kleiden.

Daß die kirchlichen Verfluchungen großen Einfluß auf das profane Fluchen hatten, steht außer allem Zweifel. Von jeher wurde von der Priesterschaft der Fluch als eine Waffe gebraucht, um das Volk in Ergebenheit und Gehorsam zu halten. — Letzteres läßt sich freilich nicht von einem merkwürdigen Fluche sagen, der von der höchsten Person der christlichen Kirche ausging. Pauli berichtet in seiner vor vierthalbhundert Jahren erschienenen Schrift „Schimpf und Ernst“, es habe im Jahre 1512, als die Franzosen bei Ravenna über die sogenannte „heilige Liga“ gesiegt hatten, Papst Julius II., der Urheber des Bundes, höchlichst entrüstet ausgerufen: „Ei, ei, du Herrgott, so sei denn französisch in aller Teufel Namen!“ — Es mag uns Deutschen noch zum Trost gereichen, daß unsere Fluchweisen noch immer nicht in Vergleich treten können mit denen der Italiener, Spanier und Ungarn, die eben so sinnlich wie wollüstig lauten. Immerhin hat auch der gute Deutsche etwas „Rechtschaffenes“ in diesem Punkte geleistet.

Höflichkeit in alter Zeit. Im Gegensatz zu der Roheit des niedern Volkes ist es nicht uninteressant, etwas über den Verkehr der Schreibkundigen unter einander zu erfahren. Magister Fabian Frank, der Urheber des ältesten Briefstellers und Komplimentirbuches, das im Jahre 1539 zu Wittenberg erschienen ist, belehrt uns über die Art und Weise, in welcher man im sechzehnten und bis zum siebzehnten Jahrhundert schriftlich sich verständigte. Der Verfasser besagten „Canzlei- und Titelbüchleins“ hatte am sächsischen Hofe gelebt und den beiden Fürsten Joachim und Johann das Schreiben beigebracht. Sein Büchlein enthält Vorschriften über die Eintheilung des Briefstoffes, das Falten der Briefe, die Farbe des Wachses u. s. w. Besonders ausführlich sind die Angaben über die Titel. Von der Majestät des heiligen römischen Reiches und allen Fürsten ersten Ranges angefangen, entwickelt der Herausgeber Titelansprüche aller Grade des Mittelstandes, d. h. der Grafen, Freiherren und Bannerherren, dann die der Städte und Bürger, wobei für die einzelnen Stände wieder ganz besondere Unterschiede wahrgenommen werden. Einige der hierfür gegebenen Beispiele sind vergnüglich anzuhören. So mußte einem Kaufmanne geschrieben werden: „Dem Ehrsamen und fürsichtigen.“ Ist er zu gleicher Zeit aber neben seinem Stande als Kaufmann noch Rathsherr, dann erfolgt die Erweiterung: „Dem Ehrsamen, weisen und fürsichtigen.“ Ein „besonders Künstiger“, z. B. ein Mathematiker oder Astrolog, wird folgendermaßen apostrophirt: „Dem achtbaren und hochgelehrten Herrn Georgen Taufeter, der Aertznei Doctor, Röm. kais. Maj. Leibarzt und in der Mathematica besonders hocherfahrnen und hochverständigen ꝛc.“ Ein Rechenmeister erhält die Bezeichnung: „Ehrsam, fürnehm und schriftsinnig.“ Der Schreibmeister oder Schriftkundige aber ist mit der wohlbekannten Adresse in unserem Büchlein vermerkt: „Dem Ehrsamen, fürnehmen und kunstreichen Johanni Neudörffer, Schriftkünstiger ꝛc.“ Gewöhnlichen Künstlern aber, fährt Frank fort, Illuministen, Steinmetzen, Seidenstickern, Goldschmieden, Perlenheftern, Stein-, Eisen-, Wappenschneidern, Zimmermeistern und Sangsmeistern genügte es an den Titeln: „künstlich“, „hocherfahren“ oder „weitberichtet“. Bei einem Architekten soll die Adresse lauten: „Dem Ehrsamen, fürsichtigen, künstlichen, subtilen, behenden werklichen und fürpuntigen, auch sachverständigen weitberichteten Herrn Herrn Baumeister ꝛc.“ Mit „dem schlechten gemeinen“ Handwerker in einem geringen offenen Städtlein machte man keine Umstände. Man schrieb an einen solchen: „Dem bescheidenen, fleißigen, treuen N. N.“

Digitized by Google

Für das ſchöne Geſchlecht hält unſer kundiger Titelgelehrter nicht minder ein Füllhorn anmuthigſter Zugeſtändniſſe bereit, wobei natürlich „tugendſam“ die Hauptrolle ſpielt. Wie Eltern an Kinder und umgekehrt, Geſchwiſter unter einander, Freunde an Freunde zu ſchreiben haben, all das unterſteht der Regel und wird dem Leſer ausführlichſt unterbreitet.

Frauentrachten aus den drei Jahrhunderten: fünfzehnten — ſechzehnten — ſiebzehnten.

Dann folgen Titel der Gelehrtenwelt, während der Student mit der ihm gebührenden Bezeichnung zugleich auch noch einen ſanften Wink auf ſeine Pflicht im Studium erhält, denn er heißt der „lehrſtändige“, „kunſtgierige und lehrhaftige“, oder man ſchreibt ihm kurz: „Dem fleißigen, unverdroſſenen N.“ — In dieſer Beziehung ſind wir allerdings mit der Zeit einfacher und natürlicher geworden!

Die Kleidung. Die menschliche Kleidung ist lange Zeit für etwas angesehen worden, das nur Schneider oder Kuriositätenliebhaber interessiren könne. Erst in neuerer Zeit ist erkannt worden, welche wichtige Seite für die Sittenschilderung die Geschichte der Kleidung bietet, und wie sich in Kleidung und Tracht das Innenleben der Völker abspiegelt.

„So sich's wandelt außen, Wie sich's wandelt innen."

Niemand hat dies überzeugender dargelegt, als der gelehrte Jakob v. Falke in seinem vortrefflichen Werke „Moden und Kleidertracht", das wir auch in den betreffenden Abschnitten zumeist unserer Darstellung zu Grunde gelegt haben.

Die lächerliche Sitte der Schnabelschuhe und der Schellengehänge reichte noch weit hinein ins fünfzehnte Jahrhundert. Nicht nur an der Kleidung, sondern auch an dem Gürtel wurden Schellen getragen. „Anno 1400 bis 1430", heißt es in einer alten Chronik, „war so ein großer Ueberfluß an prächtigem Gewand und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vordem niemals ist erhört worden; da trug man Ketten von vier oder sechs Mark, sammt köstlichen Halsbändern, großen silbernen Gürteln und mancherlei Spangen, auch silbernen Fassungen, oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, fünfzehn, bisweilen von zwanzig Mark."

Als der Herzog Friedrich von Sachsen auf dem Reichstage zu Konstanz im Jahre 1417 seinen Einzug hielt, trug sein ganzes Gefolge Gürtel, die von Glocken starrten. Das mag ein Geklingel gegeben haben, als wenn jetzt ein Dutzend Frachtfuhren, jede von sechs schellenbehangenen Pferden gezogen, daher kommen. Auch in den Städten hatte die Sitte des Schellentragens Eingang gefunden (vgl. S. 240). Es gab Frauen, an deren Halsbändern Glocken von der Größe der heutigen Kuhglocken hingen. In einem alten Volksliede heißt es:

„Die Mutter gab mir Glöckchen Und hing sie an mein Röckchen."

Später nahmen die Hofnarren die Schellen als einen ihnen allein zukommenden Schmuck in Anspruch, und das Sprüchwort kam auf: „Je größer der Narr, um so größer die Schelle."

In der Limburger Chronik heißt es: „Die Mannspersonen haben noch vor hundert Jahren eine Zierd getragen, so man Hornfessel geheißen. Anno 1466 kaufte Job Rhorbach von Enge Froschin ein Hornfessel für 145 fl. — ist ein Borten, ein Handbreit von Sammet oder Guldenstück gemacht, auf einer Achsel hinten und vornen unter dem andern Arm zugeschleift worden. Dieses ist mit schönen Perlen und blümichten Fliedern und voller Silber, auch vergulter Schellelein voll gehenkt gewesen, wobei man von weitem ihre Zukunft hat hören können. Es hat solche Zierd herrlich und ansehnlich gestanden, wie auch ein Sprichwort davon entstanden: Wo die Herrn sein, da klingeln die Schellen. Und sind die Schellen vor alter Zeit eine besondere Zierd vornehmlicher, stattlicher Leute und Personen gewesen, wie aus dem Hohenpriester des jüdischen Volks Rock zu erkennen, aber als solche Pracht und Tracht in ein Mißbrauch gerathen, also daß solche Herrn ihre Schellen den kurzweiligen und Schalksnarren allein gelassen und zu seiner Zierde gegriffen."

Das Tragen der Schnabelschuhe suchte man im fünfzehnten Jahrhunderte durch Gesetze zu unterdrücken, namentlich wurden sie in der zweiten Hälfte desselben den niederen Ständen zu tragen untersagt. Man beobachtete indeß weder eine gegen diese Mode im Jahre 1480 erlassene Bannbulle, noch kehrte man sich an ihre Unbequemlichkeit, die dadurch noch erhöht wurde, daß man den Schuhen, um die Schnäbel zu schützen, eine hölzerne Unterlage gab. Die Mode behauptete ihr Recht, bis sie durch eine andere zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts verdrängt ward. Es kamen die „Kuhmeiler" und die „Entenschnäbel" auf. „Die Schuh waren etwan zu spitz", sagt Geiler von Kaisersberg, „jetzund seind sie stumpf wie Kalbsmäuler, etwan waren die Schuh zu eng, jetzt so seind sie zu weit, die Schuh seind ausgeschnitten und zerhacket, wären doch besser ganz dann zerschnitten."

In dieser Zeit, in der die Lust an dem Lächerlichen auf dem Gebiete der Kleidung vorherrschte, trug man offene Aermel von solcher Weite, daß die Ränder nicht selten den

Digitized by Google

Boden berührten. Der Rock glich einer weiten, am Halse eng anschließenden Glocke, die unten mit Pelzwerk (am häufigsten mit Fuchspelz) verbrämt war. Die Kapuze erhielt sich lange Zeit, bei Vornehmen mit dem langen, tief herabhängenden Schwanze. Darüber wurde ein Filzhut gestülpt. Als die Kapuze in Abnahme kam, blieb der Filzhut Kopftracht oder auch die Mütze, von der aber Bänder und Zotteln in reicher Fülle und verschiedenartigster Zusammensetzung herabhingen. Junge Stutzer trugen Locken in vielfach verschiedener Form, zusammengehalten durch einen Reifen. — Mehr noch als die Männer suchten die Frauen durch die Kostbarkeit der Stoffe zu glänzen; von edlem Geschmack und Anmuth in Bezug auf den Schnitt der Kleidung ist in diesem Zeitraum nichts zu finden.

Eine lange Zeit hindurch war der burgundische Hof maßgebend für die Moden in Deutschland. Mit dem Falle Karl's des Kühnen und dem Sturze des burgundischen Hofes verlor die deutsche Modewelt ihre tonangebende Stelle, und Laune und Zufall begannen zu herrschen. „Wir sehen", sagt Jakob v. Falke, „den Wiederschein dieser bunten Welt in der ganzen niederländischen Kunst der letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts und im Anfange des sechzehnten. Nehmen wir ein figurenreiches Bild von Hans Memling oder so viele andere Bilder dieser Art. Wie strotzt das Alles in bunten Trachten! Hier die abenteuerlichen Kopfbedeckungen, die spitzen Mützen mit Goldquasten und Goldschnüren, zerschnitten, aufgekrämpt und niedergekrämpt, in allen Farben, in allen Formen, so sinnreich und so sinnlos zugleich, daß man nicht begreift, wie man darauf verfallen konnte; diese Turbane, mit Binden von Goldstoff umwunden, mit gespitzten Hörnern; Mützen mit herabwallendem oder ungebundenem Stoff; Spitzhüte mit halber Krämpe und Kronenreif. Betrachtet die Oberkleider, die brokatenen Prachtgewänder mit Gold auf rothem, schwarzem, blauem Grunde, mit den hängenden, zerschlitzten, offenen, verbrämten Aermeln, bald weit, bald eng, lang oder kurz; diese zerschlitzten und zerschnittenen Jacken, von denen, um das feine Hemd zu zeigen, nichts übrig geblieben scheint, als ein paar farbige Bänder und Streifen, die faltige, bauschige Masse der Leinewand zu halten.

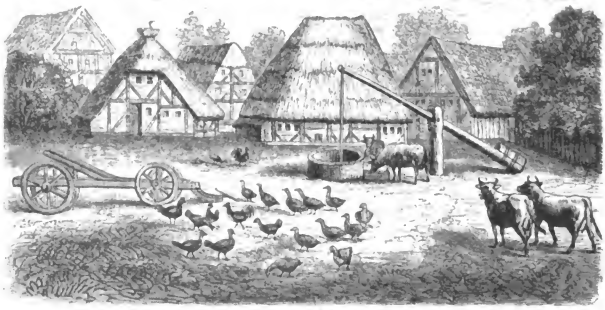
„Eine rothsammtene Haube mit reichem Goldschmuck umgiebt das Gesicht der Schönen; zu grünem, goldgesäumtem Rocke trägt sie ein Leibchen von rothem Goldbrokat, weit ausgeschnitten an Brust und Schultern, eng die Fülle des Leibes umspannend; mit breiten, perlenbesetzten Goldstreifen am obern Rand und um die Oberarme; vom Ellnbogen fallen die abgeschnittenen, nur eben abhängenden Aermel in doppelter Länge, in rother und goldener Pracht herab; die Unterarme umgiebt das feine, weiße Hemd, das an der Hand von goldenen und farbigen Säumen und Bändchen umzogen ist." — „Die Einen tragen die spitze, zuckerhutförmige Haube, von der die Schleier bis auf den Boden fallen; Andere die turbanähnliche, Andere die flachere Haube, mit Kränzen und Bändern, oder wie ein keineswegs gefällig drapirtes Tuch. Die Einen tragen die Aermel eng, die Anderen weit, die Dritten geschlitzt mit heraustretendem Hemd, oder haben den Unterarm entblößt. — Den Herren am Leibe sitzt das Beinkleid und die Jacke, offen oder über der Brust mit Schnüren versehen, oder statt derselben ein weiter geschnürter Oberrock, der selbst bis auf den Boden fällt, oder ein kurzes, dem spanischen ähnliches Mäntelchen. Alle Gesichter sind bartlos, aber von langem Lockenhaar umwallt, das auf die Schultern herabfällt; darauf sitzt ein buntes Band, ein Reif mit Federn, mit Reiherbusch, ein Baret mit Federn oder eine Mütze gleich einem zusammengefalteten Tuch. Hals und Schultern — wir reden hier von Männern — sind bloß, und der Ausschnitt geht noch tief in den Rücken hinunter."

Die zunehmende Sittenlosigkeit zeigte sich deutlich in der Kleidertracht in Bezug auf Enge, Kürze und Entblößung. Chronisten, Dichter und Prediger eifern vergebens dagegen. Noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ruft Sebastian Brand:

„Pfui Schand der deutschen Nation;
Was die Natur verdeckt will ha'n,
Daß man das bloßt und sehen läßt!"

Digitized by Google

Oele, Pomaden, Färbemittel, Brenneiſen, falſche Haare wurden fleißig angewandt. „Sie ſchmieren ſich mit Affenſchmalz“, ſagt der Dichter, „ſie büffen das Haar mit Schwefel und Harz und ſteifen es in feſte Formen durch Eiweiß; ſie ſtecken den Kopf zum Fenſter hinaus, um es an der Sonne zu bleichen.“ Stickereien wurden vielfach angewandt, dabei vermied man die Gleichheit abſichtlich, ſo daß man z. B. nur einen Aermel oder nur ein Bein beſtickte. Wie ſich die Söhne Albrecht Achill's von Brandenburg kleideten, zeigt uns ein Bild auf einem Altar in Heilbronn. Eine Hälfte des Beinkleides iſt gelb, die andere dreifach getheilt. Streifen, weiß, roth, gelb, zinnoberfarben u. ſ. w., laufen von oben bis zur Mitte des Oberſchenkels neben einander. Dann kommt ein handbreiter, aus lauter kleinen Vierecken beſtehender Querſtreifen. Auch die Quadrate ſind wieder in Dreiecke getheilt, jedes von anderer Farbe. Der untere Theil des Beinkleides iſt gelb. Man fing ſogar an, doppelfarbige Schuhe zu tragen, ſo den einen von weißer, den andern von ſchwarzer Farbe.



Mittelalterliches Bauernhaus.

Die ehrbaren Bürger und gewöhnlichen Handwerker, die ihre Mittel zuſammennehmen mußten, trugen ſich ſchlicht und einfach. Konnten ſie auch der herrſchenden Zeitrichtung nicht ganz widerſtehen, ſo genügten doch dem Bürgermeiſter, Arzt, Gelehrten, dem Juriſten ꝛc., wo ſie öffentlich erſchienen, der lange pelzverbrämte Oberrock.

Die Bauerntracht. Das Kleid der Bauern und Arbeitsleute iſt im Allgemeinen ſo einfach geblieben wie früher. „Dieſe Leute tragen einen kurzen, zur Arbeit bequemen Rock in Blauſenform — die alte Tunica und das leinene Polhemd — engere oder weite Beinkleider, welche in kurzen oder in längeren Stiefeln oder in Schuhen ſtecken, oder wie heut darüber hängen; Andere haben nach alter Weiſe die kurze Hoſe in die langen Strümpfe geſteckt, welche bis ans Knie reichen; wieder Andere entbehren der Hoſen und zeigen die nackten Beine. Den Kopf mit kurzem Haar bedeckt eine einfache niedere Mütze oder ein gewöhnlicher Filzhut mit der alten Kapuze oder häufiger ohne dieſelbe. Am Gürtel vor dem Leib hängt eine breite Ledertaſche. Was ſie aber in ihrem Aeußeren des modiſchen Eindrucks

Digitized by Google

beraubt, das ſind die Farben. Während in den früheren Zeiten dem niederen Volk die gleichgiltigen, in Grau gebrochenen, unſcheinbaren Farben zufielen, die wir wieder in der heutigen Männerwelt herrſchend finden, kleidete ſich daſſelbe im fünfzehnten Jahrhundert in den lebhafteſten Farben. So ſehen wir auf den Bildern z. B. den Steinmetz oder den Zimmermann arbeiten in rothem Rock mit blauer Mütze und rother Hoſe, ein Dritter iſt in Hellblau und Grün mit Gelb und Roth gekleidet. In denſelben Farben ſtehen die Verkäufer hinter dem Ladentiſch; ein Bauer, der ein Schwein auf den Markt bringt, trägt wol einen grünen Rock, rothen Hut und braune Hoſe; ein Krämer oder ein Weinbauer, der ein Faß auf der Karre vor ſich herſchiebt, erſcheint in rothem Rock mit grünem Futter, in rother Mütze und blauer Hoſe mit kurzen lederfarbenen Stiefeln. Dagegen der Bürgersmann, der als Käufer kommt, trägt den rockartigen Ueberwurf, verbrämt mit Pelzwerk. Andere Arbeiter, z. B. Bierbrauer, tragen auch Jacken, unſeren Weſten gleich, ohne Aermel, und die Hemdsärmel bis zur Schulter hinaufgeſtreift. Auch die Mädchen und Frauen, die auf dem Markte ſitzen und ihre Waare feilbieten, weißes Brot in den Körben, Butter und Eier, und Milch in den Krügen, andere, die Tauben und junge Hühner in vergitterten Körben auf dem Kopfe heimtragen — es iſt faſt ganz ein Bild aus unſeren Tagen. Die Kleider, einförmig blau, roth, grün, ſind vom einfachſten Schnitt. Dem Oberkörper liegen ſie an, Alles verhüllend bis zum Hals, mit mäßig engen Aermeln, in bequemer Enge um den Hals, und fallen weit auf die Füße herab. Eine weiße Schürze iſt umgebunden, und das Haar, auf der Stirn geſcheitelt, fällt den Landmädchen frei herunter, während es ältere, oder die aus der Stadt, mit einem weißen, gelben oder rothen Tuche verhüllt haben. Langgeſchnäbelte Schuhe und koſtbare Unterſchuhe ſieht man bei dieſen Frauen und Mädchen nicht."

Auswahl der Pluderhoſe. Fähnrich der Landsknechte gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts.

Wo wohlhabende Bauern es vermochten, fröhnten jedoch auch ſie der Modeſucht. Jak. v. Falke, der bei Erforſchung der Kleidertrachten alle namhaften Chroniken, Kleiderordnungen, Gemälde, Kupferſtiche u. dgl. früherer Zeit zu Rathe gezogen, ſchildert auch jenes Geſindel, das Stadt und Land beunruhigte.

„Der trägt einen elegant geweſenen Oberrock — vielleicht war er beim erſten Beſitzer von rothem Sammt — eng anliegend an dem Körper und nicht zu lang, mit kurzen, handbreiten Aermeln an den Schultern und Franzenbeſatz herum, aber die Arme und Beine ſind nackt. Ein Anderer hat ein enges Beinkleid, aber keine Schuhe an den Füßen, eine kurze Jacke mit tiefem Ausſchnitt an Bruſt und Rücken, woraus ein gefaltetes Hemd zu Tage tritt; nackte Schultern und auf dem Kopfe eine Zipfelmütze, unter welcher ein langer geflochtener Haarzopf im Nacken heraushängt. Der hat ein Tuch turbanartig um das Haupt gebunden, der Andere einen formloſen Filz, der vielleicht einmal ein Hut war, auf den kurz geſchorenen Kopf geſetzt, ein Dritter läßt barhäuptig das lange, ſtruppe weiße Haar im Winde flattern. Da iſt aber auch ein Stutzer, der trägt zwar keine Hoſe, aber Pantoffeln, mit Riemen an die Füße gebunden, und einen engen Rock ohne Aermel,

Digitized by Google

an allen Säumen mit Franzen oder Bandschleifen besetzt, auch ein Hemd darunter und die Hemdsärmel bis oben aufgekrämpt. Das ist ein Alter, dem schlottert eine alte Karthäuserkutte um den nackten Leib. Einer geizt nach ritterlicher Ehre und trägt zu Bundschuhen und nackten Beinen einen Schafspelz um seine Schulter geschlagen, als ob es königlicher Hermelin sei."

Einwirkung der Reformation auf die Volkstracht. Die Reformation, die dem deutschen Volke wieder einen Mittelpunkt für ernstes Leben und Streben gab, bewirkte auch eine Umwandlung auf dem Gebiete der Kleidertracht. An den aufkommenden Trachten konnte man es sehen, daß größere Ehrbarkeit wieder in das deutsche Volk zurückgekehrt war. So wenig aber die Kirchenverbesserung vom ganzen Volke aufgenommen wurde, eben so wenig kann von einer durchgreifenden Veränderung der Kleidertracht die Rede sein, und so wird weiterhin noch auf manche Ausartungen der Mode hinzuweisen sein.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts tritt das Barett als Kopfbedeckung auf, das von Gelehrten, Männern der Reformation, ehrbaren Bürgern von dunkler, gewöhnlich schwarzer Farbe getragen wird. Andere trugen es auch von farbigem Zeuge, geschmückt mit Federn, Viele schief auf dem Kopfe, indem sie es an ein Haarnetz, Haarhaube genannt, befestigten. Auch die Frauen schmückten sich mit dem Barett. „Es gan jetzt Frauen wie die Mann", sagt Geiler von Kaisersberg, „und hond Baretlin mit Hahnenfederlin uf."

Bruder Studio aus dem 17. Jahrhundert.

Die Pluderhose. Das Beinkleid war bisher in lästiger Enge getragen worden, die das Gehen erschwerte. Der Landsknecht wußte sich zu helfen; er schlitzte das Beinkleid am Knie auf. Um nun aber das nackte Knie nicht sichtbar werden zu lassen, legte er einen dünnen farbigen Stoff unter, der bauschig heraustrat. Da nun die übrigen Kleidungsstücke ebenfalls äußerst eng waren, so wurden auch auf anderen Stellen, an den Hüften, Schultern, Ellenbogen, Aufschlitzungen angebracht und ebenfalls dünne Zeuge untergelegt. Dies hatte Anfangs nur den Zweck, sich freie Bewegung zu verschaffen; bald jedoch nahm man darauf Bedacht, den Behelf als Zierde auszunutzen, und so wurden Einschlitzungen sogar an den Kopfbedeckungen angebracht. Die Hose bedachte man jedoch damit am meisten und benannte sie „Pluderhose". Gegen dieses Kleidungsstück richtete sich der Eifer der Sittenprediger ganz besonders. „Es möchte sich billig ein Christ hoch darüber verwundern und der Ursachen nachdenken", sagt der brandenburgische Geistliche Andreas Musculus, „wie es immer mehr komme, daß solche unzüchtige und unehrliche Kleidung sonst bei keinem Volk erfunden, als allein bei den Christen, und nirgends in keinem Land so allgemein und erschrecklich, als eben in den Ländern und Städten, in welchen Gott seine Gnade ausgegossen, sein liebes Wort und reine Lehr des Evangelii hat lassen predigen. Denn wer Lust hätte von Wunders wegen, solche unflätige, bübische und unzüchtige Pluderteufel zu sehen, der such sie nit unter dem Papstthum, sondern gehe in die Stätt und Länder, die jetzund lutherisch und evangelisch genennet werden, da wird er sie häufig zu sehen kriegen, bis auf den höchsten Greuel u. s. w." Diese Mode hatte aber noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht. Man fing an, den eingelegten Stoff aus den Schlitzen flatternd heraustreten zu lassen. Die Hose, die nur bis ans Knie ging, wurde rundherum in senkrechte Streifen zerschnitten, die jedoch oben und am Knie zusammen hingen. Nun wurden leichtere Stoffe eingelegt, die aus den Schlitzen heraustraten und in faltigen Massen tiefer und tiefer, ja bis auf die Knöchel herabhingen.

Digitized by Google

Dies macht den Namen „Plunderhose“ erst verständlich. In einer Chronik von Nürnberg heißt es, ein Landsknecht habe zur eigentlichen Hose vier bis fünf Ellen wollenes Tuch, dagegen zwanzig Ellen Seidenzeuge zur Einlage verwendet. Oldekopp schreibt 1555: „Schlodder und durchzogene Hosen wurden gemacht von 6 Ellen englisch Tuch und 99 Ellen Karteken durchzogen.“ Kartek war ein äußerst feiner Seidenstoff. Dies macht es erklärlich, daß sogar Einlagen von 130 Ellen gemacht werden konnten. Der „Hosenteufel“, wie Musculus diese Mode nannte, verschlang oft die ganze Beute des Landsknechts, die er im Kriege gemacht hatte. „Es rauschte, wenn die Hosenteufel kamen, als wenn der Elbstrom durch die Brücke oder über ein Wehr liefe.“ Die Zunahme und ungeheure Ausartung dieser Mode bewirkte, daß sie im größten Theile Deutschlands sich nur bis Ende des Jahrhunderts hielt. In der Schweiz dagegen ward sie nationale Tracht.

Der weite Ueberwurf, je nach dem Stande des Trägers von kostbaren Zeugen, „gülden und silbern Stück“, d. h. Gold- und Silberbrokat, oder von schlichtem Wollenzeuge angefertigt, blieb das „Ehrenkleid“ für den Fürsten, Patrizier, den Bürger und den wohlhabenden Bauer. Der Ueberwurf, den die Männer der Reformation trugen, war von schwarzer Farbe, ohne Kragen und mit weiten, an den Schultern faltig angenähten Aermeln versehen. — Die Kleidung der Frauen ward züchtiger, indem man Brust und Arme mehr zu verhüllen begann. Wie früher, trugen die Frauen auch jetzt noch an dem möglichst verzierten Gürtel eine Tasche und ein Messer oder einen Dolch in einer zumeist mit Silber ausgelegten Scheide.

Spanische Hoftracht.

Die spanische Tracht. Durch das habsburgische Herrscherhaus und seine enge Verbindung mit Spanien wurde nun die spanische Kleidertracht in Deutschland eingeführt, namentlich die den Hals umgebende breite Halskrause, auf der das Haupt gleichsam wie auf einer Schüssel lag, die dicken, Hüften und Oberschenkel umgebenden Polster des Beinkleides, der spitze Hut mit schmaler Krempe, der leichte kurze Mantel und der spitze Degen. Die dicken Polster des spanischen Beinkleides, deren Inhalt Werg, Wolle, ja sogar Kleie oder Weizen war, hingen von den Hüften bis zu den Knieen. Die spanische Tracht blieb bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die vorherrschende. Frankreich trat dann an Spaniens Stelle ein, indeß Deutschland seine Kräfte im verheerenden Bürgerkriege vergeudete. Protestantische Fürsten suchten Bundesgenossenschaft mit Frankreich, und deshalb begannen die höheren Stände ihre Söhne „zu ihrer Ausbildung“ nach Paris zu senden.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges entstand eine andere Tracht. Die steife, radförmige Krause fiel, und ihre Stelle nahm der sich bequem auf die Schultern legende Spitzenkragen oder der einfache unverzierte wallonische Reiterkragen ein.

Jene steif aufstehende spanische Krause hatte eine Verkürzung des Haupthaars nöthig gemacht; jetzt floß das Haar wieder frei herab über die Schultern. So trug es z. B. der Große Kurfürst in seinen jüngeren Jahren und auch eine Zeit lang noch nach seinem Regierungsantritt.

Digitized by Google

Als Bartschmuck entstand der sogenannte „Wallensteiner“, der Spitzbart. Der Bart auf der Oberlippe erhielt eine mäßige Breite, die Spitzen bürstete man in die Höhe; die Wangen blieben frei, Unterlippe und Kinn behielten den vollen Bart, der unten spitz endete. Solche Bärte wurden von den meisten Helden des Dreißigjährigen Krieges getragen. In diesem Zeitraum finden wir selbst bei Gelehrten und Geistlichen fast durchgehends diesen Bart. Bei der protestantischen Geistlichkeit erhielt er sich noch lange Zeit.

Statt des steifen, spitzen Hutes griff man zu dem schlaffen Hut, dessen Haupteigenschaft Nachgiebigkeit war, daher man seine Ränder beliebig aufkrempen oder herunter lassen konnte. Schlapphut genannt, trat er in den verschiedenartigsten Formen und Größen auf. Feder- und andere Verzierungen fehlten nicht. Die Ausstopfungen wurden entfernt, und das Beinkleid erhielt eine leichte, bequeme Form. Auch das Lederwams und Büffelcollet, ein kurzer ärmelloser Rock, gehören diesem Zeitraum an. — Bisher hatte man nur Schuhe getragen, die in letzterer Zeit mit großen Goldrosen geziert worden waren. Nun trat der hohe Reiterstiefel auf, der auch mehr und mehr als hoher Stiefel selbst bei den Fußsoldaten in Aufnahme kam. Wams, Beinkleider und Hut wurden mit Schnüren, Stickereien und auf andere Art geziert. — Die spanische Steifheit der Kleidung war verschwunden, dagegen eine malerische, die Freiheit der Bewegung nicht hindernde Tracht allgemein geworden.

Die Frauen, namentlich die jüngeren, ließen ebenfalls das Haar wieder frei auf die Schultern wallen, schmückten das Haupt mit Bandrosen, Reifen, Nesteln, Reiher-, Strauß- oder Pfauenfedern, einzelne trugen auch wol den Schlapphut mit der wogenden Feder, jedoch in zierlicher Form. Wie bei den Männern, war die hohe Krause auch bei ihnen dem sich anschmiegenden Spitzenkragen gewichen. Ueber die Unkleidung des Leibes läßt sich eine Chronik folgendermaßen aus: „Die Wämser bilden der Männer Tracht. Was für ein Unterschied aber ist heutigen Tages zwischen der Männer Wams und der Weiber Mieder und Brüstchen? Wahrlich, ein kleiner oder gar keiner.“ — Der mit Gold und Silber gestickte und mit bunten Rosetten und Schleifen versehene Damenschuh hatte hohe rothe Absätze.

Handel und Verkehr.

Die Handelsvereinigungen. Am Schlusse des Mittelalters waren in ganz Deutschland Handel und Verkehr auf dem Gipfelpunkt ihrer Blüte angelangt. An den Gestaden der Ostsee wie an denen der Nordsee, am Rhein wie an der Donau, in Bayern und Schwaben wie in Franken, Niedersachsen und Thüringen — überall gab es reiche, starkbevölkerte Städte, in welchen Handel, Gewerbthätigkeit und Kunstfleiß ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Das Mittelalter war so recht die Zeit des Genossenschaftswesens. Der Mangel fester Ordnung im gesellschaftlichen und staatlichen Leben hatte Selbstwehr und Selbstwache zur obersten Pflicht erhoben. Da jedoch die Kraft des Einzelnen namentlich beim Verkehr in fremden Landen nicht ausreichte, so drängten die Verhältnisse zur Genossenschaft, wie wir sie bereits bei Schilderung des Entstehens der Hansa (S. Bd. 1) kennen lernten. Diese Form der gemeinsamen Thätigkeit hat namentlich der deutsche Kaufmann ausgebildet. Wo wir ihn antreffen, in Venedig oder in Rußland, in Norwegen, Brügge oder in London, überall finden wir ihn zu festen Genossenschaften vereinigt, die an den wichtigsten Plätzen ihre Niederlagen besaßen, für welche sie sich gewisse Rechte und Freiheiten auswirkten und daran in zähester Weise festhielten. So lange die öffentlichen Zustände an diesen Orten der Art waren, daß es verbrieften Rechte bedurfte, um Person und Eigenthum geschützt, mindestens vor willkürlicher Brandschatzung gesichert zu sehen, waren diese an feste Normen und gewisse Orte gebundenen gemeinschaftlichen Niederlagen unbedingt wohlthätige Einrichtungen. Sie dienten nicht blos zur Sicherstellung vor Verlusten; der Kaufmann, welcher dazu gehörte, war nicht mehr gezwungen, selber jeden Waarentransport an Ort und Stelle zu begleiten und dort zu warten, bis das Gut verkauft oder anderes dagegen eingehandelt war. Er konnte einen Diener damit beauftragen und versichert sein, daß ihm

Digitized by Google

bei den genauen Vorschriften der Genossenschaft über den Verkauf und Einkauf, die Qualität, oft selbst über den Preis der Waaren an einem bestimmten Stapelplatz und bei der scharfen Aufsicht der Vorstände über die Beobachtung dieser Vorschriften Schaden so leicht nicht erwuchs. Zunächst gegen Straßen- und Seeräuber und gegen die willkürliche Erhebung von Zöllen gerichtet, welche einzelne Gewalthaber an ihrer Grenze zu erzwingen trachteten, strebten diese Verbände später auch dahin, Privilegien zu erlangen, namentlich Befreiung oder Ermäßigung der Zölle, eigene Gerichtsbarkeit, das Recht zur Anlegung von Faktoreien, die Befreiung vom Stapelzwang, d. h. daß man nicht in jeder Stadt die Waare einige Tage feil bieten mußte, ehe man nach dem beabsichtigten Kaufort weiter ziehen durfte, u. s. w.

Der Stahlhof oder „der deutschen Hansen Stapelhof" und seine Umgebung zu London, nahe der Themse, im Jahre 1641. Nach M. Merian, gezeichnet von Dr. C. Mothes.

Je mehr man wahrnahm, welche Vortheile dieses Zusammenhalten brachte, um so bereitwilliger schlossen sich eine Reihe Städte, ja ganze Provinzen zusammen. So waren der „Rheinische Städtebund" (Mainz, Worms, Köln), der Oberdeutsche oder Schwäbische Bund (Ulm, Augsburg, Nürnberg) und die nordische Hansa zu Stande gekommen.

Die deutsche Hansa. Der gewaltigste Handelsbund, die deutsche Hansa, beherrschte während eines Jahrhunderts und länger die nordischen Meere und schrieb den Königen des Nordens wie denen der britischen Inseln Gesetze vor. Wir haben jetzt die traurige Aufgabe zu erfüllen, dem Verfall dieser Herrlichkeit, deren Blüteperiode wir bereits früher ins Auge fassten, Schritt für Schritt zu folgen.

Im vierzehnten und im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Hansen die Zahl ihrer Kontore noch immer vermehren können; zur Zeit, als Brügge und Antwerpen zu hohem Aufschwung gediehen waren, herrschte auch das regste Leben in dem „wendischen Quartiere", welches die Städte in Holstein, Mecklenburg und Pommern, voran Lübeck, die Königin der Ostsee, umfaßte, ebenso in dem zweiten, dem „sächsischen", zu welchem Handelsplätze

Digitized by Google

in Ober- und Unterſachſen ſowie die Orte der Mark Brandenburg (mit Braunſchweig als Vorort) gehörten; dann im „dritten Quartier“, dem rheiniſch-weſtfäliſchen, mit dem Hauptorte Köln, endlich im vierten, welches das „baltiſche“ oder „preußiſche“ genannt wurde. Die Intereſſen des letztgenannten Gebiets vertrat ſeit dem Jahre 1361 an Stelle des zerſtörten Wisby das reiche Danzig als Quartierſtadt.

Ihren Abſchluß fand die politiſche Verfaſſung des Bundes in der im Jahre 1364 zu Köln vereinbarten Bundesakte. Allgemeine Bundesmaßnahmen gingen von den Tagſatzungen des Bundes aus; lokale Zwecke verfolgten die Quartierverſammlungen in den betreffenden Quartierſtädten. So lange bei dieſen Zuſammenkünften der Grundſatz, „Einer für Alle und Alle für Einen“ der leitende blieb, war der Bund blühend, geehrt, gefürchtet; als die Einhelligkeit und Eintracht ſchwanden, da ſchwand auch die Herrlichkeit der Hanſa dahin und mit ihr ein gutes Theil deutſcher Herrlichkeit und Größe.

Zur Zeit des Schwarzen Prinzen genoſſen die Hanſen in England das höchſte Anſehen. Sie hatten die werthvollen engliſchen Zinnwerke in Pacht und unterhielten den lebhafteſten Verkehr an den engliſchen Küſten. Reichbeladene Fahrzeuge aus der Nord- und Oſtſee brachten die geſuchteſten Waaren und führten dagegen die unterirdiſchen Schätze der britiſchen Bergwerke heim. König und Adel begünſtigten damals den Handel der Deutſchen, ſelbſt auf Koſten der eigenen Unterthanen. Barone und Bauern verkauften ihre Wolle und Felle und andere Erzeugniſſe am liebſten den Hanſen; denn die deutſchen Kaufleute zahlten glatt und baar, und wenn's ſein mußte, ſelbſt ſchon zum voraus. Im Stahlhof zu London, der großen Faktorei an der Themſe, lag aufgeſpeichert, was die vornehmen Engländer begehrten, treffliche Weine, koſtbare Pelze und Kleider, Spezereien, Gewürze und Wohlgerüche und andere Dinge, welche damals von den heimiſchen Kaufleuten gleich gut nicht zu bekommen waren.

Die Wittenlager. Daſſelbe bewegte Treiben zeigte ſich aber auch am einſamen, unfruchtbaren Strand von Schonen, wohin damals die vielbegehrten Heringe ihren Meereszug richteten, ſeit ihre Schwärme die pommerſche Küſte verlaſſen und ſich der ſchwediſchen zugewendet hatten. Der Strandverkehr auf Schonen brachte den Hanſen mehr ein, als dem deutſchen Kaiſer das heil. römiſche Reich. Nach dem „Wittenlager“, der großen Fiſchereiniederlaſſung auf Schonen, ſetzten ſich alljährlich Hunderte von hanſiſchen Fahrzeugen in Bewegung. Der Marktverkehr dehnte ſich vom Eingang des Noreſunds zwiſchen den Schlöſſern Falſterbo und Skanör, etwa eine halbe Meile lang am Strande aus. Die Witten oder Quartiere der einzelnen Städte lagen dicht neben einander, nur durch Gräben getrennt. In der Witte neben der Kirche lagerte Lübeck, daneben Greifswald, dann Wismar, Roſtock und ſo fort bis zu den Niederländern auf der einen Seite und den Preußen auf der andern. Kleinere Orte ſuchten bei größeren Schutz. Innerhalb eines jeglichen Quartiers erhoben ſich außer den großen ſteinernen Rauch- und Salzhäuſern eine Menge Bretterbuden und Hütten, Läden und Werkſtätten. Ueberall herrſchte eine emſige Thätigkeit. Das drängte und arbeitete in den engen Räumen haſtig und lärmend durch einander, ſcheinbar wirr, aber doch in der ſtrengſten Ordnung. Da wurden die mit Meeresbeute beladenen Wagen herangefahren und umgeſtürzt; die großen Fiſche von den kleinen, die fetten von den mageren geſchieden, dann ihnen die Köpfe abgeriſſen; die gutbefundenen Fiſche wurden in die Salztonne geſchlagen, die geringeren durchgelangt und in die Rauchhäuſer geſchafft. Dort wieder ſah man, die gefüllten Tonnen von den beeidigten Beſchauern prüfen, zuſchlagen und mit dem Siegel der Witte verſehen. Im Hintergrund waren Böttcher beſchäftigt, neue Tonnen anzufertigen oder alte auszubeſſern; etwas weiter entfernt boten Speiſe- und Schenkwirthe deutſche und welſche Weine, Bier und Meth, geringe und theure Speiſen an. Das reichſte, bunteſte Marktleben entfaltete ſich hier; denn wo ſo viele Schiffer und Handelsherren aus allen Häfen der deutſchen Küſten zuſammenſtrömten, da bildete ſich von ſelbſt ein reger, großartiger Austauſch von Waaren und Unternehmungsideen. Nahe am ſicheren Strande aber lagen neben einander in langen, faſt unüberſehbaren Reihen die Schiffe.

Digitized by Google

Da ward ein- und ausgeladen, Kähne und Barken führten die Waaren zum Ufer, und Frachtwagen, von Bewaffneten begleitet, schafften sie sodann vom Strande in die Witten.

Abcontrafeytung der Löbl. und Weittberühmten Ansetzstad Bremen, wie sich selbe nach Christi Geburt im Jahre MDCII in ihrem Ansehn und Wesen befunden hat.
(Nach einem Gemälde in der oberen Rathhaushalle daselbst. Mit Erlaubniß des Verlegers aus „Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Stadt Bremen" abgedruckt.)
Wichtigere Baulichkeiten u. s. w.: 2 Stephanszwinger. 3 Stephansthor. 4 Weserstrom. 5 St. Stephanskirche. 7 Neu-Kornhaus. 10 Die alte Nikolaikirche. 13 St. Ansgarienkirche. 19 Frauenkirche. 22 St. Martinskirche. 23 Rathhaus. 24 Das alte Kornhaus. 25 Thumkirche. 28 Das Brückenthor. 29 Zum Grauen Männchen. 30 Das Osterthor. 32 Die Braut.

Weiter hinaus auf dem Meere aber gewahrte man die Menge schwerfälliger, weitbauchiger Schiffe der Heringsfänger Tag und Nacht, jedes an der Stelle, welche der Vogt seiner Witte angewiesen hatte. Nachts ward mit brennenden Fackeln der Fischfang betrieben;

Digitized by Google

denn diese locken und blenden die Fische und treiben sie scharenweise in die dunkel gefärbten Netze. Ein prächtiger Anblick aber bot sich dar, wenn weithin überall die unzähligen Lichter wie Sterne durch die Finsterniß strahlten, und der Widerschein der Feuer auf den Wellen blinkte und zitterte.

Diese für den deutschen Handel und Verkehr so gedeihliche Zeit erreichte ihre Endschaft, als der Geist, der die Hansa groß gemacht, wich und das Bewußtsein Dessen, was ihr Emporkommen gefördert, nicht mehr in den Hansen lebendig sich erhielt; als mit ihrem Wohlstand ihre Begehrlichkeit stetig wuchs; als die Fürstenmacht Herr über die Städter wurde und ihnen die zuvor verliehenen Rechte entzog oder verkümmerte und das freie Bürgerthum zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung verlor. — Draußen bei ihren Genossen aber hatten sich die Hansen längst in Ungunst gesetzt, als sie fortfuhren, auf friedlichen oder gewaltsamen Wegen sich Bevorzugungen und Monopole zum Nachtheile der Landesbewohner zu sichern, und als sich endlich den Fürsten für die Einnahmen an Zöllen, welche die Hansen ihnen zahlten, vielfach ein Ersatz darbot.

Dieselben Rechte, welche eine Genossenschaft vor Jahrhunderten durch Bevorzugung erhalten hatte, wurden nachgerade auch anderen Handeltreibenden zugestanden. Gleichzeitig war durch den gesteigerten und vielfach verschlungenen Verkehr die gegenseitige Zuverlässigkeit und das gegenseitige Vertrauen gewachsen. Nun boten die bisherigen Stapel keine Vorzüge mehr, ja sie wurden eher ein Hinderniß, eine Last für Jeden, der nach freierer Bewegung trachtete. Aus diesem Grunde hatten sich schon im fünfzehnten Jahrhundert, während der Hansenstapel noch in Brügge obenauf war, viele Glieder des Bundes, namentlich die rheinischen, westfälischen und holländischen Städte, von dem Stapelzwang losgesagt, Verbindungen an anderen Orten angeknüpft und die Freimessen zu Antwerpen und Mecheln besucht. Die holländischen Kaufleute besonders fanden es vortheilhafter, auf eigene Hand nach den Ostseeküsten zu fahren und die dort eingehandelten Waaren an jedem ihnen gerade passenden niederländischen Markte selber zu verkaufen. Mit der Verlegung des Stapels der Hansa von Brügge nach Antwerpen, wo sich Alles zwangloser und freier bewegte, verlor derselbe auch den letzten Rest von Bedeutung, und das hanseatische Kontor in Antwerpen bestand eigentlich nur noch dem Namen nach.

Schon in den letzten Jahrzehnten machten sich die Vorzeichen des Niederganges des Hansabundes allgemein fühlbar. — Der despotische Zar Iwan I. Wassiljewitsch hatte sich die aufgeblühten Handelsrepubliken zu Pleskow und Nowgorod zinspflichtig und infolge von Zerwürfnissen mit den freunden Kaufleuten in seinem Zorn die wichtige Faktorei der Hansen am letztgenannten Orte dem Erdboden gleich gemacht. Er hatte weiterhin die angesehensten Häupter der hanseatischen Handelsniederlassung gefangen nach Moskau abführen und 40 derselben wegen ihres unbotmäßigen Verhaltens hinrichten lassen (1476). Damit nicht zufrieden, verbot er auch noch den Hansen das Betreten des moskowitischen Gebietes bei ewiger Gefangenschaft. Der ehemals so lohnende direkte Handelsverkehr mit Rußland hatte damit ein Ende mit Schrecken genommen; er mußte künftighin den Weg durch Livland über Riga und Reval einschlagen.

Der Katastrophe von Nowgorod folgten bald andere und noch weit schwerer überwindbare Einbußen. Die Entdeckung Amerika's (1492), die Einführung des „allgemeinen Landfriedens" (1495) sowie die Einsetzung des Reichskammergerichts, endlich die Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1498); alle diese folgenreichen, für die Allgemeinheit so wohlthätigen Begebenheiten waren eben so viele herbe Schläge für die deutsche Hansa Geschlossen zum Schutze des Kaufmanns gegen Raub und Gewaltthat, hörte der Bund auf eine Nothwendigkeit zu sein, nachdem die Piraten von den Meeren, die Raubritter und Wegelagerer von den Heerstraßen nach und nach verschwanden. Als an die Stelle der rohen Gewalt bei Streitigkeiten deutscher Fürsten und Städte die Entscheidung durch Reichsgerichte trat, erlosch auch allmählich die adelige Räuberei auf offener Straße.

Digitized by Google

Scene aus dem Wittenlager auf Schonen. Zeichnung von Karl Röhling.

Digitized by Google

Der Seeräuberei auf den nordischen Meeren war unterdessen meist durch die Hansen selbst ein Ende bereitet worden. Vom nachhaltigsten Einfluß aber zeigte sich die Entdeckung eines neuen Welttheiles und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien. Damit begann eine Umwälzung in den bisherigen Handels- und Verkehrsverhältnissen der alten Welt. Die Lebensweise der europäischen Gesellschaft veränderte sich; mit den neu eingeführten Produkten kamen neue Bedürfnisse in Aufnahme, selbst andere Lebensmittel boten sich dar, und die bisher gewohnten Genußmittel wurden in viel reichlicherem Maße einer größeren Anzahl von Käufern zugeführt, allerdings auf anderen Wegen als seither. Infolge dessen verlor das Mittelmeer seine hohe merkantile Wichtigkeit, und gegen den amerikanischen sowie den umgestalteten und neubelebten levantinischen Handel schrumpfte die Großartigkeit des Verkehrs auf der Ostsee gewaltig zusammen. Lissabon ward die Handelskönigin der Welt, und die Portugiesen und Spanier traten eine Zeit lang an die Spitze der Handelsvölker.

Aber selbst die Oberherrschaft im Gebiete des Ostseehandels büßten die Hansen später ein. Wiewol Gustav Wasa vorzüglich durch die Hülfe der Ostseestädte auf den Thron Schwedens erhoben worden war, so trachtete doch gerade er und zwar mit gutem Erfolge dahin, sich und sein Reich von dem bevormundenden Einflusse stolzer Kaufleute zu befreien und deren drückende Uebermacht zu brechen. So gingen diese eines ihrer Privilegien nach dem andern in Schweden verlustig; ihre Versuche, solche mit bewaffneter Hand sich zurückzuerobern, blieben ohne glücklichen Ausgang.

Jürgen Wullenweber. Es war zur Zeit der Reformation, als Lübeck noch einmal in den Vordergrund trat. Damals gebot Jürgen Wullenweber als Bürgermeister in Lübeck. Dieser kühne und hochstrebende Mann hatte gar wohl begriffen, daß sich die Hansa ihre Stellung und eine Zukunft nur dann sichern könne, wenn sie als Vormacht die Küstengebiete der Ost- und Nordsee beherrsche. Wie in allen Städten, wo die Reformation zum Siege gelangte, so wurde auch in Lübeck die Herrschaft der katholischen Patrizier oder Großbürger durch die demokratisch gesinnten Zünfte gestürzt, deren Führer jener Wullenweber war. Die Zeitverhältnisse schienen des Volksführers hochfliegende Pläne, seine Vaterstadt von Neuem zur Königin der Ostsee zu erheben und dadurch der Hansa eine dominirende Stellung wieder zu gewinnen, begünstigen zu wollen. Noch mußte sich Gustav Wasa von Schweden auf Lübecks Freundschaft stützen, und Friedrich von Holstein ward gleichfalls durch die Hansa auf dem Throne Dänemarks aufrecht erhalten. Beide hatten dem Bunde für den geleisteten Beistand werthvolle Vergünstigungen zugestehen, namentlich die Ausschließung anderer Seefahrer von der Fahrt durch den Sund gutheißen müssen. Doch waren diese Zugeständnisse für Schweden und Dänemark so drückend, daß sie dieselben nicht aufrichtig meinten und auch nicht zu erfüllen vermochten. Außerdem verführ Lübeck gegen die niederländischen und livländischen Städte so selbstsüchtig, daß diese vom Bunde zurück und auf Seiten Dänemarks und Schwedens traten. Es begann ein Krieg auf Leben und Tod. Wullenweber verband sich mit dem Könige von England, söhnte sich mit den Niederländern aus und unterstützte die Volkspartei in Dänemark. Die Hansa errang überall Vortheile, und eine Zeit lang schien es, als könne Wullenweber Herr über die beiden nordischen Reiche werden; da riefen die katholischen Patrizier in Lübeck einen Aufstand gegen den mißliebigen Machthaber hervor. Derselbe mußte flüchten, ward auf fremdem Gebiete vom Erzbischof von Bremen gefangen genommen und widerrechtlich an einen seiner fürstlichen Gegner, den Braunschweiger Herzog Heinrich den Jüngeren, ausgeliefert. Schmählich genug wurde der Unglückliche von den parteiischen Gerichten zu Steinbrück so lange gefoltert, bis er sich zu Dem bekannte, wessen man ihn beschuldigte, nämlich der Veruntreuung städtischen Vermögens, der Bestechung, des Umsturzes des Lübecker Stadtregiments, der Ketzerei und der beabsichtigten Zulassung des Reiches der Wiedertäufer in seiner Vaterstadt. Sein Haupt fiel am 29. September 1537. Man schaffte nun in Lübeck das demokratische Regiment ab, stellte die alte Ordnung wieder her und verhielt sich feindlich gegen alle Fortschritte der neuen Zeit.

Digitized by Google

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Erscheinen der Hanseatischen Flotte an der feindlichen Küste.

Digitized by Google

Mit Wullenweber starb der größte Mann, welchen die Hansa hervorgebracht hat, und den man in Hinsicht auf sein Streben und seinen glühenden Eifer für das Gedeihen, den Ruhm und die Größe der Hansa und Lübecks wol den „Perikles der Hansa“ nennen darf. — Als Mißgunst und Haß ihn geopfert und die Hansen dies geduldet, hatte der Bund damit zugleich sich selbst aufgegeben. Die Strafe folgte dem Justizmord auf dem Fuße.

Während alle westeuropäischen Staaten überseeische Besitzungen erwarben, Kolonien gründeten und ihre Schiffahrtsverbindungen erweiterten, äußerte sich die Wirkung der großen Entdeckungen eines Columbus, eines Vasco de Gama auf Deutschland darin, daß die oberdeutschen Städte durch des Aufhören des Waarenzuges von Oberitalien über die Alpen einen großen Theil ihrer früheren Bedeutung verloren. Auch ward, seit die Reichthümer der Neuen Welt sich auch über Deutschland ergossen, der Bergbau lässiger betrieben, und er brachte daher auch nicht die frühere Ausbeute. Dazu traten die religiösen Unruhen, die Aufstände der Bauern, der Schmalkaldische Krieg, der auch auf Deutschlands Boden übergreifende Spanisch-Niederländische Krieg; all dies hemmte während des sechzehnten Jahrhunderts Handel und Industrie der Städte. Als Kaiser Karl V. dem von ihm sehr begünstigten Banthause Welser jenes weite Gebiet der Nordküste von Südamerika abtrat, das heute Venezuela genannt wird, mißglückte den Süddeutschen die Besiedelung des eroberten Landes, und es mußte dasselbe eifersüchtigen spanischen Abenteurern überlassen werden. — In England aber war während der ereignißvollen Zeiten der Königin Elisabeth der Unternehmungsgeist mächtig erstarkt und es errang die Genossenschaft der „Wagenden Kaufleute“, „Adventurers“, immer größeren Antheil am englichen Ausfuhrhandel; den Färbereien der niedersächsischen Städte dagegen ward durch das Verbot der englischen Regierung, rohe ungefärbte Tücher auszuführen, großer Schaden zugefügt, während die holländischen Städte, dem Bunde der Hansa entfremdet, für eigene Rechnung den Handel mit den Ostseeplätzen an sich rissen.

Doch war ein so fest begründetes Uebergewicht, wie das der Hansen, nicht so schnell gänzlich zu brechen. Noch bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts galten sie in Antwerpen für die ersten Handelsleute, und die Produkte des Nordostens, Schiffbau- und anderes Holz, gesalzene und getrocknete Fische, Getreide, Pelzwerk und Bernstein, Krapp, Waid, Bier und Wein wurden hauptsächlich durch sie verfahren.

Unterdessen hatte die lange Zeit so blühende Tuchweberei empfindliche Rückschritte gemacht, während Englands Wolle immer gesuchter ward; ebenso geriethen die seit längerer Zeit emporgekommenen Kunstgewerbe in Oberdeutschland mehr und mehr in Verfall; Kaffee und Thee beeinträchtigten den Genuß des deutschen Bieres sowie des Rheinweins. Nürnbergs Fabrikate, nicht minder andere Luxus- und Kunstgegenstände verloren größtentheils ihren auswärtigen Absatz, da Niederländer, Franzosen und Engländer sich ebenfalls auf diese Erwerbszweige warfen. Die thüringischen Städte hatten bisher einen lebhaften Handel mit Farbstoffen, namentlich mit Waid, getrieben; dieser kam infolge der Einführung des Indigo in Abnahme. — Das Gewerbe, welches während des Verfalles der übrigen an Bedeutung gewann, war die Leinweberei. Deutschland blieb darin durch seinen ausgedehnten Flachsbau und seine billigen Arbeitskräfte seinen Mitbewerbern überlegen. Westfalen, das Bergische Gebiet, Schlesien, die Lausitz, Hessen u. s. w. fuhren fort, regelmäßig ihre Erzeugnisse nach den Niederlanden, nach dem Oriente und nach anderen Richtungen auszuführen. Neben der Leinwand behauptete nur noch die Verfertigung von Waffen und Metallwaaren in Westfalen, im Siegenschen und in Thüringen ihre Bedeutung und fand auch weiterhin guten Absatz ins Ausland. Aber immer empfindlicher für die armen Gebirgsbewohner ging der Bergbau zurück, da nach der Auffindung neuer Gold- und Silberminen in Amerika das Graben nach Edelmetallen in Deutschland immer weniger lohnend wurde.

Um Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren Macht und Einfluß der Hansen überall im Rückgang. Gleichzeitig lockerte sich das Band, welches sie umschloß, und die Folgen davon traten fühlbar genug zu Tage. In Livland suchten die Städte den russischen Handel

Digitized by Google

ausschließlich in Besitz zu bekommen und ihn den westlichen Gliedern des Bundes gänzlich zu entziehen. Dasselbe geschah von Seiten der preußischen Städte mit dem polnischen Handel. Wie sehr durch diese innere Haltlosigkeit und die verderblichen Zerwürfnisse auch die kriegerische Bedeutung des Bundes geschwächt worden war, zeigte sich während einer Fehde zwischen den Hansen und Schweden um Mitte des Jahrhunderts, in welcher Erstere selbst mit Unterstützung der Dänen keine besonderen Erfolge zu erringen vermochten. Daß derartige Zeichen der Schwäche in den drei nordischen Königreichen sofort benutzt wurden, die Handelsherrschaft der Deutschen noch mehr zu beschränken, darf nicht Wunder nehmen, und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnten diese sich in jenen Regionen keinerlei Vorrechte mehr sichern.

Auch der Zwischenhandel der Hansen, einerseits mit England, andererseits mit den Niederlanden, wurde immer mehr durch die Konkurrenz der mächtig weiterstrebenden „Adventurers" geschmälert, und als es den Hansen gelungen war, die Ausweisung derselben wenigstens aus den deutschen Städten durchzusetzen (1597), verwies Elisabeth alle deutschen Kaufleute aus England. Der ehemals so wichtige Handel nach England ging hierdurch fast völlig zu Grunde. Nicht viel besser gestalteten sich die Verhältnisse in den Niederlanden. Als Antwerpen gefallen und Amsterdam an seine Stelle getreten war, schlossen die Holländer, welche schon vorher mit Erstarkung ihrer Seemacht einen großen Theil des Ostseehandels nach Amsterdam überzuleiten gewußt hatten, die Deutschen fast ganz davon aus.

Mit dem äußeren Niedergang der Hansa hielt die innere Zerrüttung gleichen Schritt. Viele Städte wurden durch ihre eigenen Landesherren gezwungen, dem Bunde zu entsagen, oder sie traten auch freiwillig zurück; vornehmlich die Binnenstädte, als sie erkannten, daß sie im Grunde den Seestädten als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken dienten.

Den livländischen Städten waren die meisten Städte in Ost- und Westpreußen gefolgt, dann auch die reichen, blühenden Städte sowol in den spanisch-niederländischen wie in den holländischen Provinzen; sie wurden, wie erwähnt, sogar Gegner und gefährliche Rivalen des Bundes. Im Jahre 1604 gehörten blos noch 16 vollberechtigte Städte: Lübeck, Köln, Braunschweig, Danzig, Hamburg, Bremen, Rostock, Stralsund, Wismar, Stettin, Greifswald, Magdeburg, Lüneburg, Hildesheim, Minden und Osnabrück — beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, als Lübeck, Bremen, Hamburg und Danzig unter sich (1630) ein Separatbündniß abgeschlossen hatten, welchem sie den Namen der „engeren Hansa" beigelegt, nur noch 14 dem Bunde an. — In der für unser Vaterland so verhängnißvollen Zeit des langen Religionskrieges, als alle überkommenen und nationalen Besitzthümer dem gänzlichen Verfalle nahe gebracht, als so manche Blüten, die aus dem innersten Kern unseres Volksgeistes entsprossen, durch einen dreißig Jahre anhaltenden Sturm geknickt wurden — da verdorrte auch der machtvolle, früher so wurzelstarke Baum unserer Handelsgröße.

Die Hansa zeigte sich den veränderten Zeitverhältnissen nicht gewachsen. Auf dem letzten Hansatage im Jahre 1669, welcher nur noch von neun Bundesgliedern beschickt wurde, nämlich außer den oben genannten vier hanseatischen Großstädten noch von Köln, Braunschweig, Rostock, Minden und Osnabrück, erfolgte die förmliche Auflösung der Hansa nach einem so oft ruhmreichen Bestehen während länger als vier Jahrhunderten. Nichts blieb als der Name der „Hansastädte", welchen Hamburg, Bremen und Lübeck für ihr 1670 erneuertes Separatbündniß (Danzig war inzwischen von demselben auch noch zurückgetreten) als ein theures und unvergeßliches Vermächtniß sich bewahrten. —

Dies war der Ausgang des weilend hochmächtigen Hansabundes, eine Mahnung an die ehemals so lebendige Kraft deutschen Bürgerthums und opferfreudigen Bürgermuthes — an jenen Geist, welcher den deutschen Kaufmann lange Zeit zum Schiedsrichter über Könige und Völker des skandinavischen Nordens machte.

Der Ruin unseres Vaterlandes war nach den verhängnißvollen Kämpfen des Religionskrieges auf ein Jahrhundert hinaus besiegelt. Der Verkehr stockte gänzlich; Die, welche dem allgemeinen Verderben entronnen, waren in ihrer Mehrheit verarmt. Kein Wunder,

Digitized by Google

wenn unter solchen Verhältnissen der so lange tapfer behauptete Wohlstand der deutschen Städte ein Ende nahm. Die große Mehrzahl der Binnenstädte, selbst der größte Theil der Seestädte verlor die ehemalige Bedeutung, viele sanken zu Marktflecken, ja zu Dörfern herab.

Nur drei der alten Hansastädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, bewahrten zum Theil ihre Unabhängigkeit und einigen Glanz. Glücklicher als ihre übrigen Schwesterstädte, hatten sie nur wenig von der Kriegsfurie zu leiden gehabt, und wenn auch manche alte Handelsverbindungen verloren gegangen waren, so benutzten doch besonders die beiden ersteren jede Gelegenheit, dafür neue, in manchen Beziehungen noch werthvollere, anzuknüpfen.

Der Marktplatz zu Lübeck.

Auch wußten sie sich in ihren alten Beziehungen zu England und den Niederlanden zu behaupten, und sie nahmen einen großen Theil des früher von den Hansen nach dort betriebenen Handels wieder auf. Auch mit den übrigen westeuropäischen Ländern unterhielten sie einen lebhaften, wachsenden Verkehr. Die Versorgung Norddeutschlands mit Kolonialwaaren fiel ihnen fast ausschließlich zu.

Im Anfang des zweiten Jahrzehnts des siebzehnten Jahrhunderts ließen sich niederländische Flüchtlinge in Hamburg nieder, welchen die Begründung der Hamburger Bank, deren geschäftlicher Betrieb im J. 1619 begann, zugeschrieben wird. Lübeck begnügte sich

Digitized by Google

damit, von dem Ostseehandel so viel als möglich zu retten; Danzig damit, den Verkehr mit den Küstenländern der Baltischen Meere und mit Polen und Rußland zu pflegen.

Die bisherigen Haupthandelsplätze im Innern, Köln, Nürnberg, Augsburg, Braunschweig, Erfurt, Göttingen, Soest, Dortmund, Osnabrück u. s. w., konnten sich auch nach Beendigung des langen Krieges nicht von den Schlägen erholen, welche ihnen ebenso der Krieg, wie die Umgestaltung der früheren Handels- und Gewerbsverhältnisse beigebracht hatten. Was von dem Waarenzuge erhalten geblieben war, der seit Jahrhunderten zwischen Italien, Süd- und Norddeutschland durch Bayern, Franken und Thüringen, wie zwischen Italien, der Schweiz und den Niederlanden den Rhein hinunter fortgedauert hatte, schritt in den folgenden Jahren seiner Auflösung entgegen.

Die Rechtspflege in Deutschland.

Wir haben an verschiedenen Stellen des Reichskammergerichts Erwähnung gethan, und es erübrigt uns, darüber Einiges nachzutragen. Wir wissen, daß Reichsfürsten und Stände ihre eigene Justiz übten, und wie dieselbe beschaffen war, haben wir zu verschiedenen Gelegenheiten genugsam in Erfahrung gebracht. Aber wenn es sich darum handelte, außerhalb der fürstlichen, städtischen oder reichsständischen Gebiete sein Recht zu suchen, oder eine höhere Instanz anzurufen, so reichte längst nicht mehr der kaiserliche Arm sowie die Macht oder der gute Wille der kaiserlichen Pfalzgrafen und Richter aus. Auch der von den Reichsoberhäuptern zeitweilig gebotene sogenannte „Landfrieden" — an Stelle des ehemaligen „Gottesfriedens" — hatte eben so wenig der Selbsthülfe oder dem Faustrecht ein Ende machen können. Infolge der zunehmenden Zuchtlosigkeit haben wir den Bund der Hansa entstehen sehen; der rheinische Städtebund ging aus derselben Zwangslage hervor.

Die Fehmgerichte. Während der kaiserlosen Zeit gediehen zu großer Bedeutung die sogenannten „Freigerichte" oder auch westfälische, heimliche Gerichte genannt, eine der auffallendsten Erscheinungen während des deutschen Mittelalters, da sie einigermaßen wenigstens der nicht selten herrschenden Rechtlosigkeit Einhalt geboten und die fast gänzlich geschwundene Rechtspflege ersetzten. — Die Richter der Fem waren nicht rechtsgelehrte Leute, sondern freie Mannen aus dem Bürger- und Bauernstande. Die „Femgerichte" (vom alten deutschen Worte „Fem" oder „Feyme", d. h. Strafe) sollen schon unter Karl dem Großen zur Ueberwachung der widerwillig zum Christenthum bekehrten Sachsen ins Leben getreten sein. In Wirklichkeit aber waren es die alten sogenannten Gangerichte, welche sich vornehmlich in Westfalen erhielten und den Gerichtsbann vom deutschen Reichsoberhaupt empfangen hatten.

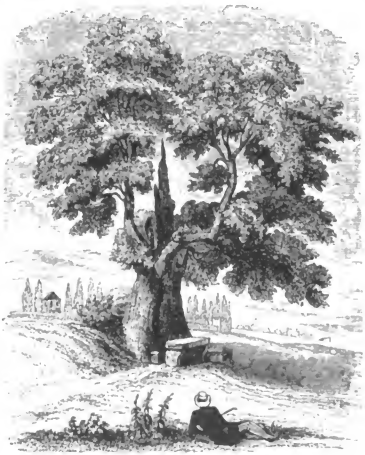
Viele Schriftsteller haben von den Femgerichten und namentlich über die Orte, wo sie tagten, und über ihre Verfahren falsche, oft schauerliche Schilderungen geliefert. Die Femgerichte fanden weder bei Nacht, noch in Höhlen oder unterirdischen Gewölben statt. Der Appellation, die nur an den Kaiser zu richten war, wurde thatsächlich kein hoher Werth beigelegt. Unmündige, Pfaffen, Juden und Heiden wurden nicht in das Femgericht berufen.

Die Femgerichte waren berechtigt, bei örtlicher Verweigerung der Rechtshülfe ihre Zuständigkeit auf das ganze Reich auszudehnen und hatten bei der Rechtlosigkeit, wie solche nach dem Sturze der Hohenstaufen im ganzen Reich überhand genommen hatte, große Bedeutung erlangt. Das hohe Ansehen, das sie genossen, verdankten sie vor Allem dem Schrecken, welchen ihr Verfahren „kurzer Hand" verbreitete; denn Urtheilspruch und Vollstreckung desselben folgten sich meist auf dem Fuße; dann aber auch vornehmlich dem Umstande, daß es den bestellten Richtern nicht selten große Schwierigkeiten verursachte, die Beschuldigten vor ihren Stuhl zu ziehen, während die Femrichter mit Ernst und Eifer dafür sorgten, daß die von ihren Schöffen gesprochenen Todesurtheile auch rasch vollzogen wurden, was meist durch den Strang, also durch Aufhängen der Verurtheilten, zur Ausführung gelangte. Größeren Einfluß haben die heimlichen Gerichte meist nur in Westfalen und in Westdeutschland erlangt. Der Schutz, den sie gegen Vergewaltigungen gewährten, artete freilich selbst in Gewaltthätigkeiten

Digitized by Google

aller Art aus, indem sie später vielfach ihre Macht mißbrauchten. Im eigenen Interesse bemühten sich die deutschen Fürsten und Städte durch Herstellung einer besseren Rechtspflege, den Schutz der Femgerichte entbehrlich zu machen. — Zur Zeit ihrer Hauptwirksamkeit durften die heimlichen Gerichte es selbst wagen, den Kaisern drohend zu begegnen, und die Kaiser mußten es bei fruchtlosen Versuchen bewenden lassen, den Anmaßungen der Freigerichte entgegenzutreten. Auch eine Besserung in der Verfassung der heimlichen Gerichte hervorzurufen, mißlang. Als natürliche Folge der kaiserlichen Machtlosigkeit muß angeführt werden, daß die heimlichen Gerichte sich bis zu der Kühnheit verstiegen, den allerdings schlimmen König Wenzel, ja selbst den Kaiser Friedrich III. vor ihren Stuhl zu laden. Ihre Wirksamkeit erlosch jedoch allmählich nach Verkündigung des ewigen Landfriedens, und als ein besseres Gerichtsverfahren und die peinliche „Halsgerichtsordnung" ins Leben traten.

Gelang es nun auch zeitweilig, einzelnen gegen ihren Landesadel entschiedener auftretenden Fürsten, so den Herzogen von Bayern, den Landgrafen von Thüringen, den Fürsten des Meißner Landes und jenen in Brandenburg, der Raub- und Raufsucht Schranken zu setzen, so hatte doch die Unsicherheit in Schwaben, Franken, Sachsen eine solche Stufe erreicht, daß Kaiser Karl IV. auf dem Reichstag zu Mainz 1354 und auch nachmals Gesetze erließ zur besseren Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, welche im Sinne ihres Zweckes und Geistes unter dem Namen „Landfrieden", wenn auch erst nach und nach und auch nur zeitweilig, zur Geltung gelangten. Zur Herstellung und Aufrechterhaltung dergleichen gemeinschaftlich errichteter Landfrieden traten im vierzehnten Jahrhundert sowol Fürsten als Städte, so der „Schwäbische Städtebund", und mehrere Reichsstände in Verbindung, indem sie erklärten, sich zur Schlichtung entstandener Streitigkeiten den von ihnen erkorenen Schiedsrichtern zu unterwerfen. Spätere Kaiser geboten einen „allgemeinen Landfrieden", so Sigismund 1431 auf die Dauer des Hussitenkrieges. Albrecht II. gelang es, einen „ewigen Landfrieden" durchzusetzen, der aber nur zu bald wieder in Vergessenheit gerieth. Im Jahre 1494 verlängerte Maximilian I. den schon unter Friedrich III. auf zehn Jahre zu Stande gekommenen Landfrieden auf weitere drei Jahre.



Die Femlinde bei Dortmund in Westfalen.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war das Bedürfniß nach größerer Sicherheit und einer besseren öffentlichen Ordnung innerhalb aller Kreise der mächtig vorgeschrittenen Nation so allseitig zum Durchbruch gekommen, daß endlich auf dem Reichstage zu Worms 1495 der sogenannte „Reichslandfrieden" zu Stande kam, welcher am 25. Juli desselben Jahres als Gesetz unter dem Namen des „Ewigen Landfriedens" veröffentlicht werden konnte. Noch am 31. Oktober 1495 — an dem Tage, den wir jetzt als den Tag der Reformation, als den Geburtstag einer neuen welthistorischen Zeit, begehen — hat Kaiser Maximilian in eigener Person das Gericht zu Frankfurt a. M. in feierlicher Sitzung eröffnet.

Digitized by Google

Durch den Ewigen Landfrieden sollte jede Art von Selbsthülfe auf ewige Zeiten verboten, die Stände aber angehalten sein, sich jährlich zu versammeln, um den Landfrieden aufrecht zu halten, Uebertretungen zu untersuchen und zu ahnden. Zugleich wurde ein stehendes Gericht, das „Reichskammergericht", eingerichtet, zuvörderst in Speyer, neben dem gleichzeitig errichteten „Reichshofrath" in Wien. — Der Reichshofrath bestand aus einem Präsidenten, Vizepräsidenten und achtzehn Räthen, alle vom Kaiser ernannt und besoldet. Ein Theil derselben sollte aus dem Reiche herangezogen werden. Mit dem Tode eines Kaisers hörte der zeitweilig berufene Oberste Rath auf, und ein anderer wurde vom neuen Reichsoberhaupt bestellt. Der Reichshofrath war nicht nur oberstes Gericht, sondern gewissermaßen auch einziges und oberstes Regierungskollegium. Das Reichslehnswesen, Kriminalsachen über Reichsunmittelbare und Reichsregierungsangelegenheiten gehörten zum Geschäftskreise dieser obersten Behörde.

Das Reichskammergericht trat neben dem Reichshofrath als nächst höchstes Gericht in Kraft. Dasselbe bestand aus einem vom Kaiser ernannten Kammerrichter fürstlicher oder gräflicher Abkunft, zwei Präsidenten und einer Anzahl Beisitzer, theils katholischen, theils evangelischen Glaubens. Die Beisitzer wurden von den Reichsständen gewählt und besoldet. Das Reichskammergericht sollte „nach des Reichs und gemeinen Rechten und nach ehrbaren und redlichen Ordnungen und Statuten" entscheiden; in Wirklichkeit verfuhr es nach den Reichskammergerichtsordnungen. Es urtheilte über alle Rechtssachen der Reichsunmittelbaren und bildete zugleich die höchste Instanz für die Reichsmittelbaren in Civilsachen.

Die beiden erwähnten Regierungs- und Gerichtskollegien krankten jedoch von Anfang an, zuerst am Mangel einer auf nationalem Boden erwachsenen Rechtseinheit, aber noch mehr an der völligen Unzulänglichkeit ihrer äußeren wie inneren Mittel und Kräfte. Denn fortwährend wurde ihre Wirksamkeit gekreuzt, einerseits von der Engherzigkeit und dem souveränen Belieben der deutschen Fürsten und Reichsstände, andererseits durch die beiden Höfe selbst. Während die einzelnen deutschen Staaten und kleinen Fürstenthümer Kaiser und Reich gegenüber allesammt nach Ausübung der vollen Souveränetät strebten, sodaß zuletzt das Reichskammergericht thatsächlich nur für die machtlosen kleineren Territorien galt, suchte der kaiserliche Reichshofrath in Wien Alles an sich zu ziehen, und oft genug mit Erfolg, selbst gegen Verfassung und Recht, wodurch natürlich die Kompetenz des Reichskammergerichts in immer engere Schranken sich verwiesen sah. Dazu kam, daß es ohne Heimat, ohne Einheit des Ortes war, was für die Stetigkeit der Rechtspflege, ja für das Bewußtsein der Nation selbst von großem Nachtheil sein mußte. — Von Frankfurt a. M. schon im ersten Jahre seiner Errichtung nach Worms verlegt, kam es 1526 nach Speyer, und residirte mit großen Unterbrechungen abwechselnd in Worms, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Eßlingen, bis es durch Ludwig XIII. im Jahre 1639 mit seinen ins Ungeheure aufgethürmten Aktenmassen nach Frankfurt a. M., von da nach Worms und Aschaffenburg verjagt wurde, zuletzt überhaupt froh, ein Obdach gefunden zu haben. — Während jetzt jede Stadt es sich zur Ehre anrechnen würde, ein solches Reichsobergericht in ihren Mauern zu beherbergen, war das kaiserliche Obertribunal damals schon so tief im Vertrauen und in der Achtung der Nation gesunken, daß kein angesehener Ort es willkommen heißen mochte. Gleich einer Weissagung für eine bessere Zukunft hat es fortvegetirt, bis im Jahre 1806 Napoleon's I. gewaltsame Hand das morsche Deutsche Reich und mit ihm auch dieses Institut in Trümmer schlug.

Trotz allen guten Willens kaiserlicherseits sowie der besten Absichten einzelner wohlmeinenden Landesherren war es mit der Gerechtigkeitspflege im sechzehnten Jahrhundert gar schlecht bestellt. „Die Gerichtsherren", sagt Udalrich Zasius, „statt auf das gemeine Beste zu sehen, strafen nur, um ihre Einkünfte zu vermehren; gar verdammlich ist die Sitte, beim Verkauf der Güter, mit denen peinliche Gerichtsbarkeit verknüpft ist, die Strafen mit zum Bestande der Einkünfte zu rechnen." — Man merke wohl: von allen eingezogenen Gütern und Strafgeldern gehörte ein Theil den nur allzu oft begehrlichen Richtern!

Digitized by Google

Ketzerverfolgungen und Hexenprozesse.

Zu den dunkelsten Partien in der Geschichte der Rechtspflege im Mittelalter sowie zu Beginn der neueren Zeit gehören die Blätter, auf welchen die Verfolgungen von Andersdenkenden und Ungläubigen, von Ketzern, Hexen und Teufelsanbetern verzeichnet stehen.

Daß auch die Verbreitung der Reformation ihre Blutzeugen verlangte, und daß es in den Zeiten unheilvollsten Aberglaubens nicht an zahlreichen Opfern fehlte, die der Unduldsamkeit und dem frommen Wahn verfielen, ist begreiflich. Selbst in denjenigen Landen, in welchen für Aufrechterhaltung der bürgerlichen Freiheiten am eifrigsten gestritten worden war, in den Nordmarken (im Dithmarschen), erhob die Glaubenswuth ihr bluttriefendes Haupt. Wurde doch im Jahre 1524 der protestantische Prediger Heinrich von Zütphen in Buxtehude optima forma prozessirt und ungeachtet der kräftigsten Einreden seiner zahlreichen Anhänger zu Bremen, wo der tüchtige Mann seine segensreiche Wirksamkeit begonnen, ungeachtet des mannhaften Auftretens seines Freundes, des vielvermögenden Rathsherrn Meimar von Borken, als Ketzer verfolgt, ja schließlich auf einer Reise zu Meldorf im Dezember desselben Jahres gefangen genommen, grausam gemartert und darauf verbrannt. — Von den zahlreichen Opfern, welche die Blutgerichte der Inquisition und der Ketzerverfolgungen forderten, haben wir bereits an anderen Stellen gesprochen.

Die Wahrheit gebietet, auch hier zu wiederholen, daß vielfach die Protestanten da, wo sie die Oberhand erlangt hatten, mit kaum glaublicher Gehässigkeit ihre Gegner, die Katholiken, bekämpften, und daß später Lutheraner und Reformirte sich mit derselben Schonungslosigkeit zu vernichten suchten, wie zur Zeit der Reformation dies durch die Anhänger des Papstthums gegen Evangelische geschah. Ein Gemälde, das die Hexenverfolgungen darstellen soll, bedarf gleich dunkler Farbentöne, wie jenes der Vernichtung der Ketzer.

Die Hexenprozesse. Der Glaube an Hexen und Zauberei ist uralt, unsere heidnischen Voreltern theilten ihn schon. Sie hielten mancherlei Uebel, namentlich Krankheiten, für Werke von Unholden, von denen man wähnte, daß sie den Menschen „von innen heraus" zu verzehren vermöchten. Der Genuß des Fleisches von einer getödteten Hexe galt als Mittel gegen den Hexenzauber. — Den Wohnsitz der Hagedisen oder Hexen versetzten die alten Deutschen in ihre heiligen Haine, überhaupt nach schwer zugänglichen Orten. Wie aber der Glaube an Wodan, Thor und Freya selbst in den Jahrhunderten nach Verbreitung des Christenthums in Deutschland nicht hatte ausgerottet werden können, so noch weniger der an die helfenden und heilenden Frauen, an Zauberweiber und Wahrsagerinnen. Man suchte sie im Waldesdunkel auf und befragte sie; sie selbst aber hielten Umzüge durch das Land und feierten mit ihrem freilich immer kleiner werdenden Anhang die altgewohnten heidnischen Feste durch Tanz und Gasterei. Nachdem jedoch die alten Heidengötter mehr und mehr in Vergessenheit gerathen waren, und frommer Glaubenseifer sie als Teufelswesen verfemt hatte, da wurden ihnen auch die „weisen Frauen" als Teufelsdienerinnen beigesellt.

Ein guter Theil der als Hexen und Hexenmeister bezeichneten Personen, Frauen wie Männer, besaß sicherlich genauere Kenntniß von den Heilkräften der drei Naturreiche, vorzüglich der Pflanzenwelt, sowie von den Wirkungen geheim gehaltener Mittel — Stoffe der belebten und unbelebten Natur — sei es durch eigene Beobachtung, hauptsächlich aber vermöge der Ueberlieferung durch Angehörige oder andere Naturkundige.

Diese uralten Erfahrungssätze entstammten zumeist der Zeit des Heidenthums, als die Priester nicht allein die einzigen Naturforscher, sondern auch die besten Aerzte waren. Die Heidenpriester aber umhüllten, wie überhaupt ihr Treiben, so auch ihr Wissen mit geheimnißvollem Beiwerk, um damit die Wirkung des Uebernatürlichen hervorzubringen. Am Uebernatürlichen, ursprünglich geknüpft an den Grundzug der heidnischen Gottheiten, hielten auch später die Verbreiter des Christenthums fest. So vererbten sich Wirklichkeit, Wahrheit und Täuschung von Geschlecht zu Geschlecht. Gerade in den finsteren Zeiten des Mittelalters war

Digitized by Google

„das Wunder des Glaubens liebstes Kind." — Die eben so gesuchten wie oft gefürchteten naturkundigen Geheimnißbewahrer, die vermeintlichen Hexen und Zauberer, wußten es nicht anders, oder sie hielten es für vortheilhaft, ihre Zaubermittel und Rathschläge erst recht mit dem überkommenen überflüssigen Beiwerk zu umhüllen, wie heutigen Tages unsere Aerzte die bitter oder widerwärtig schmeckenden Ingredienzen ihrer Medizinen durch Gewürz- oder Sirupbeisatz genießbarer zu machen suchen. Das Geheimnißvolle, das übernatürlich Erscheinende — das war's, was den Glauben der wundersüchtigen Menge hervorrief oder nährte. Vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, glaubten die Nachkommen der heidnischen Naturkundigen, die nachmaligen Hexen und Hexenmeister, wie unsere heutigen „weisen Frauen", die Kräutersucherinnen in Sachsen, Thüringen u. a. O., selbst nicht nur an den Kern ihrer Geheimnisse, sondern schätzten die Hülle fast noch höher im Werthe.

So verschmolz in Jahrhunderte langer Uebung die Wirklichkeit, das Heil- und Wirksame mit dem Wahn, die Selbsttäuschung mit der Verblendung, und das ursprünglich Nützliche und Wohlgemeinte förderte im Laufe der Zeiten die Leichtgläubigkeit auf der einen und das Uebelwollen und viel schlimme Täuschung auf der andern Seite. Die überreizte Phantasie vermischte sich so eng mit der Wirklichkeit bei diesem Treiben, daß es schwer fällt, die eine von der andern in den mittelalterlichen Aufzeichnungen zu unterscheiden. Aus dem Baskenlande wird uns berichtet, daß dort Jahrhunderte lang Tausende in dem Wahne befangen blieben, Teufelskinder zu sein, und daß sich ebenso Tausende zu Zusammenkünften vereinigt hatten, um ihren phantastischen Gepflogenheiten zu genügen.

Daß die Hexenschwester- und Zauberbrüderschaften eine unglaubliche Menge Bethörter umfaßten, ja daß zu ihren Versammlungen oft bis zu 12,000 Personen eingetroffen waren, ist aus den noch vorhandenen Akten der Hexenprozesse von Montpellier und Aix in Frankreich zu ersehen. — Unter Franz I. sollen, wie in Roskoff's „Geschichte des Satans" zu lesen ist, allein über hunderttausend Verurtheilungen wegen Hexenunfugs stattgefunden haben, und nach Versicherung des glaubwürdigen Bodin betrug die Zahl der in Frankreich eingestandenermaßen der Hexerei ergebenen Personen bei 300,000. — Geraume Zeit schritten die Gerichte gegen diesen Irrwahn ein; zu Tausenden wurden die Teufelssippschaften ergriffen und nach kurzem Prozeß auf dem Scheiterhaufen verbrannt — ein lange vergebliches Bemühen.

Die unglaublichsten Dinge wurden allüberall erzählt und geglaubt; die Beschuldigten hatten oft genug davon gehört, und es stand ihnen die Auswahl frei, wozu sie sich bekennen wollten. Aus diesem Grunde lauten auch die Aussagen sämmtlicher Angeklagten ziemlich ähnlich. Fast immer heißt es, daß sich der Teufel ihnen unter irgend einer Gestalt genaht und nach verschiedenen Präliminarien ihnen eine Salbe überreicht oder sie wol auch selbst damit bestrichen habe, worauf sie die Fähigkeit gewannen, durch die Luft dahin zu ziehen und sich auf Besen, Ofengabeln u. s. w. nach der Bocks wiese oder anderen unheimlichen Orten, oder nach irgend einer Anhöhe, wie dem Blocksberg, zu begeben.

Die Sabbatrunde und die schwarze Messe. „Die gewöhnlichen Tage dieser Zusammenkünfte waren der Montag, der Mittwoch und der Freitag jeder Woche; im nördlichen Deutschland ging die Luftfahrt nach dem im Harz gelegenen Blocksberg. Der erste Mai galt als der Hauptfeiertag der Teufelsanbeter. Die Hexensalbe, vom Satan aus dem Fett ungeborener Kinder, aus Wolfswurzel, Eppich und Mönchskappen gekocht, mit der die Hexen sich einrieben, gab ihnen die Fähigkeit, auf Böcken, Ofengabeln, Besenstielen oder Strohwischen die Reise durch die Luft nach den Zusammenkunftsorten auszuführen. Dort fand sich nun auch der Satan ein, der als ein düsterer, häßlicher, schwarzer und wild dreinschauender Unhold beschrieben wird, den Mittelpunkt der höllischen Feste bildend. Er sitzt auf einem hohen verzierten Thron von schwarzem Holz und trägt eine Krone von kleinen Hörnern, zwei große Hörner auf dem Hinterkopfe und ein drittes auf der Stirn. Mit dem letztern erleuchtet er den Versammlungsplatz; sein Licht, das heller als das des Mondes, aber schwächer als das der Sonne ist, hat einen grünlichen Schein.

Digitized by Google

„Aus den mächtig großen Augen sprühen Flammen, der Bart gleicht dem der Ziege, die ganze Gestalt scheint halb Mensch, halb Bock. Die mit langen Nägeln bewaffneten Finger spitzen sich wie Vogelkrallen aus, die Füße ähneln den Gänsefüßen. Wenn der Teufel spricht, so ist seine Stimme rauh, wie die Stimme des Esels. Oft redet er undeutlich, leise, ärgerlich und stolz; der Gesichtsausdruck verkündet üble Laune und Trübsinn."

Den Höhepunkt dieser höllischen Zusammenkünfte und Teufelsbündnisse bildet die „schwarze Messe". Die Zauberer und Hexen knieen dann vor dem Teufel nieder, wiederholen ihre Abfallserklärungen von Gott und küssen Hand, Fuß und andere Theile ihres teuflischen Gebieters. Bisweilen müssen sie ihm ihre Sünden beichten, die natürlich in nichts Anderem als darin bestehen, daß sie nicht eifrig genug Werke des Bösen verrichtet haben. Nun theilt der Satan das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus. Die dabei verbrauchten Hostien schmecken wie Leder oder faules Holz und bringen die Kommunizirenden äußerlich in Schweiß, während bittere Kälte zugleich ihr Gebein erstarren macht. — Nach der Messe läßt Satan silbernes Tafelgeschirr und eigenartige, prächtig aussehende Gerichte auftragen; rothe und grüne Pechlichter erhellen die Tafel; aber es ist verdächtig, daß trotz der Auswahl lockender Speisen weder Brot noch Salz erscheinen; auch sind, wie uns der gelehrte Erforscher der Pflanzenwelt Unger in seinen „Botanischen Streifzügen" berichtet, alle Speisen zwar wohlschmeckend, aber sie sättigen nicht, das bezeichnende Gefühl aller geträumten Gastmähler. Der Wein, an welchem Ueberfluß ist, wird stets aus dem Stamm einer Eiche oder Buche gelassen und in silbernen Bechern kredenzt. — Nach diesem Schmause folgt die berüchtigte tolle Sabbatrunde. Alle Anwesenden fassen sich an den Händen, schließen einen engen Kreis um ihren Fürsten, wobei sie ihm aber den Rücken zukehren, und es werden von den meist nackten oder durchsichtig bekleideten Festgenossen Unzüchtigkeiten der scheußlichsten Art verübt. Die schönsten und jüngsten der anwesenden Weiber gelten als die Königinnen des Bacchanals; mit ihnen eröffnet Satanas den Ball. Die Satansrunde ist aber nicht der einzige Tanz, der vorgenommen wird; es verbinden sich damit unzählige toll-verrückte Sprünge und Geberden, in welchen der Hauptreiz bestand, der so viele Tausende von Weibern zu diesem nächtlichen Unfug zog. — Nach einigen Stunden endet das Gelage. Der Teufel mit Roß und Wagen, „Khoblwagen, Khalleß", im Zwei- oder Viergespann, steht nun bereit, die Gesellschaft aufzunehmen und durch die Lüfte zu führen. Entweder setzt er seine Gäste im Walde, auf einer Wiese oder an einer Brücke auf die Erde nieder, und das Ganze hat damit sein Ende erreicht; oder es beginnt ein noch bei weitem wichtigeres Geschäft, die Bereitung von Sturm, Gewitter und Hagel! — Es wird dies dadurch bewirkt, daß man in einem Fasse Schnee und Wasser zusammenrührt, oder aus den Wolken und allerlei anderm „Gfräß" mit den Händen kleine Ballen zusammenwalzt, woraus erst schwarze, dann weiße Kügelchen entstehen. Die geweihte Hostie spielt dabei stets hervorragend eine Rolle. Sie ist gestohlen, oder die unglückseligen Einlieferer haben sie bei einer früheren Kommunion im Munde behalten und aufbewahrt. Nachdem diese Hostie auf verschiedene Weise beschimpft und vermehrt worden ist, wird durch sie die Verwandlung der „Kügleln" in Eis bewerkstelligt. Der so bereitete Hagel wird nun in Säcken, Körben, Schürzen ꝛc. gesammelt und bei der Weiterfahrt in die Luft gestreut. Deshalb soll man in besonders großen Hagelkörnern zuweilen Menschenhaare finden, und noch bis auf den heutigen Tag ist es in manchen Dörfern Sitte geblieben, beim Heranziehen eines Gewitters die Glocken zu läuten, um die bösen Luftgeister zu zwingen, einen andern Weg einzuschlagen.

Der Botaniker Unger, dessen wir vorhin erwähnten, macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß in vielen Gegenden die Zigeuner als nahe betheiligt an der Entstehung jenes Wahnes angesehen werden dürfen. Ihre Religionslosigkeit, ihr Hang zu geheimnißvollem Thun, zu Zauberkünsten hat ohne Zweifel in allen Ländern, wo sie sich zeigten, bereitwillige Lehrlinge gefunden. Die Beschreibung des Teufels paßt oft so genau auf einen gelbbraunen, in Lumpen gekleideten Zigeuner, daß man keinen Augenblick an dem bei dieser Vorstellung vorschwebenden

Digitized by Google

Bilde zweifeln kann. Unter den Hausgeräthen der Zigeuner aber — so karg dieselben bei diesem meist in Wäldern oder an unheimlichen Orten sich aufhaltenden Volke auch immer sein mögen — fehlt nie der silberne Becher, und, merkwürdig genug, wird der aus einer Eiche gelassene Wein bei den Hexengastmählern immer in silbernen Bechern kredenzt! — Den Zigeunern, als Zauberer und Wahrsager, sind sicher auch alle Mittel bekannt gewesen, deren sich die Menschen zur Betäubung der Sinne, zur Aufregung einer zügellosen Phantasie jemals bedient haben. Mit dem Gebrauch des Opiums waren sie von ihrem ursprünglichen Stammsitz am Indus her bekannt, und in der That weiß man, daß Opium zu den Artikeln gehört, die der obdachlose Zigeuner mit sich führt und mit denen er verbotenen Handel treibt. — Doch gieht es ja der Pflanzengifte so manche, die in grauer Vorzeit wol besser gekannt waren und später noch mehr ausgenutzt worden sein mögen, als es heutzutage geschieht.

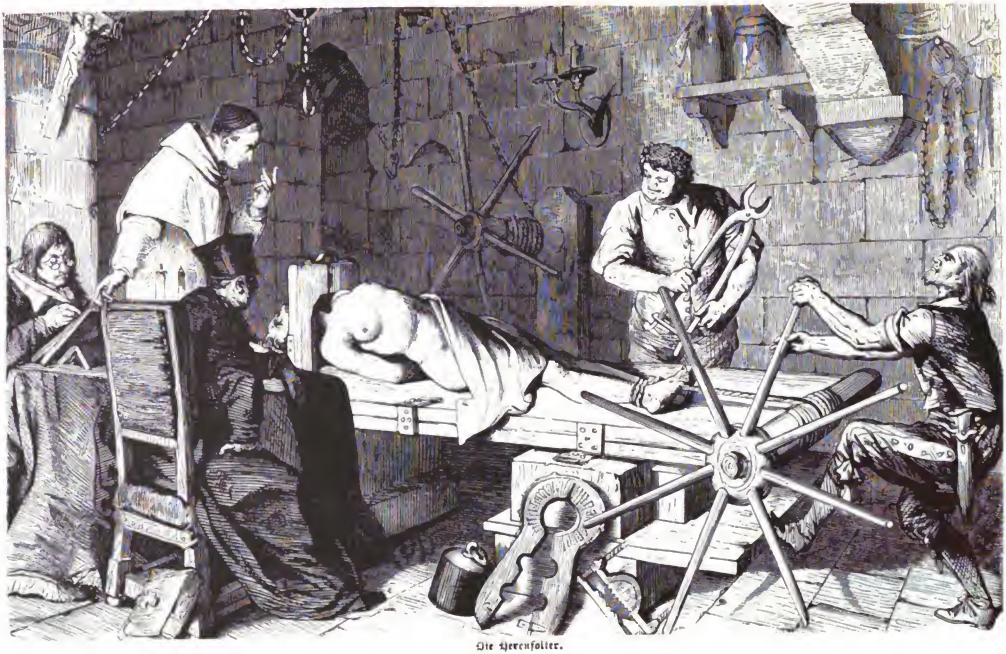
Außer in der erwiesenen Ansteckung, die jede solche Geistesseuche ausübt, meint man in neuerer Zeit, im Genuß und in den Einflüssen der Pflanzengifte, wie beispielsweise des weitverbreiteten Stechapfels, die Erklärung des Hexenspuks gefunden zu haben. Wie ein dunkler Schatten zieht sich die Geschichte dieser unheimlichen Pflanze durch die Ueberlieferungen der vergangenen Jahrhunderte. Er vor Allem gehört zu jenen geheimnißvollen Giften, die betäubend und aufregend zugleich auf die Nerven einwirken und dadurch die merkwürdigsten Visionen oder Einbildungen hervorzubringen vermögen.

Es erscheint unter diesen Umständen durchaus glaubhaft, wenn angenommen wird, daß von den zahlreichen Unglücklichen, die als Hexen und Hexenmeister verbrannt wurden, ein guter Theil nicht blos als Opfer der Beschränktheit oder Bosheit ihrer Richter gefallen ist, sondern daß Viele von ihnen geradezu geglaubt hatten, Zusammenkünfte mit bösen Geistern gehabt zu haben. — In den Erzählungen und Bekenntnissen der Meisten kehrt als Grundthema immer derselbe Hergang wieder. Meist waren es Personen niederen Standes, von beschränkter Geistesbildung; zu ihnen gesellte sich, gewöhnlich in abgelegenem Walde, ein fremder Mann oder ein unbekanntes braunes Weib — wieder der Zigeuner, wie er leibt und lebt. Nach vorhergegangener anderweitiger Unterhaltung bestreicht endlich der Unbekannte die Achselhöhlen mit der Hexensalbe, und kurze Zeit darauf — nachdem das Mittel wirkt — fühlt sich der Gesalbte leicht, wie verwandelt. Er fliegt, er schwebt wie ein Vogel, und Alles, was er erlebt zu haben vorgiebt, deutet auf die Erregung bestimmter Nervenpartien hin, wie sie bei Gebrauch von Stechapfel und ähnlichen Betäubungsmitteln jedesmal eintritt. Die Bethörten glauben, ihre Visionen wirklich erlebt zu haben, da ihnen, wie ihren Richtern, das Verständniß des Zusammenhanges gänzlich fehlt. Wer möchte hierbei nicht an die Opiumraucher des Orients denken, die sich noch heute willkürlich in ähnliche Ekstasen versetzen?

Teufelskratz und Wechselbälge. Nach Besprechung der weitverbreiteten Teufelsbündnisse dürfen die „Teufelsverschreibungen“, d. h. die mit Blut bewirkte Unterschrift der Satanskinder, und das „Anamäli“ oder Teufelszeichen, die Blutmischung, wie sie bei Eiden und Bündnissen seit uralten Zeiten vorgekommen war, nicht unerwähnt bleiben. Dieses Stigma, im alten Köln „Stigma diaboli“ oder „Teufelskratz“ genannt, kannte man jedoch schon lange, bevor man Hexen verfolgte und verbrannte. Der Teufelswahn lehrt, daß der Satan dem Körper seiner Opfer ein Zeichen eindrücke, als Sinnbild seines Eigenthumsrechts (an Leib und Seele), gleichwie die Schafbesitzer den einzelnen Stücken ihrer Herden ein Brandmal einsengen. — Die Stelle, wo dies bei den Höllenopfern geschehen, hielt man für unempfindlich, mochte das Stigma hinter den Ohren, unter den Augenbrauen, auf der Achsel, der Brust oder am Rücken angebracht sein.

Nach diesen Teufelszeichen wurde seitens der peinlichen Richter eifrigst gefahndet. Auch unterließen diese es nicht, die Hexen nach ihren Mitgenossinnen zu befragen, und ob sie diese Kameradinnen an dem Teufelskratz, jenem meist einem Krötenfuß gleichenden Zeichen, zu erkennen vermöchten. Die Richter gingen dabei von der Ueberzeugung aus, daß die Hexen und vornehmsten „Trutten“ sich unter einander kennen müßten.

Digitized by Google



Die Hexenfolter.

Digitized by Google

Jenes Hexenzeichen glaubten die Gerichtsknechte aber entdeckt zu haben, wenn sich irgend eine Narbe oder ein anderer Fleck am Körper der Angeschuldigten vorfand, eine Stelle, die nicht blutete, wenn man eine Nadel in sie stieß oder sie ritzte. Es wurde angenommen, daß gerade ältere Personen, welche im schlimmen Geruche standen, große Zauberer oder Zauberinnen zu sein, oft mit zwei oder drei solchen Merkmalen versehen seien. Da es nun dem menschlichen Körper selten an Schrammen oder Flechten und anderen Malen fehlt, so fiel es den Hexenmeistern nicht schwer, „ausgemachte Höllengezeichnete“ zu ermitteln. Der große Zauberer, Priester Gaufridius, welchen das Parlament von Aix im Jahre 1611 am 30. April richtete, gab ausdrücklich zu, daß seine Tochter das Brandmal des Satans an Kopf, Herz, Bauch, Hüften, Schenkeln, Füßen und vielen anderen Orten ihres Leibes trage.

Es ward von Priestern, Hexenrichtern und der leichtgläubigen Menge erst recht als unumstößlicher Satz angenommen, daß der Teufel mit den Hexen mißgestaltete Kinder, sogenannte „Wechselbälge“, erzeuge. Eine spätere Behauptung nennt als Frucht solcher Verbindungen Schlangen, Kröten, Frösche und Ungeziefer aller Art. Von den mit dem Satan gezeugten Kindern weiß die Geschichte des Hexenwesens gar Mancherlei zu erzählen. In Riehl's „Historischem Taschenbuch“ wird von einem Teufels- oder Incubuskinde, das 1249 in England existirt haben soll und mit einem halben Jahre die Größe eines siebzehnjährigen Burschen erreicht habe, berichtet. Ebendaselbst ist zu lesen, daß bei der großen Hexenverbrennung zu Toulouse in Frankreich eine der Verurtheilten, die sechsundfünfzigjährige Labarthe, ausgesagt hätte, ihr vom Teufel herrührendes Kind sei ein Ungeheuer mit Wolfskopf und Schlangenschwanz gewesen, für welches sie jede Nacht ein kleines Kind habe stehlen und schlachten müssen, da es keine andere Nahrung als diese zu sich nehmen wollte.

Ein französischer Richter Pierre de Lancre erzählt weiterhin, eine Angeklagte habe 22 Kinder zum Hexensabbat geführt, und dieselben hätten bei dieser Gelegenheit sämmtlich das Zauberzeichen erhalten, wie denn auch bei der Hexe selbst das Zeichen im linken Auge bemerkbar gewesen wäre. Bei dieser Gelegenheit bestätigt der Protokollführer des Gerichtshofes der „Großen Kammer“, daß Verurtheilte angegeben hätten, der Teufel begnüge sich keineswegs damit, wenn seine Opfer sich mittels unaussprechbarer Gotteslästerungen von Gott absagten, er sei auch mit einer *ersten* Anbetung nicht zufrieden, sondern verlange von den Hexen ein mehrmaliges Erscheinen zum Sabbat. Freilich vermeldet der Berichterstatter aber auch, wie diese und ähnliche Aussagen doch nicht so sicher und unfehlbar seien, um dieselben in „allgemeine Regeln“ zu bringen und als solche bekannt zu geben. — Die neuere Heilwissenschaft hat den Ursprung jener hysterisch-epidemischen Merkmale festgestellt.

In welcher Gefahr sich in jenen verfolgungssüchtigen Zeiten ein Jeder befand, fällt in die Augen. Alles, Glück wie Unglück, ließ sich ja auf eine Verbindung mit dem Teufel zurückführen. Brach ein Feuer aus, wurden Menschen krank, starben Thiere, entstand Dürre, oder ward eine Gegend von Wasserfluten, Hagel, Stürmen heimgesucht — das Alles mußten Werke teuflischer Zauberer oder Hexen sein! Von der auftauchenden Vermuthung, daß diese oder jene Person das Unglück durch Hexerei hervorgerufen habe, bis zur Annahme der Gewißheit, daß Dem so sei, war nur *ein* Schritt. Besuchte Jemand die Kirche nicht, so hatte er bereits dem Teufel gehuldigt, das *Homagium geleistet*, wie man es ausdrückte; ging er dagegen fleißig zur Kirche, so geschah das offenbar, um den Verdacht von sich abzulenken; kam Einer in den Geruch der Hexerei, so hieß es „vox populi, vox dei“: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme“. Kümmerte sich der Verleumdete im Bewußtsein seiner Unschuld nicht um diesen Klatsch, so erschien er *besonders* verdächtig, denn der Teufel hatte ihn sicher gemacht; vertheidigte er sich aber gegen die ungerechten Angriffe, so war es sein böses Gewissen, das ihm Angst machte; floh er den Ort der übeln Nachrede, so galt dies für ein noch schlimmeres Zeichen, denn wozu die Flucht, wenn er unschuldig war? Wurde eine Hexe aufgegriffen, so war es schon ein Beweismittel für ihre Schuld, wenn sich ihr Körper kalt anfühlte; nicht minder aber, wenn er glühte. Ihre Schuld galt für völlig ausgemacht,

Digitized by Google

wenn sich die bereits erwähnten Stigmata vorfanden. Sobald aber eine Hexe einmal festgemacht war, war sie meist auch verloren. Es wäre Keinem zu rathen gewesen, ihre Vertheidigung zu übernehmen; er kam dadurch selbst in den Verdacht, im Bunde mit dem Teufel zu stehen.

Wer einen Feind hatte oder den Haß einer Sippschaft sich zuzog, konnte nicht gefahrloser aus dem Wege geschafft werden, als wenn er der Zauberei angeklagt wurde. Gab es doch zu diesem Zweck sogar in den Kirchen besondere, mit einem Spalt versehene Kasten, gleich unseren Briefkasten, in welche man die Anklagen einwerfen konnte, und die von Zeit zu Zeit geöffnet wurden, um dergleichen böswillige Angebereien entgegenzunehmen.

Was zum Beweise ja noch fehlte, wurde durch leicht zu beschaffende Zeugen und das schreckliche Zwangsmittel, die Folter, herbeigebracht, der schließlich nur die Wenigsten widerstanden. Gewöhnlich bekannten die armen Opfer schon bei den ersten Graden der Tortur Alles, was man von ihnen verlangte, um der Qual zu entgehen. An ein Entrinnen war nicht zu denken, und der Menschenfreund Friedrich Spee, welcher im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts zu Gunsten der Opfer des Hexenwahnes das Wort ergriff, rief daher den Unglücklichen die bitteren Worte zu: „Was hoffet ihr noch? Warum bekennst du dich nicht sofort schuldig, du thörichtes, wahnsinniges Weib, warum so oft sterben, da du es mit einem Male abmachen kannst? Befolge meinen Rath, bekenne nur aller Strafen dich schuldig und stirb! Du wirst doch nicht entrinnen!"

Es gab „kleinere" und „größere" Verbrechen. Zu den ersteren zählten die Kunst, Hagel zu machen, Kinder und Vieh beschreien und verhexen, Menschen und Thiere bannen, aus einem in ein Brot gestoßenen Messer Milch melken, die den Nachbarskühen entzogen wird, und einer Menge anderer mehr oder weniger schwer verpönter Zauberstückchen. Hierzu traten noch die Hauptverbrechen, auf welche wir sogleich zu sprechen kommen werden.

Ist nach dem Gesagten der Glaube an Zauberer und Hexen von Haus aus nicht ein Werk der Priesterschaft des Mittelalters, wie vielfach behauptet worden ist, so hat dieselbe doch den Glauben an die Hexenwerke vielfach neu belebt. Auch gebührt ihr das traurige Verdienst, die Hexenprozesse in regelrechten Gang gebracht zu haben; einer Seuche vergleichbar, schändeten dieselben während dreier Jahrhunderte, namentlich im sechzehnten und bis in die ersten drei Viertel des siebzehnten, die europäische Menschheit. — Daß ein solcher Wahn einen derartigen Grad erreichen konnte, charakterisirt deutlicher als vieles Andere den Geist der damaligen Zeit.

Die „peinlichen" Richter und der Hexenhammer. Bereits früher war es geschehen, daß man unter schweigender Zustimmung der Kirche hier und da einen Hexenmeister oder eine Hexe vom Leben zum Tode gebracht hatte. Seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber, nachdem vom päpstlichen Stuhl die Hexenverfolgungen als „unerläßliche Pflicht der christlichen Kirche" bezeichnet wurden, griff das Unwesen rasch um sich. In der von Innocenz VIII. gegebenen Bulle (5. Dezember 1484), worin jener traurige Irrthum als eine untrügliche Wahrheit dargestellt wird, heißt es unter Anderm: „Gewißlich ist es neulich nicht ohne große Beschwerung zu Unseren Ohren gekommen, wie in einigen Theilen des oberen Deutschlands u. s. w. sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, ihrer eigenen Seligkeit vergessend, und von dem katholischen Glauben abfallend, mit Teufeln, die sich mit ihnen vermischen, Mißbrauch treiben, und mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwörungen und anderen abscheulichen afterglaubigen Handlungen, zauberischen Uebertretungen, Lastern und Verbrechen die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Feldfrüchte, das Obst und die Weintrauben, wie auch Männer, Frauen, Thiere und Vieh aller Art, ferner die Weinberge, Obstgärten, Wiesen, Weiden, das Getreide und andere Erzeugnisse des Bodens verderben, ersticken und umkommen machen und selbst die Menschen, Männer und Frauen, und alle Arten Vieh mit grausamen, sowol innerlichen als äußerlichen, Schmerzen und Plagen belegen und peinigen." —

Auch die deutschen Ketzermeister und Lehrer der Gottesgelahrtheit Heinrich Institor und Jakob Sprenger hatten von dem Papste schon den Befehl erhalten, „wider alle und

Digitized by Google

jede Personen, weß Standes und Ranges sie sein mögen, das Amt der Inquisition zu vollziehen und die Personen selbst, welche sie der vorbemeldeten Dinge schuldig befinden, in Haft zu bringen und an Leib und Vermögen zu strafen." — Nun waren die rechten Männer da, die sich beeilten, in den finstern Wahn „Methode" zu bringen. Gleich nach Bekanntwerden der päpstlichen Bulle begannen die Ketzerrichter ihr Werk, und nach sechs Jahren waren von ihnen bereits 89 Personen, als der Zauberei überführt, dem Tode überliefert. — Jakob Sprenger war es, der in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten sein berüchtigtes Buch, den „Hexenhammer", verfaßte, in welchem unter großem Aufwande von Gelehrsamkeit dargethan ward, welch eine Bewandtniß es mit der Hexerei habe, und worin weitläufig Anleitung zum Verfahren gegen die Hexen gegeben ist. Dies Buch erschien bereits im Jahre 1489 unter kirchlicher Gutheißung.

Kein Stand, kein Alter wurde nun von den „peinlichen Richtern" geschont. Kinder und Greise, Arme und Reiche, Bürgermeister und Rechtsgelehrte, Aerzte und Gelehrte, Domherren und Gaukler mußten den Scheiterhaufen besteigen. Am meisten ward das weibliche Geschlecht heimgesucht. Ist es doch ein uralter Glaube der Deutschen, daß die Frau für Zauberwerke fähiger sei als der Mann. Kurz, wo irgend ein Unglück geschah, fand man Schuldige, denn die Hexenrichterei war eine einträgliche Beschäftigung geworden. Habsüchtige und Gewissenlose giebt es ja überall.

Man höre nur, aus welchen Gründen der Lindheimer Richter Geiß das Vorgehen gegen das Unwesen der Hexen, das nach seiner Behauptung wieder sehr zu Tage getreten sei, in einem Briefe an seinen adeligen Herrn empfiehlt! In diesem Briefe heißt es: „daß auch der mehren Theilß von Burggerschaft sehr darüber bestürzet und sich erbotten, wenn die Herrschaft nur Lust zum Brennen hätte, so wollte sie gern das Holz dazu und alle Unkosten erstatten, undt kendte die Herrschaft auch soviel bei denen bekommen, daß die Brügck wie auch die Kirche kendten wiederumb in guten Stand gebracht werden. Noch über daß so kendten sie auch so viel haben, daß deren Diener insküntige kendten so viel besser besuldet werden, denn es dürfften vielleicht gantze Häuser infociret (inficiret?) sein."

Das Vorgehen gegen die Verdächtigen und Angeklagten war durch den „Hexenhammer," nach dessen Vorschrift die Richter verfuhren, aufs Genaueste vorgezeichnet. Dem gemäß gingen die Gerichtsherren, wenn eine Person als Hexe eingezogen worden, zunächst „nur so spaßhaft förschelnd" zu Werke. Man that zuerst so recht zutraulich, als ob man nicht im Entferntesten etwas Böses im Schilde führe, suchte jedoch dabei durch Kreuz- und Querfragen die Angeschuldigte in ihren eigenen Worten zu fangen. Fragte man: „Glaubst du, daß es Hexen giebt?" und die Person verneinte es, so ward dies als Beweis ihrer Schuld angesehen; bejahte sie es, so sagte man, so werde sie auch noch mehr von der Sache wissen, und nun ging man ans Werk, dies Mehrwissen zu Tage zu fördern.

Dergestalt konnte eine alte Frau mit einem Paar rothen Augen — sie waren vielleicht nur roth geweint! — sobald der Verdacht der Hexerei auf ihr ruhte, einen ganzen Ort in Verruf, ja in Verzweiflung bringen, so daß sich Niemand mehr seiner Gesundheit, seines Lebens und seines Wohlstandes sicher halten durfte. Traf man auf der Heerstraße, auf dem Felde, im Walde mit irgend einem lustigen Gesellen zusammen, der Bänder am Hute, einen Degen und rothe Hosen oder ganz schwarze Kleidung trug — so hatte man den Teufel selbst gesehen und kehrte zitternd und bebend nach Hause zurück. — Zwei Weiber zanken sich, eine nennt die andere eine Hexe; durch eine dritte Frau wird die Sache angezeigt. Die beiden Weiber werden eingezogen, gefoltert und zeigen wiederum andere Frauenspersonen im Orte an, diese beschuldigen ihrerseits gleichfalls andere. Nun verlassen die in Furcht gesetzten Familien Haus und Hof, flüchten in andere Dörfer und in die Wälder; unterdeß wird daheim der Prozeß eingeleitet und beendet. Ein Dutzend Männer und Weiber, vielleicht sind auch Kinder dabei, werden verbrannt, und der Ort hat das Ansehen, als wenn Krieg und Pest darin gewüthet hätten.

Digitized by Google

Nicht selten wurde von den Hexenrichtern ein Ort in solche Aufregung gebracht, daß die Bewohner desselben um Gottes willen baten, sie von den greulichen Hexen zu erlösen. Rascher, als es in weltlichen Streitigkeiten geschah, eilten die Richter herbei, oft feierlich eingeholt von Rath und Bürgerschaft. Es wurde nun an die Thür der Kirche oder des Rathhauses ein Anschlag geheftet, der die Aufforderung enthielt: „jede Person, von welcher man etwas auf Zauberei Hindeutendes wisse, oder von welcher man selbst nur gehört habe, daß sie in üblem Ruf stehe, binnen zwölf Tagen anzuzeigen.“ Wer dies unterlasse, den solle der Kirchenbann und weltliche Strafe treffen. Dagegen ward dem Angeber nicht nur Verschweigung des Namens, sondern auch Geld und der geistliche Segen verheißen.

Leider fehlte es nie an Anklägern. Die Bezichtigten wurden sofort eingezogen, aber meistens nicht in das gewöhnliche Gefängniß, sondern in den Hexenthurm geworfen. Dort ließ man sie oft monatelang bei elendester Nahrung liegen, um sie „mürbe zu machen“.

Vor den peinlichen Richtern.

Zum Verhör gebracht, ward solch ein armes Weib nun gefragt: Ob ihr bekannt sei, daß sie von den Leuten eine Hexe genannt worden? Was sie bei Entstehung des Hagelwetters auf dem Felde gemacht habe? Ob ihre schwarze Katze, oder die Kröte, die in ihrem Keller gewesen, der Teufel sei? Ob sie den berüchtigten Hexensabbat besucht habe? — Wußte nun eine Angeschuldigte nichts von dergleichen Greueln, verneinte sie also die ihr vorgelegten Fragen, so sah sie sich mit der „scharfen“ Frage, der Folter, bedroht. Denn gestehen mußte sie; hielt sich doch der Richter von Anfang an davon überzeugt, eine leibhaftige Hexe vor sich zu haben.

Aus Prätorius' Werk „Von Zauberei“ ersieht man, was man vor drittehalb Jahrhunderten einen Kerker nannte: „In dicken, starken Thürmen, Blockhäusern, Gewölben, Kellern oder sonst tiefen Gruben sind gemeinlich die Gefängnisse. In denselben sind dicke Hölzer, zwei oder drei über einander, daß sie auf- und niedergehen an einem Pfahl oder Schrauben: durch dieselben sind Löcher gemacht, daß Arme und Beine darin liegen können. — Wenn die Gefangenen anlangen, hebt und schraubt man die Galgen auf, die Gefangenen

Digitized by Google

müſſen auf einen Klotz, Stein oder die Erde niederſitzen, die Beine in die untern, die Arme in die obern Löcher legen. Dann läſſet man die Hölzer wieder feſt auf einander gehen, verſchraubt, verkeilt und verſchließet ſie auf das Härteſte, daß die Gefangenen weder Bein noch Arme nothdürftig gebrauchen oder regen können. Das heißt im Stock liegen oder ſitzen. — Etliche haben große eiſerne oder hölzerne Kreuze, daran ſie die Gefangenen mit dem Hals, Rücken, Arm und Beinen anfeſſeln, daß ſie entweder immer ſtehen, oder liegen, oder hängen müſſen, nach Gelegenheit der Kreuze, daran ſie geheftet ſind. — Etliche haben ſtarke eiſerne Stäbe, fünf, ſechs oder ſieben Viertel Elle lang, daran verſchließen ſie die Gefangenen an den Armen, hinter den Händen. Dann haben die Stäbe in der Mitten große Ketten, in der Mauern angegoſſen, daß die Leute ſtets in einer Lage bleiben müſſen. — Etliche thun ihnen noch große ſchwere Eiſen an die Füße, daß ſie ſie weder ausſtrecken, noch an ſich ziehen können. Etliche wieder haben enge Löcher in den Mauern, darin ein Menſch kaum ſitzen, liegen oder ſtehen kann, darin verſchließen ſie die Leute, daß ſie ſich nicht wenden oder umkehren mögen. — Etliche haben auch 15, 20, 30 Klaftern tiefe Gruben, wie Brunnen oder Keller allerſtärkeſt gemauret, oben im Gewölbe mit engen Löchern und ſtarken Thüren, dadurch laſſen ſie die Gefangenen, welche an ihren Leibern ſonſt nicht weiter gebunden, mit Stricken hinunter und ziehen ſie alſo wieder heraus.

Spinne und Birne.

„Nach dem nun der Ort iſt, ſitzen etliche gefangen in großer Kälte, daß ihnen auch die Füße erfrieren und abfrieren, und ſie hernach, wenn ſie ja loskommen, ihr Lebtag Krüppel ſein müſſen. Etliche liegen in ſteter Finſterniß, daß ſie der Sonnen Glanz nimmer ſehen, wiſſen nicht, ob's Tag oder Nacht iſt. Sie alle ſind ihr Gliedmaßen wenig oder gar nicht mächtig, liegen in ihrem Unrath und Geſtank, viel anſäthiger und elender, denn das Vieh, werden übel geſpeiſet, können nicht ruhig ſchlafen, haben böſe Träume, Schrecken und Anfechtung. Und weil ſie Hände und Füße nicht zuſammenbringen und wo nöthig hinlenken können, werden ſie von Läuſen und Mäuſen, Steinhunden und Mardern übel geplaget, gebiſſen und gefreſſen. Werden überdies noch täglich mit Schimpf, Spott und Dräuung vom Stößer und Henker gequälet — bisweilen über die Maßen lang, zwei, drei, vier, fünf Monat, Jahr und Tag, ja etliche Jahr. Werden ſolche Leute, ob ſie wohl anfänglich gutes Muths, vernünftig, geduldig und ſtark geweſen, doch in die Länge ſchwach, kleinmüthig, verdroſſen, ungeduldig und wo nicht ganz, doch halb thöricht, mißtröſtig und verzagt.“ — —

Geſtand die vermeintliche Hexe das nicht zu, weſſen man ſie bezichtigte, ſo wurde ſie vom Freimann oder Henker in die Folterkammer abgeführt. Ein fürchterlicher Ort, gewöhnlich halb unter der Erde, mit dicken Mauern und ſtarken Thüren, die keinen Laut hindurch ließen; denn „die Orte, da die Tortur vorgenommen wird, ſollen abgelegen ſein, auf daß keine Leute hinzulaufen, damit der Richter die Urzichten des Hexenvolks geheim halten kann. Die Gewölber ſollen dick ſein: damit der Inquiſiten Geſchrei und Winſeln den Umherwohnenden nicht beſchwerlich falle.“

Vor den Augen der Inquiſitin wurden nun vom Scharfrichter und ſeinen Knechten die Folterwerkzeuge zurecht gelegt. Es wurde der Marterſtuhl herbeigeholt, die Daumſchrauben geöffnet, die Leiter hergerichtet und das Alles mit großem Geräuſch, um durch Furcht die Angeklagte zum Geſtändniß zu bringen. Entſetzt ſchaut das arme Weib um ſich. Geſteht ſie, dann iſt der Scheiterhaufen ihrer gewiß. Vielleicht erträgt ſie die Qual; ſie ſchweigt — und nun beginnt der Henker ſein Werk. — Die Folterkunſt hatte fünf Grade, einer grauſiger als der andere. Mit den Daumſchrauben wurde begonnen und dabei wurden die Daumen ſo gequetſcht, daß das Blut hervorſprang. Der zweite Grad war das Schnüren mit den Banden. Die Arme der Delinquentin zog der Henker nach rückwärts und umwickelte

Digitized by Google

sie mit einer festen Schnur, die dann straff angezogen wurde. Oft drang die Schnur bis auf den Knochen; entsetzlich waren die Schmerzen, wenn der Strick hin und her gezogen wurde. Im dritten Grade wurde die Hexe auf die Leiter gelegt und ihr Körper darauf so aus einander gezogen, daß die Gelenke in allen Fugen krachten. Der gräßlichste Jammer störte weder Richter noch Henker noch ihre Knechte. „Es soll“ — heißt es in der Halsgerichtsordnung Karl's V. — „der hartnäckige Inquisit also aus einander gezogen werden, daß man durch seinen Bauch ein Licht scheinen sieht, das hinter ihm gehalten wird.“

Im vierten Grade der Tortur hatte die Hexe das Anlegen der Beinschrauben oder der „spanischen Stiefeln“ auszuhalten. In ähnlicher Weise, wie bei den Daumschrauben, wurden hier die Beine auf fürchterliche Weise zusammengepreßt, und infolge davon blieben Die, welche auch diesen Grad überstanden und später freigelassen wurden, zeitlebens verkrüppelt. Als letzter Grad galt die Feuerfolter. Sechs zu einem Bündel zusammengeschnürte Lichter wurden angezündet und die Flammen dem Gemarterten unter die Achselhöhle gehalten.

Schauerliche Marterinstrumente waren die Zangen (ungulae), die zuerst im sechzehnten Jahrhundert zur Anwendung kamen. Man nannte sie auch „Spinnen“, da sie der Form nach mit einer Spinne einige Aehnlichkeit haben. Man schlug diese Eisenspitzen in das Fleisch der Verurtheilten und riß damit große Stücke aus dem Körper. — Ueber andere entsetzliche Martern, die gegen die Angeschuldigten geübt wurden, möge ein Schleier gezogen werden; die Feder sträubt sich, sie zu beschreiben.

Folterwerkzeuge beim Hexenprozeß.

1 Strang zum Hängen. 2 Beinschrauben. 3 Daumschrauben. 4 Zibbel zum Einspannen von Hals und Händen. 5 Brenneisen. 6 Hexenhaken. 7 Die Banden zum Schnüren.

Gewöhnlich gestanden die Hexen schon in den ersten Graden ein, was man haben wollte. Das sinnloseste Zeug wollten sie gesehen und gethan haben; leider muß wiederholt gesagt werden: infolge jener geistigen Pest, welche die Gemüther ergriffen, glaubten in der That Viele, das Unglaubliche und Tollste gethan zu haben. —

Gestanden die Opfer die ihnen zur Last gelegte Schuld nicht im vollen Umfange, so wurden Zeugen herangezogen, die man heut nicht würde gelten lassen, z. B. bestrafte Meineidige, Diebe ꝛc. Und was ward Alles als Beweismittel angenommen! Der Eine gab an, nach einem Wortwechsel mit der Angeklagten sei ihm ein Stück Vieh erkrankt; ein Anderer wollte sie Abends im Garten gesehen haben, wie sie plötzlich verschwunden und gleich darauf in Gestalt einer Katze in eine Bodenluke gekrochen sei, und dergleichen mehr. Hatten aber die Richter bei Untersuchung des Hauses der Angeklagten etwa ein Salbenfläschchen, ein Schmalztöpfchen oder dergleichen gefunden, so stand es schlimm genug um sie.

Erfolgten darauf nicht Antworten, wie man sie wünschte, so wurde die Angeklagte zurück in das „Loch“ geführt, um sie noch „mürber“ zu machen. Zu den leiblichen Qualen, die fortgesetzt verstärkt wurden, kamen geistige, ausgeübt von den Priestern. Die Angeklagte ward mit allen Qualen der Hölle bedroht, wenn sie noch länger leugne; hingegen sagte man ihr Verwendung zu, wenn sie ihre Schuld eingestehe; ja man ging so weit, daß man ihr das förmliche Versprechen gab, sie, im Fall sie die Wahrheit (d. h. Dasjenige, was man zu hören begehrte) aussage, gänzlich und ohne alle Strafe freizulassen. „Ich gelobe dir“, sagte der Richter, „daß ich dich, so du gestehest, nicht verurtheilen will.“ — Bei dem Schlußverfahren trat dann dieser ab, und ein anderer Hexenrichter sprach die Verurtheilung aus!

Digitized by Google

Die gewöhnliche Strafe war, lebendig verbrannt zu werden. Als eine Milderung für die Bußfertigen galt Enthauptung oder Erdrosselung vor dem Verbrennen, als eine Verschärfung das Schleifen nach dem Richtplatze, wobei von Zeit zu Zeit (wie bei den Judenverbrennungen zu Berlin) auf dem Wege Halt gemacht und den Verurtheilten Stücke Fleisches mit glühenden Zangen abgerissen wurden. — Das Volk, nicht etwa nur der Pöbel, erfuhr mit heiligem Schauer, welch ein Scheusal endlich von den Gerichten entlarvt worden, und sah die verruchte Hexe, die so viel Schaden angerichtet, mit Wonne brennen.

In Berlin kam der erste Fall einer Hexenverbrennung im Jahre 1390 vor. Die „Hexe" war eine alte Frau, Namens Wolborg. Im Jahre 1423 (unter Friedrich I.) wurde in Berlin ebenfalls eine alte Frau als der Hexerei überwiesen verbrannt. Von da ab vernimmt man während eines langen Zeitraums nichts von peinlichem Verfahren gegen Hexen. Erst aus dem Jahre 1552 (unter Joachim II.) kommt wieder ein solcher Fall vor, und es wird dabei unter Anderem versichert: „In die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem die Hexe verbrannt worden sei, habe sich plötzlich ein Reiher gestürzt und sei gleich darauf mit Stücken von dem Pelze der Hingerichteten wieder davongeflogen. Wer anders als der Böse selbst könne das gewesen sein?" — Im Jahre darauf wurden zwei Zauberinnen, die ein gestohlenes Kind zerschnitten und gekocht haben sollten, um sich eine unsichtbar machende Salbe zu bereiten, öffentlich verbrannt.

Während der Reformation. Auch die Zeit der Kirchenverbesserung, während welcher Berge von uralter Thorheit hinweggeräumt wurden, stürzte den Glauben an Teufel und Hexen nicht; selbst der erleuchtete Luther warf sein Tintenfaß nach dem Höllenfürsten! Er hielt die Werke des Teufels für unumstößliche Thatsachen und lebte der festen Ueberzeugung, der Teufel stehle Kinder und schiebe Wechselbälge („Krielkröpfe") unter. Als er zu Dessau einst einen Kretin sah, verstieg er sich so weit, zu behaupten, es sei dies ein Teufelskind, man solle es getrost ins Wasser werfen, er wolle die Verantwortung auf seine Seele nehmen.

Des Reformators Beispiel genügte den Lutheranern, am Teufels- und dem damit verbundenen Hexenglauben mit größter Zähigkeit festzuhalten, und während die Jesuiten die Behauptung aufstellten, daß die Reformirten mit dem Teufel im Bunde ständen, suchten die Lutheraner die katholische Kirche in dem Teufelsglauben womöglich noch zu überbieten; ja auf dem Boden der lutherischen Anschauung erstand ein Heer neuer Teufel. Man meinte eben in dem Grade im „wahren" Glauben stark zu sein, als man an die Macht des Teufels glaubte. So kam die Hexenverfolgung nach der Reformation erst recht in Aufnahme. Bis zu welcher Höhe sich dieser Irrwahn weiter verstieg, mögen einige Beispiele zeigen.

Sechs Weiber in einem Dorfe wurden auf die Anklage hin, daß sie ein verstorbenes Kind vom Kirchhofe geholt und verbrannt hätten, um sich aus seiner Asche Hexenpulver zu bereiten, entsetzlichen Folterqualen unterzogen. Endlich bejahten sie die ihnen vorgelegte peinliche Frage, und es wurde nun der Stab über sie gebrochen. Da gelang es dem Gatten einer dieser Unglücklichen, den Befehl zum Oeffnen des Grabes des Kindes zu erwirken. Es geschah dies im Beisein des Ortsgeistlichen und mehrerer Zeugen. Man fand die Leiche des Kindes unversehrt im Sarge. Was sagte nun der Hexenrichter? — Der Leichnam des Kindes, behauptete er, sei teuflisches Blendwerk. Das Geständniß der Angeklagten allein habe Geltung, weshalb sie auch „zur Ehre des dreieinigen Gottes, dem mit der Ausrottung der Ketzer und Hexen ein Wohlgefallen geschähe", brennen müßten. Das Urtheil wurde vollstreckt.

Wohlmeinende, barmherzige Hexenrichter übertäubten in dieser „guten alten Zeit" ihr eigenes und ihrer Mitmenschen Gewissen dadurch, daß sie den Grundsatz aufstellten: Befindet sich unter zweihundert Verurtheilten auch nur ein Schuldiger, so ist es besser, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen verbrennen, als daß ein einziger Schuldiger verschont werde! — Heute hält man am Gegentheil fest.

Pest- und Hexengreuel. Aus der Zeit, in der die Stadt Lissau in Schlesien von den Polen weggebrannt wurde, enthält das Stadtbuch von Guhrau einen von dem Stadtvogt

Digitized by Google

Heinrich Fellinger herrührenden Bericht, nach welchem infolge des Zusammenströmens von „viel fremden Leut, Christen und Juden“, ein allgemeines Wegsterben, „eine Staupe“, stattgefunden, und unter den Gestorbenen auch drei Todtengräber aufgeführt werden. Nun mußte man einen neuen Todtengräber, Adam Henning, und zu dessen Unterstützung sein Weib, Anna, die nach dem Pestbrauch „nie recht bei Verstande sich befand“ (d. h. so viel wie: betrunken war), annehmen. Herz und Magen eines Kindesleichnams sollten nun von diesen „Bösewichtern“ gepulvert (geröstet und zerstampft) und in die Straßen und Brunnen umhergestreut und dadurch die Verbreitung der Pest bewirkt worden sein. Da mit einem Male eine Menge Menschen starben, erhoben die Leute das Geschrei, Jene wären Ursache an dem Umsichgreifen der Pest; man konnte jedoch keinen rechten Grund finden, gegen die Beschuldigten vorzugehen. „Weil aber etliche Bürger des Todtengräbers Weib in Verdacht hatten, auch etwas Pulver bei dem Thore fanden, ward der Verdacht stärker, daher ich“, so erzählt der Stadtwogt, „sie vorgenommen mit scharfen Fragen, ohne etwas erlangen zu können. Da ich sie für eine Hexe gehalten, hat man es mit dem Schwemmen probirt, und weil sie geschwommen nach Hexenart, hat man sie angegriffen (gefoltert); sie hat aber nichts bekannt, sondern der Teufel ihr im Gefängniß den Hals gebrochen (d. h. sie starb, ohne etwas zu bekennen, auf der Folterbank); darnach ist sie verbrannt worden. Der alte Bösewicht ward nun auch eingezogen; er sollte bekennen, wo er das Kind hingethan; weil er aber vorgegeben, er habe es zum vorngenannten Todtengräber mit begraben, da hat man gesucht, aber nichts finden können, darum ist ihm scharf zugesetzt worden, daß ihm der böse Feind drei Stricke gebracht hat, sich zu entleiben. So wollte ihn der Stockmeister nicht angreifen aus Furcht vor der Pest bis auf den zweiundzwanzigsten Tag, da man ihn angegriffen (gefoltert), und sind, dieweil er gesessen, alle Tage 24—25 Personen gestorben und war unter den Leuten groß Verlangen nach seinem Tode.“ — Daraufhin ward der Unglückliche erst im neuen Teiche durch Untertauchen und dann von Neuem durch die Tortur gequält, daß man meinte, es sollte Alles zerspringen. Beim zweiten Gange begann der Teufel den Delinquenten aufs Heftigste zu schütteln und schwenkte ihn auf der Leiter auf und nieder „wie einen Schoben“. Darüber erschrak der Stockmeister so sehr daß der Berichterstatter dem Bösen die heftigsten Vorwürfe machte; aber man hielt den alten Bösewicht von Todtengräber so fest, „daß der Teufel ihn zufrieden ließ. Darauf fing der Geängstigte an, „sanfte zu schlafen“ (in Ohnmacht zu sinken) und nächtlich große Tropfen zu schwitzen. Noch eine Viertelstunde und er fing an, während der peinlichen Fragen zu bekennen, daß er drei Kinder gepulvert, eins zu Brünn, eins zu Olmütz, eins hier zu Guhrau; daß er deren Milz gefressen, die Pulver aber in alle Gassen und Brunnen ausgestreut. — Während der zweiten Tortur sagte er aus, daß er sich dem Teufel auf dreißig Jahre verschrieben, zu verschiedenen Malen mit ausgefahren und viel Böses angestiftet hätte.“

Der Unglückselige würde wol, wäre er weiter gefoltert worden, noch viel mehr bekannt haben, um nur bald das für ihn Erwünschteste, den Tod, zu erreichen. Aber dem Stadtvogt genügten die Bekenntnisse. „Weil höchsten Orts der Pest wegen kein Urtheil hat können geholt werden, haben wir ihn auf diese Weise gerichtet: 1) Auf allen vier Ecken der Stadt mit glühenden Zangen an Brüsten und Armen reißen lassen; 2) vor dem Glogauer Thor, weil er allda zum ersten Male gestreuet das Pulver, ist ihm die rechte Wade am Bein ausgerissen worden; 3) auf der Ufergasse die linke Wade; 4) beim Gericht zwei lange Riemen aus ihm vom Haupte bis auf die Füße lebendig geschnitten; 5) geviertheilt und 6) als ein Hexer verbrannt worden. Dies ist geschehen den 30. August 1656.“ — Die beiden Riemen wurden auf dem Rathhause zu Guhrau bis 1759 aufbewahrt, in welchem Jahre sie bei dem großen Brande ein Raub der Flammen wurden.

Konnte aber nicht in der That solch ein Wahn verwahrloste Gemüther dahin bringen, wirklich Kinder zu tödten, um Salben oder Pulver, denen man so großartige Eigenschaften zuschrieb, zu bereiten? Ist es doch vorgekommen, daß in heutiger Zeit ein dem

Digitized by Google

Verfasser wohlbekannter Knabe, der das Märchen von Aladin's Wunderlampe gelesen hatte, sich eine alte Lampe nahm, in eine dunkle Kammer ging und die Lampe mit einem wollenen Lappen rieb, einzig und allein in der festen Hoffnung, daß auch ihm ein Genius mit bunten Flügeln erscheinen und sich bereit erklären werde, ihm jeglichen Wunsch zu erfüllen. So schuldlos, wie dieser Glaube an Aladin's Wunderlampe, war aber freilich jener Glaube nicht, und es kann wol mit Sicherheit vermuthet werden, daß mancherlei schreckliche Versuche, in den Besitz von Zaubermitteln zu gelangen, angestellt worden sind, und daß das Bekanntwerden solcher Versuche hier und da bei dem peinlichen Verfahren dazu diente, den Schein zu verstärken und den Glauben zu befestigen. Ja wahrlich, „der Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!" —

Der gräßliche Wahn erbte fort von Geschlecht zu Geschlecht; der „Hexenhammer" hämmerte weiter und schlug von Jahrhundert zu Jahrhundert Hunderttausende zu Boden; — so tief war jene Geisteskrankheit dem deutschen Volke ins Blut getreten.

Im Bisthume Würzburg wurden in dem kurzen Zeitraum von 1627—1629 weit über 200 Personen wegen Hexerei und Zauberei hingerichtet, und zwar Leute jeglichen Standes und Alters, wie es in den Gerichtsakten heißt: „Die Kanzlerin, ferner die Tochter des Kanzlers von Aichstädt, der Rathsvogt, ein fremd Mägdlein von zwölf Jahren, ein Rathsherr, der dickste Bürger in Würzburg, ein klein Mägdlein von neun Jahren, ein kleineres, ihr Schwesterlein, der zwei Mägdlein Mutter, die Bürgermeisterin, zwei Edelknaben, einer von Reißenstein und einer von Rotherhan, das Göbel Babele, die schönste Jungfrau von Würzburg, ein Student, so viele Sprachen gekannt und ein trefflicher Musiker gewesen, der Spitalmeister, eines Rathsherrn zwei Söhnlein, große Tochter und Frau, drei Chorherren, 14 Domvicarii, ein blindes Mägdlein, eine Edelfrau, eine geistlicher Doktor."

Der Glaube an Hexen und Zauberer beherrschte noch das Zeitalter des Großen Kurfürsten. Wenn auch die Verbrennungen auf Betreiben wohldenkender Männer später nach und nach aufhörten, so schwand damit doch der Glaube an Hexen noch nicht; ja, ob er heut schon bis zur Wurzel ausgerottet ist, möge sich der Leser aus seiner Erfahrung sagen.

In der Mark und namentlich in Berlin vererbten sich Vorurtheile und Befangenheit in derselben beharrlichen Weise fort wie an anderen Orten. Diejenigen, welche so rasch bei der Hand sind, als Lobredner der alten Zünfte aufzutreten, vergessen es oder wissen oft gar nicht, daß auch in den gepflegten und festgehaltenen Anschauungen und Satzungen derselben jene Ausschließlichkeit zu suchen ist, die bei Beurtheilung von „Ehrlichkeit" und „Unehrlichkeit" zur Verurtheilung ganzer Gesellschaftsklassen, zur Aechtung durchaus achtbarer Erwerbszweige, ja zu geringschätziger Behandlung eines Theiles der Bevölkerung der Marken führte. Mit jener Unehrlichkeitserklärung (vgl. S. 10) stand aber noch eine historische Angewöhnung oder Ueberlieferung in engstem Zusammenhange. Im Volke lebte geraume Zeit noch die Erinnerung an die schweren Kämpfe fort, welche das Germanenthum mit dem Wendenthum bis zur völligen Unterwerfung des letzteren zu bestehen gehabt hatte, und wenn sich auch im Adel und namentlich auch in den Kreisen des Hofes der frühere Gegensatz der Nationalität bald verwischt hatte, so hielt doch vor Allem der Handwerkerstand mit Zähigkeit an dem alten Vorurtheil fest: ihm galt der Wende noch als der Unterworfene, zum Dienen Bestimmte, und das freie Handwerk glaubte sich durch die Aufnahme des seiner Anschauung nach „unfreien" Wenden in die Innung zu beschimpfen. — Noch sehr lange blieb es trotz mehrfacher kurfürstlicher Gegenverordnungen durchaus Sitte, nur solche Leute in die Zunft aufzunehmen, die mindestens durch drei bis vier Generationen deutsche Abstammung nachweisen konnten; jeder Andere blieb ohne Weiteres ausgeschlossen, und erst während der Regierungszeit des Großen Kurfürsten ließ man diese Bestimmung allmählich fallen.

Eine solche Ausschließlichkeit hatte beim Kriegshandwerk, das zu immer höherer Ausbildung gedieh, nicht Platz gegriffen; vielmehr kamen hier glückliche Soldaten, wie wir schon gesehen haben und noch sehen werden, rasch empor.

Digitized by Google

Der „Generalgewaltige“ gebietet Frieden.

Kriegswesen.

Die Zeit der stolzen Ritterheere war längst vorüber, aber auch die Landsknechte, welche aus dem Bürgerthum der Städte erwuchsen und seit den großen Siegen der Schweizer über ihre Unterdrücker zu hoher Bedeutung sich emporgeschwungen hatten, zeigten sich nicht mehr vom Volksgeist durchdrungen, seitdem ihre Kriegskennerschaft in schnödes Söldnerthum ausgeartet war, und seit die Soldknechte durch die verschiedensten Herren sich hatten anwerben lassen. Der Dreißigjährige Krieg begünstigte das Aufkommen der „stehenden“ Heere. —

In der Regel wurden bei Beginn des Krieges die Truppen, wie bisher, noch geworben. Das Handgeld bei der Anwerbung richtete sich nach den Verhältnissen und der Nachfrage, wie jetzt noch in England. Der Sold betrug bei den Kaiserlichen 4 Gulden für den Gemeinen, mußte aber oft erhöht werden, weil bei dem Steigen der Preise Niemand mehr für den Normalsatz dienen wollte. Nach dem Fruchtwerth damaliger Zeit kann man den Gulden Reichswährung auf fünf Mark veranschlagen. Die Mannschaft bekam das Brot geliefert, und es waren billige Taxen für die Märkte im Lager gestellt. Dafür hätte man ohne Raub und Plünderung leben können, wie es auch bei einigen Truppen unter guter Disziplin eine Zeit lang geschehen war. Doch dies währte nicht lange, und das Land mußte bald die ganze Last der Verpflegung für die zu selbständigen Bevölkerungen anwachsenden Heere tragen. Zu diesem Anwachs trug der ungeheure Troß und Schweif von Knechten, Dienern, Weibern und Dirnen, Marketendern und anderem Volk bei, der sich zu den Heeren gesellte und nach damaliger Kriegsordnung für nothwendig, wenigstens für unvermeidlich gehalten wurde. In Wallhausen's Werk „Defensio patriae“ werden auf ein Regiment von 3000 Mann 300 Wagen gerechnet! Und wie voll, ja gedrängt, waren diese in der Regel besetzt!

Bei Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war der Uniformrock noch nicht eingeführt, doch wurden zuweilen für einzelne, neuformirte Regimenter Röcke geliefert, und zwar von gleicher Farbe, weil das Tuch im Ganzen gekauft worden war.

Digitized by Google

Die Ausrüstung wurde bald nicht mehr, wie zur Zeit der Landsknechte, jeweilig dem einzelnen Soldaten überlassen, sondern geliefert, während in der Regel der Mann für seine Bekleidung selber zu sorgen hatte. Diese stand noch immer in Jedermanns Belieben, so daß man, wenn gerade viel Beute gemacht worden war, in Reih und Glied die verschiedensten, oft reichsten Anzüge neben einander erblicken konnte. Pfarrer Stockmann in Lützen erzählt in seiner „Lamentatio“ (1631), daß Kroaten in geraubten Priesterröcken einherritten, und daß Kirchengewänder und Meßornate von Vielen angezogen worden, selbst von Soldatendirnen.

In den einzelnen Armeen trugen die Offiziere, wie schon früher, Feldbinden von bestimmter Farbe: die kaiserlichen Roth. Das Anlegen besonderer Erkennungszeichen, z. B. weißer Armbinden, grüner Büsche u. s. w., wurde vor Beginn einer Schlacht angeordnet.

Dragoner zu Fuße kämpfend. Zeichnung von A. Beck.

Die Infanterie bestand zu einer Hälfte aus Lanzenträgern, zur andern aus Pikenieren und Musketieren. Arkebusiere gab es nicht mehr, die Hakenbüchse war von der Muskete mit größerm Kaliber ganz verdrängt worden. Die Musketiere trugen keinen Harnisch und höchstens eine Pickelhaube, meist aber auch an Stelle derselben den damals üblichen breitkrämpigen Hut. Die Pikeniere dagegen, zur Sicherung bei dem Nahkampf mit Spieß und Degen bewaffnet, legten noch eiserne Rüstungen an. Ihre Piken waren 5—6 Meter lang, auch die Degen hatten eine ziemliche Länge und starke, sogenannte Korbgriffe, zur Deckung der Hand im Gefecht. Noch immer formirte die Infanterie ihre Schlachtordnung in großen, quadratischen Massen, oft von 20 und mehr Compagnien; die Pikeniere bildeten das Viereck, die Musketiere waren in Gliedern um dasselbe in kleinen Trupps oder Haufen („Ballen“, „Pelotons“) an den vier Ecken vertheilt. Wenn die Compagnien für sich allein standen, waren sie in zehn Gliedern aufgestellt, die Pikeniere in der Mitte, die Musketiere getheilt auf beiden Flügeln. Moritz von Oranien, der Statthalter der Vereinigten Niederlande, hatte diese Aufstellung statt der spanischen Tercien zuerst eingeführt und sein Fußvolk überhaupt in beweglichere Bataillone von höchstens 500 Mann zum Gefecht geordnet.

Digitized by Google

Ein Regiment, welches bis dahin keine bestimmte Zahl von Fähnlein hatte, wurde jetzt bei den Kaiserlichen, sowie nach und nach in allen Armeen, auf zehn Compagnien von je 300 Mann festgestellt. Im Kriege schmolzen die Compagnien aber natürlich sehr zusammen, zuweilen auf 40, ja 25 Mann; dann wurden mehrere vereinigt oder „reformirt". Schwächer als die kaiserlichen waren die schwedischen Compagnien, die schwächsten die der Franzosen.

Bei der Reiterei war schon in den niederländischen Kämpfen die wichtige Veränderung eingetreten, daß die Schwergeharnischten die Lanze ganz abgelegt hatten und als Hauptwaffe nur das lange Reiterschwert, den Pallasch, führten. Den Harnisch behielten sie noch bei und hießen nun „Kürassiere". Als Schußwaffen hatten sie zwei Pistolen. Außerdem gab es „Karabiniere", welche nur Helm und Brustharnisch trugen, und „Dragoner", damals eine berittene Truppengattung, welche aber auch zu Fuß kämpfte. Sie war zuerst gelegentlich der niederländischen Kriege aufgekommen.

Tilly's schweres Geschütz. Zeichnung von A. Beck.

Zu jener Zeit hatte man es für rathsam erachtet, da, wo Infanterie gebraucht wurde, aber nicht zur Hand war, Hakenbüchsenschützen („Arkebusiere") zu Pferde absitzen und mit der Feuerwaffe zu Fuß kämpfen zu lassen, oder, wo Infanterie schnell an einen Punkt geschafft werden sollte, diese beritten zu machen, um sie rascher an Ort und Stelle zu bringen.

Die Vortheile, welche aus beiden Anordnungen erwuchsen, ließen dann eine besondere Mittelgattung, die sowol zu Pferde wie zu Fuß kämpfen konnte, als bleibende Truppe entstehen. Der Name dragons, „Drachen", war schon früher für die Arkebusiere in Frankreich üblich.

Die Dragoner Tilly's führten lange Feuergewehre, gleich der Infanterie, und hatten auch Trommelschläger. Außer den genannten Reitergattungen erschienen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges bei den Kaiserlichen ungarische Husaren, meist aus vornehmen Adelsgeschlechtern und noch reich gepanzert, also damals noch keine leichte Kavallerie, wie jetzt; ferner Kroaten in ihrer Nationaltracht auf leichten, gewandten Pferden, mit Säbeln nach türkischer Art und silberbeschlagenen Feuerwaffen, mit denen sie vortrefflich schossen, endlich sogar Kosaken, welche der Polenkönig dem Kaiser, seinem Schwager, zu Hülfe schickte.

Digitized by Google

Große Fortschritte waren bei der Artillerie gemacht worden, doch erschien sie im Felde verhältnißmäßig noch immer in geringer Zahl. Man rechnete auf 1000 Mann kaum ein Geschütz. In Betreff der Büchsenmeister hatte sich noch nichts geändert; die Geschützkunst wurde in Deutschland noch immer zunftmäßig betrieben, da es noch keine Artillerieschulen gab. Die Bedienungsmannschaft wurde von der Infanterie gestellt und nicht einmal bleibend den Geschützen beigegeben. Doch war die Wichtigkeit der Artillerie, da ohne dieselbe nichts mehr auszurichten war, allgemein anerkannt.

Gustav Adolf, der zuerst eine gleichmäßige Uniformirung für sein Heer angeordnet hatte, rief auch mancherlei andere Verbesserungen auf dem Gebiete des Kriegswesens ins Leben. Vor Allem beschränkte er den früher ungeheuren Armeetroß, achtete auf Leichtigkeit in der Ausrüstung wie in der Bewegung, im Manövriren wie im Gefecht, auf gegenseitige Unterstützung der Waffen; auch ließ er sich die Ausnutzung des Sieges angelegen sein. Er gab seinen Pikenieren leichtere, kürzere Spieße, Partisanen; seinen Musketieren leichtere Gewehre, die keiner Gabel mehr bedurften, und Patronentaschen; seinen Kürassieren weniger Rüststücke; seinen Dragonern schwedische leichte Pferde; seiner bedeutend vermehrten Artillerie neben den schweren Batteriestücken auch kleinere, leichte Kanonen, die den Infanterieregimentern zu je zwei Stück beigegeben wurden. Die schwedischen sogenannten „ledernen Kanonen", leichte, kupferne Rohre mit Leder übergezogen, hatten sich nicht bewährt und sind wahrscheinlich in Deutschland später gar nicht mehr gebraucht worden. Die schwedische Infanterie marschirte sechsgliederweise auf, und die Musketierzüge rückten in drei Gliedern ins Gefecht. Statt des bisher gliederweise abgegebenen Feuers führte der König das Pelotonfeuer ein, wobei die ganze Front, deren erstes Glied dazu niederkniete, auf Kommando zu gleicher Zeit schoß. Den Feinden, welche beim Alten blieben, war er hierdurch schon überlegen. Seine Schlachtordnung formirte Gustav Adolf in Brigaden, wozu er zwei Regimenter zusammenstoßen ließ. Er hatte den Brigaden gleiche Uniformen, jeder aber eine andere Farbe, gegeben; sein Leibregiment trug Gelb. Die Brigaden rückten mit Zwischenräumen, um selbständiger handeln zu können, neben einander in Schlachtordnung; das Heer bildete zwei Treffen, deren jedes seine besondere Reserve meist aus Reiterei gebildet hatte, während die Hauptmasse derselben auf beiden Flügeln in Geschwadern hielt, in deren Zwischenräume ersten Treffens Musketiertrupps eingefügt waren. Die Regimentsstücke standen auf den Flügeln der Brigaden, die schweren Geschütze waren in Batterien vor der Front zusammengezogen. — Auch eine zweckmäßige Marsch- und Lagerordnung hatte der König ertheilt; an sich verbürgte das den Sieg noch nicht, aber das Feldherrngenie Gustav Adolf's wußte denselben noch durch andere Mittel an seine Fahnen zu fesseln. — Die Fortschritte im Heerwesen des Großen Kurfürsten besprechen wir im nächsten Hauptabschnitte.

Kriegsgesetze waren seit dem sechzehnten Jahrhundert überall eingeführt. In der kaiserlichen Armee galt das sogenannte Wallenstein'sche Reiterrecht von 1617, das aber nur eine Umarbeitung eines älteren war, welches von Lazarus von Schwendi, Feldhauptmann unter Karl V. und seinen beiden Nachfolgern, herrührte. König Gustav Adolf war schon 1621 in seinen Feldzügen gegen Polen mit strengen Kriegsgesetzen hervorgetreten. Die Anwendung des Kriegsrechts ruhte in der Hand eines höheren Offiziers, des „Generalgewaltigen". Derselbe hatte bei Streit und Schlägereien, woran es niemals fehlte, Frieden zu gebieten, hatte die Fahnenflüchtigen zu verfolgen, bei Plünderungen, Mord und Diebstahl, bei Widersetzlichkeit und überhaupt allen Ausschreitungen der Soldateska die polizeiliche Gewalt auszuüben; er sollte aber auch den Bürgern und Bauern den landesherrlichen Schutz angedeihen lassen. — In Frankreich, wo Kardinal Richelieu seit 1624 den Staat leitete, stützte sich die von ihm angestrebte unumschränkte Königsgewalt auf ein starkes Heerwesen, dem daher immer größere Sorgfalt zugewendet wurde. Aber ohne gute Disziplin verwildern selbst die besten Soldaten; damals jedoch vermochten auch die strengsten Kriegsgesetze der einreißenden Zuchtlosigkeit nicht genügend zu steuern.

Digitized by Google

Um die Pflege der Kranken und Verwundeten war es schlecht bestellt. Es sollte zwar jede Compagnie ihren Feldscherer haben, doch schon der Name besagt, daß es eigentlich nur ein Barbier war, der in Heilkunst pfuschte; die kranken Soldaten befanden sich meist weit besser in der Pflege mitlaufender Weiber und Dirnen oder bei ihren eigenen, erprobten Feldmitteln, als bei ärztlicher Behandlung. — Dabei herrschte allgemein der Wahn, daß es Zaubersprüche oder Mittel geheimer Kunst gebe, um sich „kugel- und stichfest", d. h. unverwundbar, zu machen; das unglaublich schlechte Schießen in den Gefechten, wobei in der Regel nur wenig getroffen wurde, trug dazu bei, den Aberglauben zu nähren, daß man „gefroren" und „schußfest" sein könne. Sicherheit vor dem Schusse — in früherer Zeit vor dem Treffen des Pfeiles — gab es schon vor dem Gebrauche der Feuerwaffen. Entweder war es die Hexensalbe oder ein anderes Zaubermittel, welches den Schutzsuchenden feite.

Freikugeln. Als die Feuerwaffen allgemeiner geworden, schuf die abergläubische Phantasie des Volkes neue Wahngebilde. Ein kundiger Schütze vermochte sich mit Hülfe des Bösen, dem er sich verschrieben, nicht nur schuß- und stichfest zu machen, sondern auch nimmer fehlende Schüsse zu thun. Der Schütze, welcher einen solchen Bund mit dem Satan geschlossen, darf die beim Abendmahl empfangene Hostie nicht genießen, er hat sie vielmehr im Munde verborgen zu halten, sie an einen Baum zu kleben und dann zu durchschießen. Der Zauber ist fertig, sobald sich Blutstropfen an der Hostie zeigen. Diese letzteren werden mit einem Tuche aufgefangen, sammt diesem verbrannt, und die Asche wird beim Kugelgießen unter das schmelzende Blei gemischt. — Nach einer andern Lesart kann der Schütze auch die Hostie ins Gewehr laden und dieses losschießen. Oder er legt, während der Priester bei der Messe die Monstranz erhebt, auf dieselbe an, ohne jedoch zu schießen. Auch dann verfehlt seine Büchse keinen Schuß. — Die besten „Freikugeln" werden in der Weihnachtsmitternacht auf einem Kreuzweg, auf dem man Blindschleichen sich hat hinringeln sehen, gegossen, womöglich zur Zeit, wenn der „Wilde Jäger" sein Teufelsspukwerk treibt. Aber auch zu diesem dunklen Werke sind allerlei Vorkehrungen, außerdem besondere Kräuter und animalische Stoffe, welche zu Asche verbrannt und unter das Pulver und Blei gemischt werden, erforderlich. Beim Gießen der „Freikugeln" darf der Schütze keinen Laut von sich geben. Sein Vorhaben wird unfehlbar gelingen, wenn er unter sein Blei Wismut und Quecksilber, Wachs und jene besonderen Kräuter mischt, ferner gestoßenes Glas von Kirchenfenstern, das rechte Auge eines Wiedehopfs, das linke eines Luchses, Kopf oder Schwanz einer Blindschleiche und endlich drei Kugeln, die schon einmal getroffen haben; alles dies wird beim Gusse der Glückskugeln in der Gießkelle durch einander gemengt. — Wehe aber dem Freikugelngießenden, wenn seine Zeit abgelaufen! Meist schon während des Kugelgusses erscheint der Satan oder der „Wilde Jäger", dieser unter weit hörbarem Peitschenknallen und Pferdehufschlag. Immer näher dringt das Wiehern gespenstischer Rosse, und schon dieses Nahen der „Wilden Jagd" betäubt den Freischützen. Das ganze Gethier des Waldes wird nun lebendig; der Sturm rast dahin über Schlucht und Wald, die Zweige und Aeste uralter Bäume, und diese selbst werden, sobald die „Wilde Jagd" herangekommen und, mit grausigem Lärm die Luft erschütternd, dahintobt, zu Boden geschleudert. — Oft gelingt es aber auch dem Freischützen, von dem furchtbaren Jagdgeist im flatternd rothen Mantel eine neue Lebensfrist dadurch zu erlangen, daß er ihm ein weiteres Opfer, das sich dem Bösen verschreibt, überliefert. — Der Leichnam eines Freischützen, mit den Füßen nach Osten beerdigt, dreht sich immer wieder mit dem Sarge nach Westen um.

Zeitgenossen des vorigen Jahrhunderts erzählen ganz ernsthaft noch viel wunderlichere Dinge. Selbst Wallenstein wurde von seinen Kriegern für schußfest gehalten, weshalb Schiller den Wachtmeister in „Wallenstein's Lager" sagen läßt:

„Durchlöchert von Kugeln war sein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Kommt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen!"

Digitized by Google

Imbiß in einem guten adeligen Hause in der Mark. Nach H. Lüders.

Blick auf die gesellschaftlichen Zustände in Brandenburg vor und während des deutschen Krieges.

Nur ein fortgesetzter Hinweis auf die Ausgestaltung des Lebens der deutschen Nation macht das Wesen der Zustände im brandenburgischen Staate erkennbar und verständlich. Das vorstehend Mitgetheilte dürfte manche Geschichtspartie, die bisher für viele Leser noch im Dunkel gelegen, wenigstens einigermaßen erhellt haben, so daß Personen und Ereignisse sich mehr aus der Dämmerung herausheben. Die Entwicklung unseres Staatslebens im Hinblick auf den allgemeinen kulturgeschichtlichen Fortschritt in einem lebenathmenden Gemälde darzustellen, bleibt trotz mancher trefflichen Vorarbeiten noch immer eine Aufgabe der Zukunft.

Die Dürftigkeit, welche noch im fünfzehnten Jahrhundert an dem Hofe zu Berlin und noch während der Regierungszeit des Kurfürsten Albrecht Achilles daselbst herrschte, konnte weder diesen ritterlichen Fürsten, noch seine an die feinere Lebensart der süddeutschen Stammlande gewöhnten Vorgänger und Nachfolger anmuthen. Namentlich aber vermochten sie an dem rohen Gebaren des märkischen Adels Wohlgefallen nicht zu finden. Daher hielten Albrecht Achilles und seine Vorgänger lieber im Kreise gleichgesinnter und gleichgearteter Genossen in dem fränkischen Stammlande glänzenden Hofhalt, und nur wenn politischer Zwang und kriegerische Wirren ihre persönliche Anwesenheit in den Marken unumgänglich erforderten, verließen sie ihr Stammland. Johann Cicero, der in Vertretung seines abwesenden Vaters die Regierung zu führen hatte, mußte den weitaus größten Theil der an und für sich schon geringen Einkünfte zur Bestreitung des glänzenden und kostspieligen Hofhalts seines Vaters nach Süddeutschland abführen und sah sich daher häufig in der drückendsten Verlegenheit,

Digitized by Google

so daß ihm und seinem treuen Kanzler wol bisweilen — wie Johann sich in einem uns erhaltenen Briefe an seinen Vater ausdrückt — „vor Aengsten der Schweiß auf die Stirn trat." Als Johann sich im Jahre 1473 mit einer sächsischen Prinzessin verlobt hatte, entwirft er in einem Briefe an Albrecht ein gar klägliches Bild von seiner bedrängten Lage; es fehle ihm Alles, um bei der in Aussicht stehenden Vermählung auch nur einigermaßen standesgemäß auftreten und seine Gäste bewirthen zu können. Gar geringe sei sein Haushalt versehen mit Bettgewand, Laken, Tischtüchern und dergleichen; dazu sei der Hafer augenblicklich so theuer, und zudem wisse er nicht, wo er aus dem ausgesogenen Lande auch nur einen Pfennig hernehmen solle. „Auch wie schwach wir an Silbergeschirr" — heißt es dann weiter in dem Briefe — „ist Euch wissentlich; denn wir haben nicht mehr von Silbergeschirr, als wie die Ew. Liebden zugeschickten Zettel enthalten, ausgenommen 12 silberne Löffel, die wir nach Eurem Abwesen haben machen lassen." Dieser Brief scheint denn auch wenigstens in etwas den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, denn nach drei Jahren, am 24. August 1476, konnte die Hochzeit endlich stattfinden.

Siebzig Jahre später, als die Kurfürsten ihren Aufenthalt in Berlin genommen, unterschied sich der kurfürstliche Hof von anderen hier in Vergleich kommenden hinsichtlich des Aufwandes in keiner Weise. Dies konnte man beispielsweise im Jahre 1545 bei dem Turnier zu Berlin wahrnehmen, welches der damalige Kurfürst Joachim II. zu Ehren einer am kurfürstlichen Hofe stattfindenden Doppelhochzeit veranstaltete, von welcher wir bereits an anderer Stelle redeten. Bei dieser Gelegenheit ward in alter ritterlicher Weise mit Schwert und Lanze gekämpft, wobei mehrere erste Unfälle vorkamen und Herzog Wilhelm von Braudenburg seinen Bruder, Herzog Hans von Küstrin, beinahe getödtet hätte. Es bezeugt Jenes auch das im Jahre 1581 vom Kurfürsten Johann Georg bei Gelegenheit der Taufe seines ersten Sohnes veranstaltete Ritterspiel. Doch allgemach verloren diese hochadeligen Vergnügungen ihren früheren Charakter. Nicht der persönliche Muth und die Kraft des Ritters ist maßgebend: zierliches Gebaren beim Ringelstechen und Gewandtheit in prächtig angeordneten Scheinkämpfen verschaffen den ersehnten Preis. Als ein charakteristisches Zeichen der Zeit verdient noch erwähnt zu werden, daß für Denjenigen, welcher am zierlichsten aufgeputzt auf der Stechbahn, deren Name sich in Berlin bekanntlich noch bis heute erhalten hat, erscheinen würde, ein Preis ausgesetzt war, wie denn überhaupt schon in der Einladung zum Turnier ausgesprochen war, daß jeder Theilnehmer mit Reisigen, Pferden, Knechten und Jungen, auch „mit Ehrenkleidern wohl staffiret" in der Residenz zu erscheinen hätte.

Schon Kaiser Karl IV. hatte auf Verfeinerungen der Sitten des märkischen Adels hinzuwirken gesucht. Einzelne der adeligen Herren fanden auch wirklich an der Weise des Hofhalts des Luxemburgers ihr Wohlgefallen. Aber gar bald machte sich wieder die frühere Ungebundenheit breit; dies trat namentlich bei den Gelagen zum Vorschein. Selbst in Anwesenheit der Frauen legten sich die Hofleute und Ritter keinen Zwang auf, weder hinsichtlich ihres Benehmens gegen jene, noch ihrer sonstigen Gewohnheiten. Das übermäßige Trinken dauerte fort und konnte auch nicht durch Bier- und Schankſteuern eingeschränkt werden. Einen rechten Erfolg hatte diese Finanzmaßregel ohnedem nicht; weder wurde die Biererzeugung verringert, noch der Weinverbrauch merklich erhöht. Wir müssen uns erinnern, daß damals die Mark noch den Wein in solchen Mengen erzeugte, daß nicht nur der eigene beträchtliche Bedarf vollkommen gedeckt war, sondern daß noch eine einträgliche Ausfuhr märkischen Erzeugnisses stattfinden konnte. Derselbe genoß durchaus nicht den üblen Ruf, zu den sogenannten „Drei-Männer-Weinen" gerechnet zu werden. Wir erwähnen dieses Umstandes, um auch an dieser Thatsache die entsetzliche Verheerung der Marken durch den Dreißigjährigen Krieg erkennbar zu machen. — Um dem Leser einen ungefähren Maßstab hinsichtlich des Weinverbrauchs in jener Zeit zu geben, möge hier erwähnt sein, daß am Hofe des Kurfürsten Joachim II. jeder Hofdame regelmäßig zur Mittagsmahlzeit ein halbes Quart

Digitized by Google

Wein zuerkannt wurde, ja daß die Hofmeisterin sogar ein ganzes Quart erhielt, von welchem, wie der Chronist berichtet, wenig übrig geblieben sei.

Das Umsichgreifen der großen Kirchenverbesserung hatte im sechzehnten Jahrhundert der Genußsucht an vielen Orten vorübergehend einen Damm entgegengesetzt. Die Einkehr des Menschen in sein Inneres und das Bedürfniß der sittlichen Lebenserneuerung währte bei einem guten Theil des Bürgerstandes und in den für Bildung empfänglichen Adelskreisen fort bis zu Anfang des nächsten Jahrhunderts; aber zu einer in die Massen dringenden Wandlung zum Bessern war es nicht gekommen. Auch schien wahrlich das Gebaren der Geistlichkeit, das von ihr fortdauernd unterhaltene Gekläffe und ihre Unduldsamkeit nicht dazu angethan, dem Kultus der Religion der Liebe und Herzensveredlung den endlichen Sieg zu sichern. — Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts trat der Sittenverfall, trotz der vielfach zur Schau getragenen Scheinfrömmigkeit, in bedenklichstem Umfange zu Tage. In welchem Grade auch der märkische Adel und vornehmlich die Hofleute der unheilvollen Zeitströmung sich überließen, beweisen die eindringlichen Mahnungen und Klagen der wenigen Bessergesinnten, die sich gegenüber der immer weitergreifenden Roheit und Lasterhaftigkeit noch ein Gefühl für die Ehre ihres Standes und die ihnen durch denselben auferlegten Pflichten gewahrt hatten. Als bereits die Vorboten des Dreißigjährigen Krieges sich in Deutschland eingestellt hatten, wurden die Zustände geradezu schreckenerregender Art. Ein anschauliches und bei aller Trostlosigkeit doch interessantes Bild der damaligen Sitten giebt uns die Leichenpredigt, welche ein angesehener Geistlicher unter der Regierung Sigismund's einem märkischen Edelmann hielt; aus derselben möge daher hier ein Auszug folgen. „Wie sich aber heutigen Tages" — so heißt es dort — „in der letzten Grundsuppe der verdammten Welt Viele unter denen vom Adel halten und gar selten ihrem hohen und adligen Titel genug thun, das darf man nicht lange beweisen. Ich rede aber allhier nicht von frommen, christlichen, gottseligen Adelspersonen. Denn die wissen wol aus Gottes Wort und aus ihrem heiligen Katechismus auch ohne weitläufige Erinnerungen, wie sie sich für ihre Person gegen Gott, auch gegen ihres Gleichen und gegen andere Stände christlich und unsträflich verhalten sollen; sondern ich rede allhier und in diesem Falle von denen, so man epikuräische, sichere Weltkinder nennt, welche alle Tage im Sause und vollen Magen dahinleben und führen zu ihrer Ordensregel das Symbolum oder den Reimspruch des Epicurus: Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas!"

In diesem Tone geht es in der Predigt weiter, und die ärgsten Schmähwörter werden nicht gespart, um das sittenlose Treiben in seiner ganzen Verwerflichkeit zu kennzeichnen. Aeußerst charakteristisch für die Zustände im Brandenburgischen während der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, im Hinblick auf den gänzlichen Verfall der Sitten in diesem Stadium jener schweren Prüfungszeit ist die uns erhalten gebliebene Bitt- oder richtiger Denkschrift des Berliner Rathes an den damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm, die demselben bei seiner Rückkehr aus Holland überreicht wurde. In derselben werden die durch den Krieg hervorgerufenen Uebel, die drückende Noth des Landes und besonders die der Hauptstadt geschildert. Fast aus gleicher Zeit, als schon die Kriegsfurie erbarmungslos ganz Nord- und Mitteldeutschland verheert hatte, liegt eine gleichfalls sehr beachtenswerthe Darstellung aus der Feder des Kanzlers von dem Borne vor.

Hofleben. „Der meiste Hause am Hofe", heißt es in derselben, „lebe in einem wüsten, heidnischen Wohlleben, in Fressen, Sausen, Spielen und anderer Ueppigkeit, die meisten Sonn- und Festtage würden mit Banketten, Turnieren, Ringrennen, Maskeraden, Ballets und anderen weltlichen Wollüsten hingebracht. Des Marschalls Kleider, in denen er sich sehen lassen könnte, würden auf 500,000 Thaler geschätzt, die Mäntel und Hosen der Edelknaben wären von schwarzem Sammt, mit goldenen Borten verbrämt, die Wämser von schwarzem Goldstück, zerschnitten, und darunter goldgestickte Hemden. Diesem Beispiel der Hauptstadt folgten die übrigen Städte. Ueberall würde es für Gottesdienst gehalten,

Digitized by Google

sich an Sonn- und Festtagen stattlich auszuputzen, der Gewohnheit nach zweimal in die Kirche zu gehen und darauf zu fressen, zu saufen, spazieren, bankettiren und balliren. Alle Gasthöfe, Schenken, Wein- und Bierkeller wären voller Gäste, die bis in die Nacht sich voll und toll söffen, schwärmten und mit Trommeln, Pfeifen und Geigen aufwarten ließen. Die Bürger schössen nach der Scheibe und nach dem Vogel. Oft träten gleich nach geendigter Predigt in der Kirche Komödianten, Fechtmeister, Springer, Linienflieher (Seiltänzer), Tanzmeister, Bären- und Affenführer auf, die dem Volk zur Kurzweil ihre Künste sehen ließen, welchen die weisen Herren vom Rath und die Geistlichkeit mit sonderbarer Ergötzlichkeit zusähen. Diesem Beispiele folge selbst auch das platte Land. Aus der heiligen Taufe wäre eine wahre Krämerei gemacht worden; Mancher hätte sich derselben bedient, um große Mittel zusammen zu bringen, Geschenke und Kleinodien zu erwerben, und zu dem Ende ganze Landschaften, Städte und Regimenter zu Fuß und zu Roß zur Gevatterschaft eingeladen, wobei denn etliche Tage weidlich bankettiret, gefressen, gesoffen, getanzt, geschwärmt und nicht anders hausgehalten worden, als wie der türkische Kaiser zu Konstantinopel seinen Geburtstag zu begehen pflege. Die Hochzeiten würden unter hohen und niederen Personen mit solchem Aufwande von Ueberfluß und Ueppigkeit gehalten, daß die jungen Eheleute gemeinlich Dasjenige, so sie von ihren Eltern und Voreltern ererbt oder in der Zeit ihrer Jugend erworben hätten, an einem solchen Hochzeitstage aufgehen lassen müßten, sich dadurch zu Bettlern machten und durch Anschaffung prächtiger Kleider und andern Ueberfluß dermaßen in Schulden setzten, daß sie ihre Lebtag deren Tilgung nicht zuwege bringen könnten. Bei den Adels- und Standespersonen müßte es an Traktamenten fürstlich zugehen und etliche Tage weiblich ins Gelag geschwärmt werden. Hierzu kämen noch die heidnischen Gewohnheiten und Feste an Fastnachts-, Martins- und anderen Sauf- und Freßtagen, an welchen am Hofe und in den Städten in allen Zünften und Gewerken mit Maskeraden und anderen Unsinnigkeiten und Ueppigkeiten, in Quas und Fraß, die Zeit verbracht würde. Stürbe Jemand, so wäre man wieder bemüht, daß die Leiche stattlich zur Erde bestattet werde, und da es dazu oft an Mitteln fehle, so ließen Die vom Adel auf dem Lande Solche öfter länger als ein Jahr unbegraben stehen, damit es ja bei der Beerdigung recht köstlich hergehen könnte, und würde alsdann die ganze Nachbarschaft dazu eingeladen, welche dann etliche Tage mit Schlemmen zubrächte, wobei oft Händel, Mord und Todtschlag angerichtet würden. Solche Verschwendung und Verzehrung koste oft mehr Gut, als der Verstorbene hinterlassen habe, und müßten die nachgebliebenen Wittwen und Waisen den guten Unterhalt und die Erziehung entbehren. Die Geistlichen aber sagten demohngeachtet, daß dies Alles dem Verblichenen zur letzten Ehre geschähe und geschehen müsse.

„Auch in Kleidung würden so viele Ausschweifungen begangen, daß kein Handwerker von einem Edelmann und dieser sich nicht von einem Fürsten unterschiede. Statt der wollenen gebrauche man seidene Kleider, die man mit Golde sticke, und alle vier Wochen wähle man neue Moden, deren närrischer und seltsamer Schnitt gar nicht zu beschreiben wäre. Die eitlen Weiber und Töchter könnten ihren Vorwitz nicht genug büßen, so daß sie gar mit der natürlichen Gestalt und Farbe, so ihnen Gott der Schöpfer gegeben, nicht zufrieden wären, sondern, um weißer und schöner auszusehen, sich mit wohlriechendem Wasser wüschen, sich schminkten und mit Farben anstrichen, Puder ins Haar streuten und hohe Sturmhauben trügen, als wenn sie Alles, was ihnen vorkäme, niederreißen wollten."

Diese Aufzeichnungen und das oben angeführte Bittschreiben des Berliner Rathes an den Kurfürsten scheinen einander zu widersprechen, in Wahrheit jedoch ergänzen sie sich gegenseitig und dienen dazu, das Gemälde der Zeit zu vervollständigen.

Der Rath trat als Bittender auf und wies in grellen Farben auf die Nothstände des Landes hin; Borne dagegen wendete sich als strenger Sittenrichter an das Volk und hielt ihm seine Sünden vor. Der besondere Zweck, den man bei jeder Eingabe im Auge hatte, bestimmte auch einen jeden derselben, vorzugsweise eine Seite des öffentlichen Lebens hervorzuheben.

Digitized by Google

Die Noth, wie der Berliner Magistrat sie schildert, war nicht minder bemerkbar, als die Gewohnheit des Verprassens sowie die Ueppigkeit, von der Borne spricht. Hier die Schrecken des Mangels, dort grenzenlose Schwelgerei. Freilich konnten sich dieser gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nur noch die Wenigen, welche der allgemeinen Verarmung entgangen waren, hingeben. Der Nothstand, die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums hatte eine solche Höhe erreicht, daß in den Schichten Derjenigen, die noch etwas besaßen, die Ansicht herrschend geworden war, es sei am besten, Das, was man noch sein nenne, möglichst zu genießen und zu verprassen, ehe die Hand des Kriegsknechtes es raube. Das Gefühl des Erbarmens gegen den leidenden Mitbruder war fast gänzlich abhanden gekommen.

Wir glauben unsere Leser hinlänglich zum Verständniß des neuen Zeitabschnittes, in welchen wir nun eintreten, vorbereitet zu haben. Das Zeitalter Ludwig's XIV. von Frankreich und des Großen Kurfürsten beginnt, und haben wir nicht nöthig, die hohe Wichtigkeit dieser Periode unserer vaterländischen Geschichte erst besonders zu betonen. — Im Grunde ist die Zeit vom Untergange der Hohenstaufen bis zum Auftreten der Reformation und zur Auffindung neuer Welten nicht überreich an großen politischen Ereignissen; doch kam die geistige Entwicklung Deutschlands auch im sechzehnten Jahrhundert immerhin um einen mächtigen Schritt weiter, da das deutsche Schriftenthum sich während dieser geistig weiterstrebenden Periode gehoben und sich mehr zur Geltung gebracht, auch bald namhaftere Vertreter gefunden hatte. Die Regungen auf dem Gebiete der schönen Künste haben wir ein rascheres und lebhafteres Tempo im Zeitalter der Renaissance gleichzeitig mit dem Umsichgreifen der aus tiefstem Herzensbedürfniß der Nation hervorgegangenen Reformation annehmen sehen. In welchem Maße die Sehnsucht unseres Volkes, das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt und die Gewissensfreiheit nicht mehr von der römischen Priesterherrschaft bedrückt zu sehen, Befriedigung gefunden hatte, haben die vorhergehenden Blätter dargethan, ebenso den fürchterlichen Rückschlag hinsichtlich des materiellen und geistigen Wohlbefindens unseres Volkes infolge des brudermörderischen Krieges während dreißig Jahren. Die Nachwehen dieser grausigen Zeit werden wir noch lange mit empfinden, wenn wir uns nun anschicken, in den Hallen unserer vaterländischen Geschichte weiter fortzuwandern.

Gießen der Freikugeln. (Siehe S. 303.)

Digitized by Google

Digitized by Google

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

Digitized by Google